









Job von Witzleben

von

Dr. Dorow.







v. Witzleben

Job von Witzleben

Königlich Preußischer Kriegs-Minister, General-Lieutenant
und General-Adjutant [illegible]

Mittheilungen

desselben und seiner Freunde

zur Beurtheilung

Preußischer Zustände und [illegible]

[illegible]

von

Dr. Dorow,

[illegible]

Mit Portrait und Facsimile.

Leipzig.

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.

1842.



Job von Witzleben

Königlich Preußischer Kriegs-Minister, General-Lieutenant und General-Adjutant Se. Majestät des Königs.

Mittheilungen

desselben und seiner Freunde

zur Beurtheilung

Preußischer Zustände und wichtiger Zeitfragen.

Herausgegeben

von

Dr. Dorow,

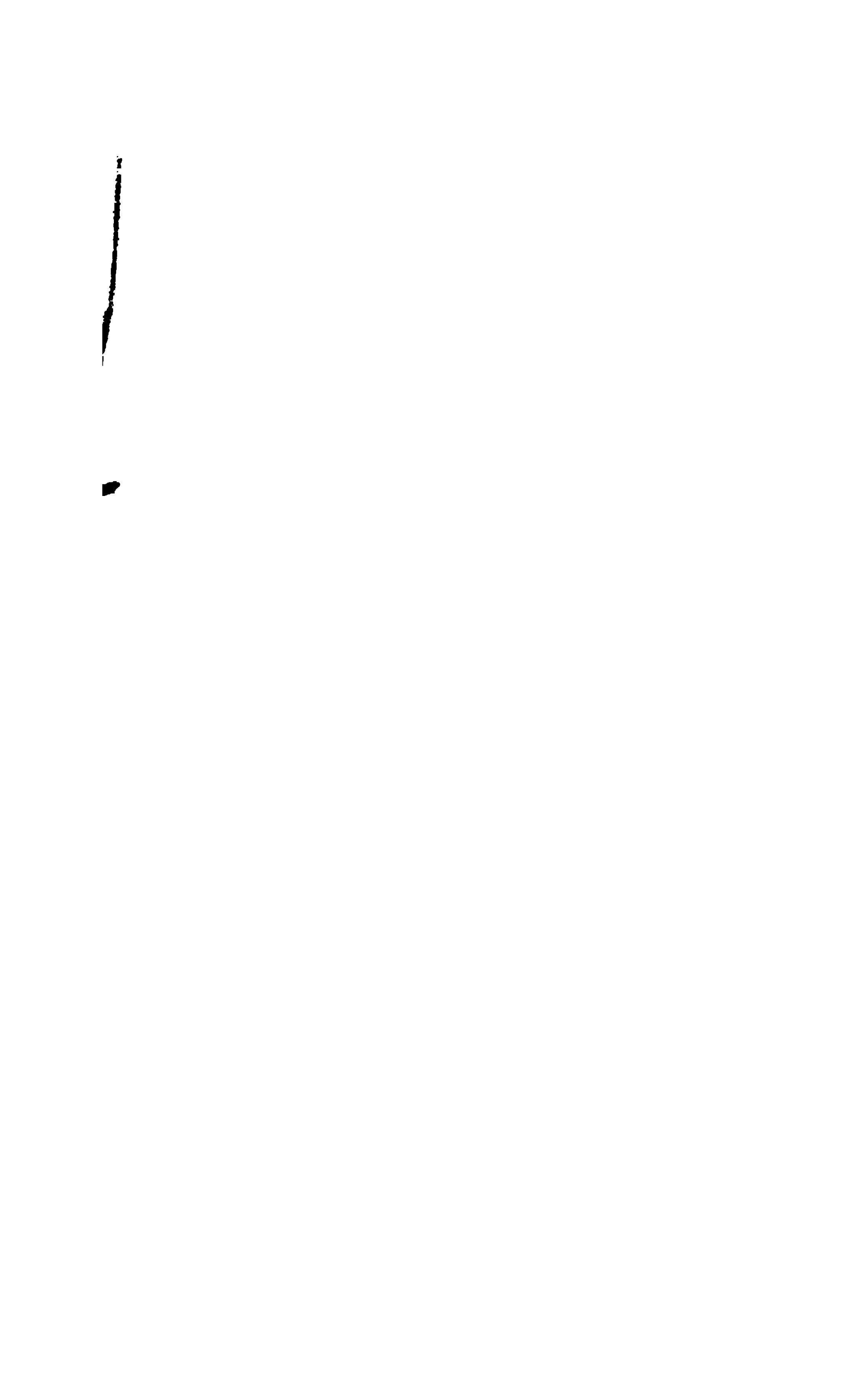
Königlich Preuß. Hofrathe, vormal. Direktor der Verwaltung für Alterthumskunde in den Rheinisch-Westphälischen Provinzen, Mitgliede der Königlichen Akademie in Neapel, der archäologischen Akademie in Rom, der asiatischen Gesellschaft in Paris, der Königlich deutschen Gesellschaft in Königsberg in Pr., der Alterthumsgesellschaften in Trier, Minden, des Sächsisch-thüringischen Vereins u. s. w.

Mit Portrait und Facsimile.

Leipzig,

Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.

1842.



Dem

Baron Alexander von Humboldt

dem

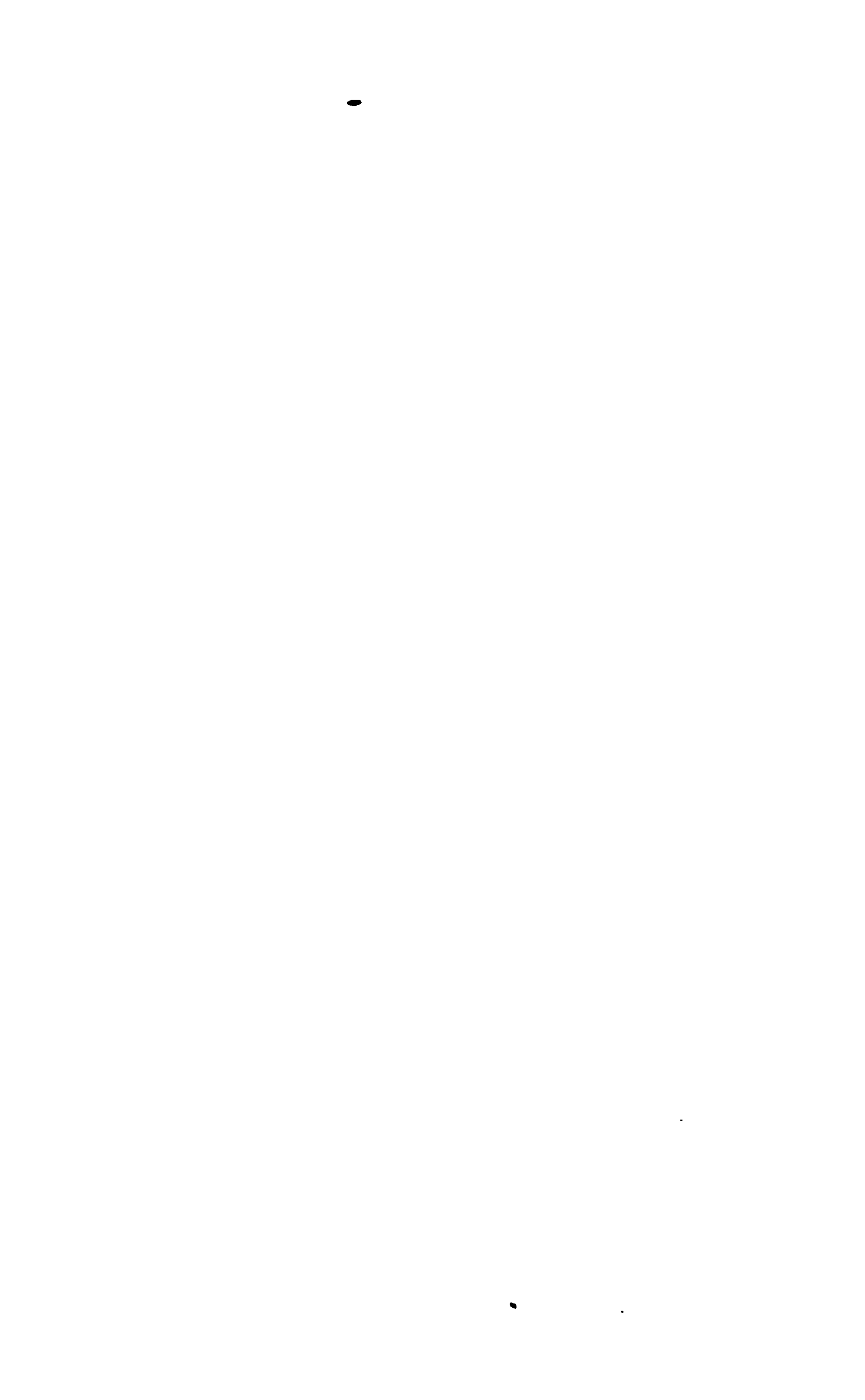
wahren Freunde Witzlebens,

widmet diese Blätter

mit

Gefühlen alter Anhänglichkeit

der Herausgeber.



Vorrede.

Mit einiger Besorgniß übergebe ich die nachfolgenden Blätter der Oeffentlichkeit: sie sollen das Bild eines Staatsmanns vorführen, welcher durch seinen trefflichen Charakter, durch sein Talent und durch die Liebe und Achtung, welche sein König für ihn hatte, eine in alle Zweige der äußern Politik und der innern Verwaltung tief eingreifende Wirksamkeit während der bedeutungsvollen Jahre von 1816 bis 1837 ausübte. Um so gespannter dürfte man das Buch zur Hand nehmen, als, merkwürdig genug! hier zum ersten Mal seit dem Tode des Kriegsministers v. Witzleben — also seit fünf Jahren, sein Leben und sein Wirken öffentlich besprochen wird. Es lag wohl in den Verhältnissen und in den vielfachen Beziehungen, in denen Witzleben stand, daß selbst nicht einmal ein Nekrolog bei seinem Tode erschienen ist, oder vielmehr erscheinen konnte: während doch die Staats- und andere Zeitungen nie unterlassen, selbst bei unbedeutenden Naturen, wenn sie nur hohe Staatsämter bekleideten, das Leben und Wirken derselben bei ihrem Sterben ausführlich zu beleuchten und zu rühmen. Es mag allerdings sehr schwierig sein über die Wirksamkeit dieses Mannes etwas Genügendes und Würdiges zu sagen, der in so inniger Beziehung und Wechsel-

wirkung mit der Wirksamkeit seines Königs stand: so das Eine die Andere ergänzte! Fühlte ich nicht eine Verpflichtung in mir, bei dem werthvollen Material, welches zur Beurtheilung des Dahingeschiedenen, in meine Hände gelegt, und bei der Liebe die für denselben in meinem Herzen lebt, so würde ich es nicht gewagt haben diese Blätter — bei dem Umfang von Witzlebens Wirksamkeit — zu veröffentlichen: jedenfalls muß ich aber eben deshalb die wohlwollende Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen.

Alles was sich jetzt schon, ohne indiskret zu erscheinen, von und über Witzleben mittheilen ließ, habe ich zusammenzustellen und durch einleitende Worte in Verbindung zu bringen gesucht; möchte es mir gelungen sein auf solche Weise diesen hochbegabten Mann so zu schildern, wie er mit der Großartigkeit und Liebenswürdigkeit seines Charakters und Gemüths in dem Geiste aller derer gewiß fortlebt, welche ihn gekannt und deren Sinn für das Große und Edle nicht verschlossen war und ist!

Geschrieben im August 1842.

Dr. Dorow.

Zwei Denkschriften

der

Königlich Preußischen Staatsminister

Freiherrn vom Stein

und

Wilhelm von Humboldt

über Verfassung und Administration.

1818 und 1821.



Zwei Denkschriften

der

Königlich Preußischen Staatsminister

Freiherrn vom Stein

und

Wilhelm von Humboldt

über Verfassung und Administration.

1818 und 1821.

kund geben, allein diese Mißurtheile lagen ganz in dem Charakter des Herrn vom Stein, und aus dem hier folgenden merkwürdigen Actenstück vom Jahr 1818 wird diese schroffe, harte, rücksichtslose Sinnesart und Aburtheilung am klarsten hervorgehen. Herr vom Stein änderte jedoch später seine Ansichten über jenen Staatsmann. In einem vor uns liegenden Briefe des Kriegsministers v. Witzleben aus Coblenz, 29. Juni 1821 heißt es: „Mittags bei General v. Thielmann mit Minister vom Stein. In einer interessanten Unterredung mit demselben entwickelte derselbe höchst geläuterte Ansichten über die Lage der Dinge. Genial in allen seinen Aeußerungen. Er erklärt sich gegen unbedingte Gewerbefreiheit und gegen illimitirte Theilung des Grundeigenthums. Ich bin ganz seiner Meinung. Er hält eine auf solide monarchische Principien gegründete Verfassung für das heilsamste was dem preußischen Staate begegnen kann. Ja er sieht dies als das einzige Rettungsmittel gegen den Revolutionsschwindel an. Mir ist dies alles aus der Seele genommen. Ich äußerte, daß der Ausgang der italienischen Angelegenheiten so wünschenswerth auf der einen Seite, doch wahrscheinlich den nachtheiligen Einfluß haben würde, daß sie die Fürsten und namentlich den österreichischen Hof immer mehr von dem constitutionellen System entfernten. Er meinte,

ja. Nahm jedoch Metternich in Schutz, den er weit weniger constitutionellswidrig gesinnt glaubt als seinen Kaiser. Dies war mir neu und ich traue dem nicht. Kaiser Alexander schwankt. Metternich hat großen Einfluß. Alexander fürchtet Revolutionen. Auch ich fürchte sie, nur in der Wahl der Gegenmittel denken wir verschieden." —

Durch die Klarheit dagegen, mit welcher der Minister Wilhelm von Humboldt in der mitgetheilten zweiten Denkschrift, in die Tiefen der Staatsverwaltung eindringt, finden wir unser Gemüth wahrhaft beruhigt und werden zur Bewunderung hingerissen von der graziösen Art, wie er die wichtigsten Zweige derselben — besonders das Ständewesen beurtheilend und Rath ertheilend, zu besprechen weiß. Es ist eine kostbare Reliquie des großen Staatsmanns, der „das Leben in allem Reichthum der intellectuellen Freuden und menschlicher Gefühle tief verstanden hatte."

Fügt man zu diesen Documenten, die im Verlauf dieses Werkes mitgetheilte Denkschrift Witzlebens über den Zustand Preußens hinzu, welche die düstern Anklagen einer hochgestellten Person zurückzuweisen bestimmt war, so möchte dem scharfen gerechten Beobachter ein wohlthuendes Bild von dem Gange unserer Regierung in der Seele auftauchen, den sie —

freilich mit manchen nothwendigen Abweichungen einzuhalten, stets bemüht gewesen ist, — jetzt jedoch mit rascheren Schritten auf einer Bahn vorschreitet, die jene unvergeßlichen trefflichen Männer angedeutet haben!

Frankfurt, den 2ten Jan. 1818.

Herr Doctor Schlosser wird E. E. dieses Schreiben überreichen und Ihnen von unserer ständischen Angelegenheit sprechen, der aber noch eine größere Gefahr von außen, als von ihren innern Widersachern droht.

Sie erröthen nicht, mit der frechsten Schamlosigkeit die Grundsätze des empörendsten Machiavellism auszusprechen und zu verbreiten; die Bundesacte, sagen sie, verspricht im Art. 13. den Ländern Landstände, die Bestimmung des Zeitpunkts, der Art, überläßt sie der Weisheit, das heißt, der Willkühr der Regierungen, die Unterthanen haben nur ein Erwartungsrecht, der Bund keine Befugniß, sie zu schützen, vielmehr ist er verpflichtet, wenn Unruhen entstehen, diese zu unterdrücken, ohne sich um die merita causae, um den Grund der Klagen, zu bekümmern.

Diese Grundsätze sprechen Fürst * * und Graf * * aus, sie dienen zum Leitfaden der österr. und bairischen Bundesgesandtschaften, man versichert, Preußen und Hannover werde ihnen beitreten.

Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob ein Cabinet überhaupt, und das österr. insbesondere, klug handele, zu solchen Sophistereien seine Zuflucht zu nehmen, aber standhaft und unablässig werde ich behaupten, daß diese Grundsätze für

Preußen unanwendbar und durchaus verderblich sind. Denn es ist ein protestantischer Staat, in welchem seit Jahrhunderten sich ein großes, vielseitiges, geistiges Leben, ein Geist der freien Untersuchung, entwickelt hat; dieser läßt sich weder unterdrücken, noch durch elende Sophismen irre leiten, man wird auch nicht den dümmsten aus dem Volke glauben machen, daß es von meiner Willkühr abhänge, wenn und wie ich eine Verbindlichkeit zu erfüllen habe, und daß einem Nachbarstaat das Recht zustehen solle, ihn todt zu schlagen, wenn er, durch Willkühr und Mißhandlungen gereizt, sich widersetzt.

Er wird sagen: die Obrigkeit fordert von mir Gehorsam, gestützt auf die Worte des Evangeliums (Matthäi): gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist, ich bin dazu bereit, aber zu einer Zeit und in einer Art, die in meinem Ermessen steht.

In Preußen sind ferner von einem sittlichen, redlichen König eine Folge von Zusagen ertheilt worden, denen man auf das schnödeste widersprechen müßte, wenn man sich zu den Lehren des * * bekennte.

Im Jahre 1815 versprach der König förmlich, seinem Volke eine repräsentative Verfassung zu geben, der Staatskanzler wiederholte es in allen seinen — den Provinzialständen gegebenen Antworten, in dem Staatsrathe ward ein eigenes Comité für ständische Angelegenheiten bestellt, drei Minister bereisten die verschiedenen Theile der Monarchie, um die öffentliche Meinung zu erforschen, Materialien über Vergangenheit und Gegenwart zu sammeln, und diese Zusagen und Versammlungen sollen ein bloßes Hazardspiel seyn?

In welchem Grad würde hierdurch nicht der Unwille des Volks gereizt und die moralische Kraft des Staats gelähmt,

da jene dessen Mangel an physischer Kraft, der aus seiner geographischen Lage, aus seinem wenigen Reichthum, aus seinem Unzusammenhang, entsteht, ersetzen soll und ersetzen kann. Auf dieser moralischen Kraft kann nur unser Vertheidigungs- und unser Finanzsystem beruhen, die Bereitwilligkeit zu den großen Opfern, die beides im Krieg fordert, können nur durch Gemeingeist erzeugt werden, der nur da wurzelt, wo eine Theilnahme am Gemeindewesen statt hat.

Eine solche Theilnahme allein vermag die unvermeidliche Unvollkommenheit einer Verwaltung zu beseitigen, die ausschließend Beamten übertragen ist, sie mögen einzeln oder in Collegien vereint stehen, und die hauptsächlich sich in Folgendem äußern:

1) Kostbarkeit; statt daß vieles unentgeltlich durch die Mitglieder der Gemeinde des Kreises der Provinz geschieht, so wird alles besoldeten Beamten übertragen, deren Gehälter dennoch nicht im Verhältniß seyn können zu den wahren oder vermeintlichen Bedürfnissen ihres Staates; so kosten allein die 27 Provinzialregierungen der preußischen Monarchie 27 × 80,000 = 2,160,000 Rthlr. ohne Kreisbehörden, Justizbehörden u. s. w.

2) Einseitigkeit; 10 bis 12 Personen sollen die öffentl. Angelegenheiten, so 300,000 Personen betreffen, erkennen, leiten, entscheiden, verwalten, da dieses unmöglich ist, so entsteht höchstens ein Aufgreifen einzelner Gegenstände, und im Allgemeinen eine Schein- und Actenthätigkeit.

3) Lähmung; durch die unvermeidliche Abhängigkeit von oben, — sie muß statt haben, wenn die Verwalteten nicht der Willkühr der Verwalter preisgegeben werden sollen, dadurch

entsteht ein langsamer mit leeren Förmlichkeiten überladener, unbeholfener Geschäftsgang.

4) Veränderlichkeit in den Systemen; die Verwaltung schöpft ihre leitenden Grundsätze nicht aus der Natur der Sache, der Landesverfassung, sondern wird durch allerlei Wind der Lehre bewegt, durch die Meinungen einzelner momentan Einfluß habender Personen, heute prädominirt das Fabrikensystem, morgen das der ungebundenen Handels- und Gewerbefreiheit, heute steht man fest bei dem alten Herkömmlichen, morgen löst man alles wild auf, bäuerliche Verhältnisse, städtische Zunfteinrichtungen u. s. w., einen tüchtigen ehrsamen Bauernstand sucht man in Taglöhner, in Beisitzer, den Bürger in patentisirten Pfuscher und die ganze Nation in Gesindel zu verwandeln.

5) Vernichtung des Gemeingeistes — statt dessen, Unwillen und Abneigung gegen alles, was die Regierung unternimmt. Gemeingeist bildet sich nur durch unmittelbare Theilnahme am Oeffentlichen, er entspringt aus der Liebe der Genossenschaft, deren Mitglied man ist, und erhebt sich durch sie zu der Vaterlandsliebe.

Hat der reine Burotism diese Nachtheile, so bilde man sich eine Gemeinde-, Kreis-, Provinzialverfassung, die mit Sparsamkeit, Lebendigkeit mitwirkt, eingreift, die Selbstständigkeit und Beweglichkeit der Provinzialbehörden befördert, ohne die Verwalteten ihrer Willkühr preiszugeben. Auf dieser Provinzialverfassung gründet sich eine Reichsverfassung, die die Theile zu einem Ganzen, unter Leitung einer kräftigen Regierung, verbindet.

6) Widerspruch zwischen den militärischen und bürgerlichen Institutionen — diese lähmen den Gemeingeist, jene,

indem sie alle zur Landwehr aufrufen, haben ihn voraus, und ohne ihn sinkt Landwehr weit unter den ehemaligen Zunftsoldaten — ihn beseelte wenigstens der Zunftgeist, jene, ohne durch höhere Motive belebt, sinkt zur gemeinen Landmiliz herunter.

Ist man zur Errichtung dieser repräsentativen Institutionen entschlossen, so fragt sich: welche Form will man ihnen geben, zu welcher Zeit will man sie ins Leben bringen?

Man hält den gegenwärtigen Moment für unpassend, weil die Gemüther lebhaft bewegt sind, man will einen ruhigern abwarten, — werden aber die Gemüther beruhigt, wenn man gerechte, auf Bundesacte, Edicte und manchfaltige Zusagen gegründete Erwartungen täuscht, oder mit ihrer Erfüllung zögert?

Wenn man einem treuen, besonnenen, tapfern, geduldigen Volk, das im Jahr 1806 bis 1815 den schmählichsten Druck mit Resignation geduldet und mit Heldenmuth die schmählichen Fesseln zerbrochen und dem Throne den alten Glanz wieder errungen, aus Mißtrauen die Wohlthaten einer Verfassung vorenthält, in deren Genuß seine Umgebungen, Franzosen, Belgier, Polen, Schweden, sind. Sind gleich die Gemüther bewegt, so sind doch nirgends die Gesetze beleidigt, die Schranken der Ordnung durchbrochen. Die demokratischen und verwerflichen Grundsätze der Weimarschen Gelehrten können nur in soferne verderbliche Folgen haben, als man die dem Volke gegebenen Zusagen unerfüllt läßt, und diese Folgen werden weniger sich äußern durch anarchischen Widerstand gegen die Regierungen, als durch den ihre Kraft lähmenden Unwillen, wenn man sie in Zeiten der Gefahren zu großen Anstrengungen und Opfern jeder Art auffordert.

freilich mit manchen nothwendigen Abweichungen einzuhalten, stets bemüht gewesen ist, — jetzt jedoch mit rascheren Schritten auf einer Bahn vorschreitet, die jene unvergeßlichen trefflichen Männer angedeutet haben!

Frankfurt, den 2ten Jan. 1818.

Herr Doctor Schlosser wird E. E. dieses Schreiben überreichen und Ihnen von unserer ständischen Angelegenheit sprechen, der aber noch eine größere Gefahr von außen, als von ihren innern Widersachern droht.

Sie erröthen nicht, mit der frechsten Schamlosigkeit die Grundsätze des empörendsten Machiavellism auszusprechen und zu verbreiten; die Bundesacte, sagen sie, verspricht im Art. 13. den Ländern Landstände, die Bestimmung des Zeitpunkts, der Art, überläßt sie der Weisheit, das heißt, der Willkühr der Regierungen, die Unterthanen haben nur ein Erwartungsrecht, der Bund keine Befugniß, sie zu schützen, vielmehr ist er verpflichtet, wenn Unruhen entstehen, diese zu unterdrücken, ohne sich um die merita causae, um den Grund der Klagen, zu bekümmern.

Diese Grundsätze sprechen Fürst * * und Graf * * aus, sie dienen zum Leitfaden der österr. und bairischen Bundesgesandtschaften, man versichert, Preußen und Hannover werde ihnen beitreten.

Ich will es dahin gestellt seyn lassen, ob ein Cabinet überhaupt, und das österr. insbesondere, klug handele, zu solchen Sophistereien seine Zuflucht zu nehmen, aber standhaft und unablässig werde ich behaupten, daß diese Grundsätze für

meiner ehemaligen, als Staatsbeamter, und meiner jetzigen, als Privatmann, durchaus überein. Ich glaube aber eines Theils, daß diese Mängel in andern Ursachen zu suchen sind, als in dem Systeme der Sachministerien, und andern Theils, daß es nicht schwer fallen würde, gleich große, vielleicht noch überwiegende Mängel des entgegengesetzten Systems aufzuzählen. Da aber jede nur irgend wählbare Einrichtung neben gewissen Vorzügen nothwendig auch gewisse Nachtheile und Unbequemlichkeiten hat, die besiegt oder unschädlich gemacht werden müssen, so möchte ich Ihre Vorschläge nicht auf diese indirecte Weise bestreiten, sondern sie lieber gradezu in ihrem Wesen selbst prüfen.

Ew. Hochwohlgeboren wollen nicht alle Sachministerien aufheben, wie denn dies auch wirklich unmöglich seyn würde, sondern viere, der Justiz, des Kriegs, der auswärtigen Angelegenheiten und des Abgabenwesens (was Sie an einer andern Stelle Finanzministerium nennen und was auch wohl die allgemeine Cassendirection unter sich haben würde) bestehen lassen. Die vier Provinzialministerien sollen auch wieder auf gewisse Weise Sachministerien werden, indem jedes einer der vier consultativen Behörden, die für den ganzen Staat bestimmt sind, vorstehen soll. Es entständen also hier zwei Classen von Ministern, eine, die auf den ganzen Staat, auch befehlend, einwirkte, die immer in der Nähe des Staatshauptes, und des Thrones bliebe, und die offenbar in die Kreise der Provinzialminister so einschreiten könnte, daß diese folgen und gehorchen müßten; beide Classen wären einander dennoch coordinirt. Sollten dadurch nun nicht die Reibungen, welche Ew. Hochwohlgeboren von dem Zusammenwirken der Sachminister und Oberpräsidenten befürchten, noch bei

weitem mehr stattfinden? Es könnte gar nicht fehlen, daß sich nicht die Sachminister als die höher gestellte Classe ansähen, und ließe sich auch gar nicht vermeiden, daß in Collisionsfällen ihre Meinung nicht auch fast immer die siegende seyn sollte, da sie immer im Munde führen würden, daß sonst das Wohl des ganzen Staats leide und der Provinzialminister dagegen nur das Interesse seiner Provinz anführen könnte. Hielten dann wieder alle Provinzialminister zusammen: so wäre der Gang der allgemeinen Regierung gehemmt. Ew. Hochwohlgeboren werden sagen, daß, wenn Leidenschaften und Selbstsucht herrschen, jedes System zum Verderben führt. Allein, ein System muß doch nicht selbst die Keime ohne Noth in sich tragen, woraus jene Uebel entstehen können. Bei dem Uebergewicht, welches (und zwar in dem Grade mehr, in welchem die Provinzialminister ihrer ursprünglichen Bestimmung getreu, sich strenge in ihren Schranken hielten) die Sachminister, die denn vorzugsweise Centralminister wären, haben würden, muß ich es auch schon bedenklich finden, daß unter ihnen ein Minister des Innern fehlt. Die Minister des Kriegs, der Finanzen und selbst der Justiz haben Verwaltungszweige, welche auch bei dem besten Willen und großer Einsicht dennoch zu einseitiger Einwirkung auf die Regierten führen können. Der Minister des Innern ist dazu da, diese Einseitigkeit zu verhüten. Nach Ew. Hochwohlgeboren Vorschlag sollen dies die Provinzialminister thun. Daraus entsteht aber eine doppelte Gefahr. Sind die Centralministerien überwiegend: so können die Provinzen darunter leiden. Widersetzen sich die Provinzialminister mit Erfolg, so können sie im Eifer für die ihnen anvertrauete Provinz zu weit gehen, und die Centralregierung ist gelähmt. Welche

Schwierigkeiten müßte in der That ein Kriegsminister finden, eine Einrichtung durchzusetzen, gegen die vier Provinzialminister, jeder aus verschiedener Ansicht und verschiedenen Gründen, ankämpfen könnten. Ew. Hochwohlgeboren werden sagen, daß solche Fälle nicht vorkommen können, wenn die Gesetze bestimmt sind und genau beobachtet werden. Aber grade Sie müssen besser, als irgend jemand, aus dem praktischen Geschäftsgange wissen, daß die Gesetze nicht so genau bestimmt seyn können, und daß selbst, wenn sie es sind, noch oft Fälle vorkommen, wo der Geist, in dem man sie anwendet, sie wirksam und unwirksam für ihren Zweck, und drückend und nicht drückend für die ihnen Unterworfenen macht.

Ueberhaupt habe ich vermißt, daß Ew. Hochwohlgeboren das, meiner Meinung nach, wichtigste Geschäft des Ministeriums des Innern kaum erwähnt und für dasselbe weder ein Centralministerium, noch einmal eine wissenschaftliche Behörde bestimmt haben. Ich meine die innern politischen Verhältnisse des Staats, die Rechte und Stellung der verschiedenen Classen seiner Mitglieder, der Corporationen, Stände und Gewerbe gegen einander. Zum Theil sind diese Verhältnisse allerdings dergestalt gesetzlich bestimmt, daß ihre Erhaltung und Behandlung der Justizbehörde anheim fällt, allein zum Theil sind sie anderer Natur: sie müssen nach allgemeinen und besonderen Staatsmaximen geleitet werden. Selbst der gesetzlich bestimmte Theil bedarf einer solchen Leitung, da z. B. Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch öfter bemerkt haben, daß nicht alle Regierungen die Städteordnung in gleichem Geiste handhaben, wenn sich auch gewiß keine erlaubt, die gesetzlichen Bestimmungen derselben umzuändern, oder zu verletzen. Ew. Hochwohlgeboren werden vielleicht sagen, daß, weil gerade

diese Verhältnisse meistentheils von der Verfassung jeder Provinz abhängig sind, sie schlechterdings keine Anwendung erlauben. Allein eines Theils ist dies wirklich nicht der Fall, da unsere Provinzen doch nicht durchaus so verschieden sind, andern Theils ist doch der wichtige Punkt, diese innern Verhältnisse des Staats auf eine solche Weise zu behandeln, daß die möglichste Schonung ihrer Eigenthümlichkeit mit der größesten Beibehaltung der Einheit des Staats verbunden werde, von der Art, daß er nur der Sorgfalt und zwar der ununterbrochenen einer Centralbehörde anvertrauet werden kann.

Ein Centralminister des Innern würde auch die oben erwähnten Reibungen schon mildern, da er allen Berathschlagungen, wie jeder Centralminister unausgesetzt, nicht, wie die Provinzialminister, mit Unterbrechungen, beiwohnen, und nicht, wie jene, das Vorurtheil gegen sich haben würde, nur seine Provinz zu begünstigen. Ew. Hochwohlgeboren werden sagen: daß jene Vorurtheile nicht vorhanden seyn sollten. Allein man kann nicht verhindern, daß sie entstehen und wirken, und wenn man Central- und Provinzialminister neben einander stellt, streut man selbst den Saamen dazu aus.

In den consultativen Behörden scheint mir eine zweite Schwierigkeit zu liegen und die Bestimmung, daß ihnen die Provinzialminister vorstehen sollen, alle oben berührte Reibungen zu vermehren. Ihr Zweck ist doch wohl die Erhaltung nöthiger Gleichförmigkeit. Können sie aber nur Rath ertheilen, hängt es von dem Provinzialminister ab, diesen zu fordern, so wird dieser Zweck vereitelt. Die für den öffentlichen Unterricht soll auch, Ihrer Bestimmung nach, selbst verwaltend seyn.

Durch diese Behörden ist nun, nach Ew. Hochwohlgeboren Vorschlag, den Provinzialministern ein Weg eröffnet, auch zugleich Centralwirksamkeit zu erhalten, und darin scheint mir ein zweiter, sehr großer Nachtheil zu liegen. So wie ein Minister einer solchen, ihrer Bestimmung nach, consultativen Behörde vorsteht, wird seine Tendenz unvermeidlich über das Consultative hinausgehen, und man wird sich dem dringenden Rath dieser Behörden schwer entziehen können.

Vorzüglich wird diese Tendenz der Chef der Behörde für den öffentlichen Unterricht haben, da er für die Universitäten ein wirkliches Ministerium bildet. Man wird also, außer den eigentlichen Centralministern, auch einen Handels- und geistlichen Minister haben. Allein da sie es doch nicht eigentlich seyn sollen, so wird es der Reibungen und Abwendungen, die doch fruchtlos bleiben werden, kein Ende geben. Ich kann mich auch nicht überzeugen, daß ein solches System Ersparung und geringere Beamtenzahl gewähren würde, als unser jetziges der Sachminister, wenn man nämlich jedes auf die nothwendige Zahl, mit gleicher Strenge zurückführt. Bedenken Ew. Hochwohlgeboren nur, daß es, außer einigen einzeln stehenden Zweigen, vier Sach- und vier Provinzialministerien und ein Bureau eines, wie es scheint, auch selbstständig gestellten Generalpolizeidirectors gäbe, mithin so gut als 9 Ministerien; ferner vier consultative Behörden, und noch außerdem Ministerialräthe des Provinzialministers, der dem gesammten Bergbau vorstände. Aus so vielen Ministerien und Behörden entsteht denn auch außerdem ein sehr schwerfälliges Gesammtministerium, zusammengesetzt aus zwei Classen von Ministern, deren eine wieder gewissermaßen auch in die andere übergreift. Ein consequent organisirtes Sachministerium braucht nur aus

fünf Ministern zu bestehen, die, ihrem Standpunkte nach, alle gleich sind, alle den ganzen Staat, das ganze Bedürfniß und den ganzen Zweck der Regierung vor sich haben. Ich gebe indeß gern zu, daß, auch indem man bei der Einrichtung von Provinzialministerien bliebe, eine einfachere Einrichtung erzielt wäre. Man könnte nämlich die Central- oder Sach- und Provinzialministerien durchaus verbinden und jedem Sachminister eine Provinz zutheilen. Man muß nur alsdann mehr Minister haben, als die nothwendige Eintheilung der Sachministerien erfordert, ohngefähr so viele als jetzt vorhanden sind, damit nach Abrechnung des auswärtigen, Kriegs- und Justizministers, die nicht leicht innere Verwaltung übernehmen werden, noch vier bis fünf Minister für eben so viel Provinzen übrig bleiben. Die Maschine ist alsdann einfacher, die Minister befinden sich in mehr gleicher Stellung und man gewinnt doch den Vortheil, daß jeder Minister leichter seine Provinz als jetzt den ganzen Staat kennen kann und daher im ganzen Ministerium eine genaue Landes- und Personenkenntniß gewährt, auch daß jede Provinz, wie Ew. Hochwohlgeboren wünschen, einen Vertreter am Thron selbst hat.

Allein ich gestehe, daß ich auch ein solches System nicht wählen würde. Es bliebe immer eine schiefe Stellung, wenn jeder Minister von Seiten seines Geschäftszweiges den ganzen Staat, zugleich den einer besondern Provinz, und nicht alle auf gleiche Weise, vor Augen hätte. Vermiede man auch wirkliche Vorliebe: so muß man doch so isolirte und einseitige Localkenntniß bei einem für den ganzen Staat bestimmten Minister nicht erwarten. Je wichtiger das Sachdepartement jedes Ministers eingreift, desto störender würde diese Verbin-

dung werden. Von dieser Seite wäre diese Einrichtung sogar schlimmer, als die von Ihnen vorgeschlagene. Ueberhaupt aber zweifle ich, ob man mit Sicherheit bei beiden Einrichtungen erreichen würde, daß die Minister sich, so wie es die Absicht wäre, ihrer Provinz widmeten.

Dadurch, daß sie doch immer wahre und beständige Mitglieder des Ministerii sind, daß sie diesem nicht gern lange fern bleiben, daß sie den Einfluß der Gegenwart bei dem Könige nicht gern entbehren würden, müßte natürlich ein Zwang entstehen, ihre Reisen und ihren Aufenthalt in der Provinz abzukürzen. Reglements würden dagegen nur ein schwacher Damm seyn. Auf der andern Seite zweifle ich, daß die wahren Provinzialbehörden, die Regierungen, das nothwendige Gewicht in der Provinz haben würden. Sie kämen in zu große Abhängigkeit von den ihnen zu nahe stehenden Provinzialministerien, was nur Gesuche oder Beschwerden hätte, würde die nächste Stufe überspringen und sein Vertrauen allein auf den Minister setzen.

Diese, wie es mir scheint, sehr erheblichen Einwendungen treffen nicht bloß diese oder jene Einrichtung mit Provinzialministerien, sondern das System selbst. Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr scheint es mir, daß, so wie man Provinzialminister annimmt, das richtige Gleichgewicht zwischen den für das Ganze und den für die Theile des Staats bestimmten Behörden auf eine zweckwidrige Art gestört ist. Dieser Fehler ist bei diesem System nie zu vermeiden. Nur ob er mehr oder weniger, größere oder geringere Nachtheile mit sich führt, kann von der Art der Einrichtung abhangen, die man wählt.

Wenn ich die Frage nach allgemeinen und einfachen Grundsätzen erwäge: so muß die Regierung eines Staats von der Gesammtheit einer Centralbehörde ausgehen, welche, ohne daß ihre Aufmerksamkeit oder ihr Interesse unrichtig getheilt sey, den ganzen unzertrennten Staat vor Augen behält. Wie verschieden die Rechte, Gesetze, Verfassungen und Localitäten in den einzelnen Theilen seyn mögen: so ist der Zweck des Staats nur Einer und jene Verschiedenheit kann nur auf die Mittel einwirken, deren er sich bedient. Denn sein Wesen besteht in der Verknüpfung der einzelnen Kräfte zur Gesammtkraft. Das Regieren verlangt daher zuerst Einheit in allen Maaßregeln, die von dem obersten Regierungspunkt ausgehen. Außer seinem allgemeinen Zwecke, außer dem Bedürfniß seiner Mitglieder, ihre Kräfte, insofern sie dem Staat angehören, nicht durch Zersplitterung geschwächt, sondern durch Leitung in grader Richtung geschont zu sehen, hat jeder Staat (der unsrige vorzüglich, der nicht in Europa in die natürlichste Lage gestellt ist) individuelle Maximen, auf denen sein individuelles Leben beruht. Der Einfluß aller dieser Dinge äußert sich nicht bloß hier und dort, sie müssen bei jeder Maaßregel im Auge behalten werden, da sie jede bald negativ bald positiv modificiren können. Die Erhaltung der Einheit steht der vernünftigen Rücksicht auf die bestehende Verschiedenheit keinesweges entgegen, beide müssen vielmehr mit einander unzertrennlich verbunden werden. Denn ohne diese Rücksicht kann die Kraft, die nur so lange real wirkt, als man sie in ihrer Individualität behandelt, nicht leisten, was man von ihr verlangt, und die Einheit kann ja doch nur eine Einheit der Kräfte seyn. Sie muß also, ihrer eigenen Natur nach, erhaltend und steigernd, nicht schwächend und zerstörend auf die Kräfte ein-

wirken. Der Unterschied ist nur der, daß er im Mittelpunkt steht und auf das Ganze blickt, die einzelnen Verschiedenheiten (so weit er dessen bedarf) kennen und beide berücksichtigen kann; derjenige aber, der sich allein oder vorzugsweise mit dem Theile beschäftigt, die Einheit des Ganzen weder zu übersehen, im Stande ist, noch gleich geneigt seyn wird, den Theil dem Ganzen unterzuordnen. Es ist allerdings möglich, daß es der Centralbehörde an Sachkenntniß oder an Geneigtheit zu schonender Rücksicht fehle. Aber kann nicht auch die Provinzialbehörde zu einseitig urtheilen und zu parteiisch wirken? Fehler können und werden von allen Seiten vorgehen. Der Unterschied aber ist nur der, daß die Vermeidung des zu befürchtenden Fehlers auf der Centralstellung doch an sich nicht überhaupt, auf der Provinzialstellung kaum möglich ist, und daß, wenn an beiden Orten gleich große Fehler vorgehen, derjenige, welcher die Einheit stört, tiefer in das Leben des Staats eingreift. Die Einheit ist leicht und unwiederbringlich verletzt: denn sie ist eine Idee, eine in die Handlungen der Regierung gelegte Modification, und daher leicht zu zerstören. Die lebendigen Kräfte der Mitglieder des Staats vertheidigen sich selbst. Sie widerstehen oder suchen einen rettenden Ausgang. Selbst übel berechnete Einwirkung auf sie, richtet also nicht so vielen Schaden an ihnen an und fast wäre dann der Schade unwiederbringlich gemacht worden. Ist dies Raisonnement richtig, so ist die unmittelbare Folge davon die, daß Central- und Provinzialbehörden niemals gleichen Antheil an der Regierung überhaupt haben können. Versteht man nun unter Ministern die obersten Regierungschefs, so kann es, richtigen Begriffen nach, meines Erachtens, keine Provinzialminister geben. Der Name ist ein Wider-

spruch und auch eine Beschränkung eines für das Ganze bestimmten Beamten auf einen Theil. Daher ist auch der Name Sachminister unnütz. Jeder Minister ist und kann nur Sachminister seyn. Nichts ist gleich wichtig, als die richtige Vertheilung der Gewalten, und auch Provinzial- und Centralbehörden müssen zum Nutzen nicht bloß des Ganzen, sondern auch der Provinzen selbst, einen geschwindern Wirkungskreis haben. Die Provinzialbehörde verliert auch als solche für ihre Provinz an Zweckmäßigkeit und Tauglichkeit, sobald sie in die Centralverwaltung hinüberschweift. Ich kann auch Ew. Hochwohlgeboren unmöglich die factische Behauptung zugeben, daß die sogenannten Sachminister gleichsam eine neuere Erfindung und eine Folge der Zerstörung aller Localverschiedenheiten seyn sollte. Mich dünkt, es hat dergleichen gegeben, so lange es Staaten giebt, und Provinzialminister und Behörden haben vielmehr die Ausnahme gemacht, sey es nun, ohne Ausnahme, daß ganze Staaten diese Ministerialverfassung hatten, oder daß einzelne Staatstheile im Ganzen eine Ausnahme bildeten. Soviel ich mich erinnere, hatte Frankreich, auch als noch alle Rechte der Provinzen bestanden, doch nur Sachminister; Spanien, wo die Verfassung der Provinzen so sehr abwich, auch, mit der Ausnahme eines Raths von Indien. In Oesterreich hat man, so viel mir bekannt ist, die italienische Kanzellei nicht wieder hergestellt, sondern die Autorität der Sachminister erstreckt sich auch über die italienischen Provinzen. Doch ist das freilich ein ganz gemischtes System. Ich behaupte nicht, daß in allen diesen Staaten immer gut regiert wurde, allein der Beweis möchte schwer werden, daß dies grade eine Folge der Eintheilung in Sachministerien gewesen sey.

Man führt als einen Grund für Provinzialministerien die zu große Verschiedenheit der Localitäten oder Verfassungen der einzelnen Provinzen an. Ich möchte aber die Aufmerksamkeit dahin lenken, ob nicht grade bei einer solchen Verschiedenheit die Sorgfalt für die Einheit um so nothwendiger, die aus Provinzialministerien entstehende Gefahr desto größer ist?

Noch erlauben mir Ew. Hochwohlgeboren etwas über den Begriff von Provinz zu sagen, der mir zu schwankend zu seyn scheint und den es in dieser Materie zu bestimmen schlechterdings nothwendig ist. Die Abtheilung eines Staats in Districte kann aus einem doppelten Grunde nothwendig werden, einmal der bloßen Größe wegen, weil sich das Ganze nicht als Ganzes regieren läßt, dann der Verschiedenheit der Lage und Beschaffenheit wegen. Diese Verschiedenheit kann wieder eine materielle, im Boden und Gewerbe liegende, oder eine politische, auf Geschichte und Verfassung beruhende, seyn, und aus beiden geht die moralische, der Gesinnung und Denkart der Bewohner hervor. Man nennt nun entweder Provinz bloß den größern District, in Vergleichung mit einem kleinern, Kreise, Departement u. s. f. oder den durch seine besondere Individualität sich von andern unterscheidenden. In der Praxis und für die Verwaltung ist diese Verschiedenheit der Bedeutung nicht gleichgültig. Die meisten und wichtigsten, für die Ertheilung einer größern Gewalt der Provinzialbehörden angeführten Gründe passen nur auf den Begriff der Provinzen, welcher in denselben das Gleichartige zusammenstellt. Nun aber ist doch eine solche Abtheilung bei uns rein unmöglich. Man hat sie sogar, wo sie war, wie es scheint, aus bloß geographischen und statistischen Rücksichten, gewaltsam verändert. In Ew. Hochwohlgeboren Abtheilung ist

durchaus Ungleichartiges zusammengebracht, Westphalen und die Rheinlande, Posen und Schlesien, indessen das Posen wohl noch ähnlichere, Westpreußen bei Ostpreußen bleibt. In Brandenburg u. s. w. kommt ein Gemisch von Ländern und Verfassungen zusammen. Was sind diese vier Provinzen anders, als vier kleine Staaten, fast eben so ungleichartig als der große selbst? Wodurch kann jeder derselben Einheit erlangen? Wodurch erleichtert die Absonderung die bequeme und die, Individualitäten berücksichtigende, Verwaltung, als durch den einzigen Umstand, daß sie doch nicht so groß sind, als das Ganze und daher freilich etwas leichter zu übersehen und zu behandeln? Die Eintheilung eines Staats ist die Basis aller Verwaltungsorganisation. Ehe man sich nicht fest entschieden hat, ob man die jetzige beibehalten will, oder eine andere einführen, ehe man nicht über die Gründe im Reinen ist, wonach dies geschehen muß, kann man durchaus keine andere, ins Ganze wesentlich eingreifende, Veränderung vornehmen. Ich berühre jedoch diesen Punkt hier nur, um Ew. Hochwohlgeboren meine Zweifel zu äußern, daß die von Ihnen vorgeschlagene Eintheilung den Gründen entsprechen dürfte, welche Sie zu dem Vorschlage von Provinzialministern bewogen haben. Bei der Größe dieser Provinzen und der Verschiedenheit ihrer Theile, könnten sehr leicht ähnliche Klagen gegen das Provinzialministerium eines einzelnen, entstehen, als Sie jetzt im Ganzen des Staats abhelfen wollen. Es möchte schwer halten, z. B. Posen und Schlesien zu überzeugen, daß der ihnen vorgesetzte Minister mit gleicher Liebe und Sorgfalt Rücksicht auf ihre individuelle Lage nähme.

Nach allem hier angeführten muß ich meine Ueberzeugung wiederholen, daß die Einführung von Provinzialministerien

mir durchaus unzweckmäßig und, was Ew. Hochwohlgeboren auch von den Mängeln unserer jetzigen Einrichtung sagen mögen, noch unzweckmäßiger, als diese, erscheint.

Die Gesammtregierung muß im Ganzen und für das Ganze bestimmen, welche Maaßregeln gerecht, nützlich und ausführlich sind. Sie muß dies aber allerdings nicht aus luftiger Theorie prüfen wollen, sondern dabei von allgemeiner Menschen- und Staaten- und vor Allem, von besonderer Landeskenntniß geleitet seyn. Die allgemeinen Maaßregeln müssen ferner nach den Localverschiedenheiten modificirt werden. Die allgemeine Maxime der Behandlung der Localverschiedenheiten muß die seyn, die Verschiedenheit nie da zu verletzen, wo sie individuelle Kraft (physische), Wohlstand oder moralische (Charakter) befördert, allein sie nie da zu dulden, wo sie, ohne dies zu thun, dem Ganzen ein Hinderniß ist. Daß bestehende Rechte nicht vernichtet oder geschmälert werden dürfen, versteht sich ohnehin.

Die Provinzialbehörden müssen wahre Provinzialbehörden seyn, nicht mit gleicher Autorität, als die Gesammtbehörden in das Ganze eingreifen wollen. Sie müssen jedoch diesen den zwiefachen Dienst leisten, ihnen in der Sach- und Personenkenntniß der Provinz zu Hülfe zu kommen und auf Modificationen der allgemeinen Maaßregeln oder auch auf Unterlassung derselben zu dringen, wenn die Localverhältnisse jene fordern oder mit dieser unvereinbar sind.

Ew. Hochwohlgeboren werden einwenden, daß dies Alles in der Ausführung nicht hinlängliche Hülfe gewährt, daß die Gesammtbehörden nie genug unterrichtet seyn und nie genug auf Reclamationen hören werden. Ich antwortete darauf:

Wenn die Gesammtbehörden verwalten und im Detail

verwalten; wenn sie sich bis in Einzelnheiten in entfernte Provinzen einmischen wollen, so ist das sehr unrichtig und so ist nicht zu helfen. Eine dazu gehörige Kenntniß kann nicht im Mittelpunkte eines ausgedehnten Staats vorhanden seyn. Wenn sie aber den Grundsatz befolgen, ja nicht zu viel zu thun und zu viel wissen zu wollen, sondern nur das Nothwendige, was bei jenem Vielen sogar am meisten unbeachtet bleibt, so kommt selbst die Möglichkeit, wo sie aus Unkenntniß Localverhältnisse verletzen können, nicht so häufig vor.

Ew. Hochwohlgeboren sagen, daß es nicht zu erreichen steht, daß sich die Behörden nicht in solche Gränzen festbannen lassen, und haben vollkommen recht, wenn Sie meinen, daß dies nicht durch Formen und Einrichtungen geschehen kann. Allein lassen Sie uns darüber uns ein für allemal verstehen. Formen sind sehr wichtig, aber sie machen die Sache nicht aus. Es kommt sogar nicht einmal darauf so viel an, daß man die höchst vollkommenen besitzt, denn auch weniger gute lassen sich durch die Art, in ihnen zu handeln, verbessern, das Hochwichtige dagegen ist, daß man Respect vor Formen überhaupt und vor den bestehenden habe, und nicht immerfort sie verändere, immer nur organisiren wolle. Die Form ist nichts ohne den Sinn, in welchem man sich in ihr bewegt. Nur aus beiden zusammen geht gutes Verwalten hervor. Durch keine Veränderung der Form läßt sich dieser Sinn schaffen. Dagegen ist, wenn der Sinn da ist, auch die unvollkommene Form unschädlich. Ist nur der Sinn vorhanden, nur aus genauer und gründlicher Kenntniß des Vorhandenen jede neue Maaßregel hervorgehen zu lassen, und sie auf eine Weise mit der bestehenden in Uebereinstimmung zu bringen, welche die höchste Sorgfalt für dies, insofern es wirklich bei-

fallswürdig ist, bewährt: so wird es der Gesammtbehörde nie an Mitteln fehlen, sich zu unterrichten. Es wird dann ein ganz anderes und innigeres Zusammenwirken zwischen ihr und der Provinzialbehörde entstehen, als sich durch Erdenken irgend einer Form erkünsteln läßt. Es giebt aber auch viele andere einzelne Mittel, die schädliche Kluft zwischen Gesammt- und Provinzialbehörden zu verhindern und diese Mittel sind doch auch bei uns nicht vernachlässigt. Ich nenne Ew. Hochwohlgeboren nur, außer den Reisen der Minister, Herbeiziehen von Provinzialräthen in die Gesammtbehörden, Wahl der Minister und der Provinzialchefs, Aufenthalt der obersten Chefs der Provinzen in der Hauptstadt u. s. w. Dabei pflegen doch auch die Minister aus verschiedenen Provinzen gebürtig oder in verschiedenen Provinzen begütert zu seyn und so kennt jeder diese oder jene genauer.

Daß die Oberpräsidenten bleiben, mag allerdings sogar nothwendig seyn. Ich halte sie für äußerst heilbringend für die Provinzen und glaube, daß es nur immer von der Gesammtbehörde abhängt, wie einflußreich und nützlich sie auch für das Ganze seyn sollen. Mehr wüßte ich darüber nicht zu sagen, da, um dies zu können, man den jetzigen Geschäftsgang und die jetzige Geschäftslage genau kennen muß. Ein Bedenken möchte ich jedoch Ew. Hochwohlgeboren mittheilen, da Ihr Aufsatz auf die Möglichkeit so wichtiger Veränderungen in der Verwaltungsorganisation schließen läßt. Sie erwähnen selbst des genauen Zusammenhangs, der zwischen der Einrichtung der höchsten Verwaltungsbehörden und der Entscheidung der Frage über die ständische Einrichtung ist. Dieser Zusammenhang aber erstreckt sich viel weiter, namentlich auf die Einrichtung der Regierungen, die Eintheilung in Provinzen, ja selbst auf

die Stellung aller Beamten, vorzüglich der Landräthe. Ich gestehe, daß, so lange diese Frage schwebend ist, wie sie denn seit dem Erscheinen des Edicts von 1815 nicht anders als schwebend genannt werden kann, ich mir nicht getrauen würde, zu irgend einer andern als ganz unwesentlichen und in nichts bedeutend eingreifenden Veränderung der jetzigen Geschäftsverwaltung zu rathen.

In Rücksicht der Stände äußern Ew. Hochwohlgeboren Ihre Meinung: daß allgemeine Stände nicht, wohl aber zunächst Provinzialstände zu gewärtigen sind. Meine Ueberzeugung ist, daß es sehr bedenklich seyn würde, Provinzialstände, ohne allgemeine, zu errichten, und daß, wenn man beide, aber in einem Zwischenraum, will, der Zwischenraum gleich bei der Einführung der erstern unwiderruflich bestimmt und nur sehr kurz, auch bei dieser Einführung, der Plan für die allgemeinen, schon vollkommen festgesetzt seyn muß. Provinzialstände können nur für Provinzialzwecke dienen, und Allgemeines kann der Staat nicht durch sie erreichen wollen. Hierin ist die erste Lücke. Denn wenn der Staat einmal Stände für nothwendig hält (und ohne dies muß er sie nicht bilden), so ist es consequenterweise unmöglich, daß in der Nothwendigkeit nicht auch Dinge liegen sollten, die nur durch allgemeine Stände erreichbar sind, und für die man sich nur mit Provinzialständen behilft. Doch ist dies nur ein Mangel.

Wenn Provinzialstände nur über Provinzialgegenstände reden dürfen, wie denn dies streng gehalten werden muß, und es keine Gelegenheit giebt, über allgemeine Maaßregeln auf gleiche Weise zu sprechen, so werden sie künstlicher Weise der allgemeinen, eine provinzielle Absicht, ein einzelnes Interesse abzugewinnen suchen, und kein Reglement wird sie

hindern können, jene Schranken zu überschreiten. Dies liegt in der Natur des Menschen; auch werden sie ja durch die allgemeinen Maaßregeln berührt; sie können sie drückend finden, und so ist es natürlich kaum zu tadeln, wenn der Theil, der als Ganzes mit seinen Nebentheilen nicht reden darf, doch nun isolirt für sich sprechen will. Entsteht dies aber: so erwächst der Regierung ein ungeheures Hinderniß. Wie soll sie sich mit vier, fünf, vielleicht noch mehr Versammlungen, deren jede noch dazu, ihrer Stellung nach, die Sache aus einem einseitigen Gesichtspunkte ansieht, über eine Maaßregel verständigen? Dennoch werden die Bewohner der Provinz auf Seite ihrer Stände seyn. So findet die Regierung die Gemüther und die Stimmung überall gegen sich, und muß sich gefaßt darauf machen, auch wenn sie die Maaßregeln mit Kraft durchsetzt, diesen dumpfen innern Widerstand, wenigstens nur partiell, zu besiegen. Dies ist eine große, wahre, nicht eingebildete Gefahr mit jeder Einrichtung von Provinzialständen verbunden und unausbleiblich; wie beschränkt ihre Rechte auch sein mögen, sobald sie nur das Recht haben, zu sprechen und ihre Stimme als die Stimme ihrer Committenten gilt.

Die Provinzialstände werden nothwendig in ihren Ansichten getheilt seyn; es wird daraus mehr oder weniger die Gefahr einer Zerreißung des Staats, wenigstens in der Gemüthsart und Stimmung entstehen. Die Regierung wird daher mehr Schwierigkeit finden, weil sie bei jeder Versammlung eigener Argumente bedürfen wird, und weil eine Provinzialversammlung, ihrer Natur nach, einiger, und einer fremden Ansicht sogar weniger zugänglich ist. Dagegen werden sie sich gegen die Pläne der Regierung leicht gegenseitig

unterstützen, und dies ist eine zweite Gefahr. Kein noch so scharfsinniger Kopf kann sich herausnehmen, die Gränzen zwischen dem zu ziehen, was bloß Provinzial- und was allgemeine Angelegenheit ist. Der Staat wird sich vorbehalten müssen, selbst dies im Einzelnen zu bestimmen. Dies wird aber wieder eine Quelle von Unzufriedenheit und Mißtrauen werden. Dann werden doch die Provinzialstände dies sogar in dem ihnen zustehenden Rechte der Beschwerdeführung ausüben, und welcher Minister wird nicht lieber eine von ihm vorgeschlagene Maaßregel von einer, aus Männern von verschiedenen Provinzen zusammengesetzten Versammlung, als gegen viele Versammlungen, vertheidigen wollen? Mit isolirten Provinzialständen wird man keine der Vortheile allgemein besitzen, allein fast alle Nachtheile und ganz neue, aus der Schiefheit der Lage entstehende. Denn jede Provinzialversammlung wird die fehlende allgemeine ersetzen und vorstellen wollen, und schon der nothwendig werdende ewige Kampf gegen dies Streben ist schädlich und gefährlich da, wo nur das höchste Vertrauen und die höchste Einigkeit herrschen sollte.

Dies sind Nachtheile, die ich nebst andern geringern von allein dastehenden Provinzialständen erwarten würde. Augenblicklich werden die beiden jetzt nur zu laut gewordenen Partteien sich darüber freuen. Die eine wird froh seyn, daß wenigstens keine allgemeinen Stände entstehen, die andere wird sich Glück wünschen, daß es wenigstens nun Provinzialstände giebt und denken, daß die allgemeinen von selbst nachfolgen müssen. Die letztere wird Recht haben. Sie wird, wenn man es auch wollte, kaum zu vermeiden seyn, der Geschäftsgang wird selbst auf sie führen; die Schwierigkeiten, welche

die Verwaltung bei den Provinzialständen finden wird, werden das Gefühl ohne Nothwendigkeit regen. Aber es wird sehr bedenklich seyn, wenn die Regierung dies nicht gleich bei der Einrichtung der Provinzialstände bedenkt, sie schon da vorbereitet und eigentlich mit jenen, wenn sie auch in der Zeit nachfolgen, gestiftet hat. Folgen allgemeine Stände erst, wenn die Provinzialstände schon öfters versucht haben, ihre Gränzen zu überschreiten, so ist es schon schlimm. Der Geist des Instituts ist alsdann schon verdorben und es ist schwer, ihn zu verbessern.

Der Ausspruch des Staats, daß er die Stimme gewisser Personen für die Stimme des Volks ansehen will, ist von einer solchen Wichtigkeit, daß man sich dieselbe nie zu groß denken kann, und keine menschliche Weisheit kann die Folgen davon übersehen. Damit thut ihn der Staat, sowie er auf irgend eine Weise Stände schafft. Sollen denn nun, so viel möglich, die Vortheile geerndtet, die Gefahren vermieden werden, so muß das Verhältniß der Stände gegen die Regierung durchaus klar, einfach, gerecht und offen seyn. Ihre Lage muß so bestimmt werden, daß ein Versuch, die Gränzen derselben zu überschreiten, gar nicht vor der Vernunft und dem Gefühl zu entschuldigen seyn würde, und daß die sträfliche, aus Leidenschaften entstehende, Lust dazu, weder Vorwände noch Anreizungen findet. Diese Bedingungen, scheint es mir unmöglich, bei Provinzialständen, ohne allgemeine, zu erfüllen. Die bei uns wenigstens allgemein nicht, im Volke wirklich gar nicht vorhandene Lust, in öffentlichen Angelegenheiten eine Stimme zu führen, wird absichtlich durch Errichtung von Ständen geweckt und dadurch, daß es nur Provinzialstände seyn sollen, auf einen Punkt festgehalten, auf dem es nicht

natürlich ist, daß sie sollte stehen bleiben können. Die theoretischen Einwürfe, die man gegen ein solches System machen kann, sind aber noch die geringsten. Die wahren Schwierigkeiten, Collisionen, Unbequemlichkeiten, Gefahren würden sich erst bei der Ausführung finden. Provinzialstände mit Provinzialministern verbunden, schienen mir gar einen Zustand der Dinge herbeizuführen, in dem ich verzweifeln würde, daß die oberste aller Verwaltungsbehörden, die auch nur im Mittelpunkt stehen muß, noch die Zügel zu halten, im Stande seyn würde. —

Da es bei ständischen Angelegenheiten sehr gut ist, auf das Geschichtliche und den ehemaligen Zustand zurück zu gehen, so ist es Ew. Hochwohlgeboren gewiß auch nicht entgangen, daß in den Ländern, wo es Provinzialstände gegeben hat, diese so entstanden sind, daß der für sich bestehende Staat neue, mit Ständen versehene, Provinzen erhielt. Ob es ein Beispiel giebt, auch nur ein einziges, wo man in einem Staate absichtlich und auf Einmal, Provinzialstände, ohne allgemeine, geschaffen hätte, muß ich bezweifeln. Die Frage: ob man Provinzialstände, ohne allgemeine, oder allgemeine mit Provinzialständen (was gewiß sehr nützlich und gut seyn würde) oder ohne dieselben, einrichten will, ist daher ohngefähr dieselbe mit der: ob ein Staat wieder eine Verbindung mehrerer Staaten werden oder Ein Staat bleiben soll?

Ich sehe zu meiner Beschämung, daß ich viel weitläuftiger geworden bin, als ich Anfangs dachte. Wenn ich dabei auf die unleserliche Hand sehe, weiß ich kaum, wie ich es entschuldigen soll, Ew. Hochwohlgeboren die Mühe zuzu-

muthen, die vielen Blätter zu lesen. Ich mochte indessen, was ich schrieb, keinem Privatschreiber anvertrauen und muß auf Ew. Hochwohlgeboren gütige Nachsicht rechnen.

Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit und Freundschaft

Der Ihrige.

Wilhelm von Humboldt.

Job Wilhelm Carl Ernst

von Witzleben,

Königlich Preußischer Generallieutenant, Generaladjutant Sr. Majestät,
und Kriegsminister.



Einleitungsworte des Herausgebers.

In den Papieren eines dem verstorbenen Kriegsminister v. Witzleben befreundeten Militairs, befand sich eine anfänglich nicht zum Druck bestimmte biographische Skizze dieses ausgezeichneten Staatsmannes, welche mir jedoch auf dringendes Ansuchen zur Bekanntmachung mitgetheilt worden ist; besonders wünschenswerth war mir diese Erlaubniß, da ich aus dem Schatz meiner vieljährigen Sammlung von Materialien zur Beurtheilung unsrer einflußreichen Staatsmänner, in den Stand gesetzt bin, auch bei Witzleben wichtige Documente als Belag zu dem Gesagten zuzufügen. Dieses auf solche Weise aufgestellte Charakterbild gewährt uns zugleich einen herrlichen Blick auf den wahrhaft großen König Friedrich Wilhelm III., der den verstorbenen Witzleben „seinen Freund, seinen Mitarbeiter an seinen großen Plänen zur Beglückung seines Volks" nannte. Auf einer Rheinreise 1817 erzählte der Markgraf von Baden, daß ihm sein Bruder der Großherzog eine auf Witzleben bezügliche charakteristische Aeußerung des Königs von Preußen mitgetheilt habe, indem er zu ihm Folgendes gesagt: „Als ich dem Könige von meiner Zuneigung zu Witzleben sprach und demselben sagte, ich wolle ihm mein Ordensband geben, entgegnete

der König: Sie können Ihren Orden keinem Würdigern geben als meinem Witzleben, den ich nicht als meinen Diener betrachte, sondern als meinen Freund; ich habe viele gute und ausgezeichnete Diener gehabt, habe aber nie einen besessen, der mich so verstanden und mir die Arbeit so erleichtert hat."

Schon früher versuchte ich (4te und 5te Band meiner Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur) Beiträge zu einer künftigen Biographie Witzlebens zu liefern und anzudeuten, in welchen tiefeingreifenden Verhältnissen derselbe zu des verstorbenen Königs Majestät gestanden habe.

Bei dieser größern, umfassenderen Arbeit, welche ich jetzt zur Oeffentlichkeit bringe, scheint es zu meiner Rechtfertigung, daß ich ein solches Werk unternommen, mir passend, ja nothwendig noch anzuführen, welche Verhältnisse mich in unmittelbare Berührung zu Witzleben gebracht und daß mir das Folgende mitgetheilt worden ist, um es nach dessen Tode, zu einer mir passenden Zeit, der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dieser Zeitpunkt scheint mir jetzt gekommen zu seyn. Als ich im Jahre 1813 nach Breslau kam, ward ich durch Cabinetsordre vom 20. Februar 1813 in die Jägerabtheilung des Regiments Garde zu Fuß versetzt, wohnte bei meinem Vetter, dem Professor Steffens und lernte in dessen Hause den damaligen Major v. Witzleben kennen, der beinahe jeden Abend zu uns kam. Steffens bildete einen Kern, um den sich alles Interessante, Bedeutende sammelte, er gab durch seine Vorlesungen eine kaum zu beschreibende Anregung, er war der Mittelpunkt, um den die Jugend sich vereinigte, den Kampf mit Frankreich sehnsuchtsvoll erwartend. Die innige Freundschaft, mit welcher mein Oncle Reichardt, der gleichfalls bei

seinem Schwiegersohn Steffens wohnte, mich behandelte und die Beachtung, welche mir von Seiten des Generals v. Scharnhorst, des wohlwollenden Freundes meines älterlichen Hauses — wurde, mögen Veranlassung geworden seyn, daß auch Herr v. Witzleben mir freundlich nahe trat und so mir schon damals Gelegenheit ward, diesen seltenen Mann wahrhaft lieb zu gewinnen. Was ich in den Kriegsjahren 1813 — 1815 erlebt, soll vielleicht künftig mitgetheilt werden.

Durch Witzlebens bedeutendes musikalische Talent ward Reichardt innig zu ihm hingezogen und unauslöschlich leben noch die Gespräche in meiner Erinnerung, welche an diesen unvergeßlichen Abenden über Spanien und spanischen Volksgesang geführt wurden. Herr v. Oppen war kurz zuvor aus diesem Lande, wo er gegen Napoleon gekämpft, zurückgekommen, sang diese Nationallieder uns vor, und Reichardt schrieb die Melodien darnach nieder. Unbeschreiblich groß war der Genuß, wenn Reichardt sie uns dann mit seinem gewaltigen, feurigen, alles mit sich fortreißenden Vortrag, wiederholte. Witzlebens Begeisterung schien für Reichardt der schönste Lohn!

Später traf ich Witzleben Ende August 1815 in Paris; obschon derselbe nur bis zum 3. September daselbst blieb, so sahen wir uns doch täglich. Nicht genugsam konnte ich mich an den lebendigen Schilderungen voll Geist und Humor erfreuen, welche er von seinen Kriegszügen und Schlachten machte. Er versicherte mir, daß er ein genaues Tagebuch geschrieben habe: seiner Familie den Wunsch hier auszusprechen, daß dasselbe mitgetheilt werde, ist hier wohl an seiner Stelle! man würde daraus nicht allein den tüchtigen Kriegsmann, sondern auch den ausgezeichneten, an Gemüth und Geist so

reich begabten Menschen kennen lernen. Später las ich das Tagebuch. Im October kam Witzleben nochmals auf einige Tage nach Paris; ich sahe ihn flüchtig im Museum und dann noch in der Semiramis von Portogallo; die Catalani gab die Semiramis wunderbar herrlich. In dieser Darstellung trug sich ein den französischen Charakter scharf bezeichnendes Zwischenspiel zu, welches mitzutheilen mir noch gestattet seyn möge.

Die Ouvertüre sollte eben beginnen, als ein Gemurmel im Publikum entstand, welches einem heranziehenden Ungewitter nicht unähnlich war; es nahm mit jedem Moment zu und bald ertönte das bedeutungsvolle: à la porte, à la porte! Viele schrien mit, ohne wohl zu wissen wem es galt, auch ich konnte es noch nicht ermitteln. Das Gebrüll wurde wirklich dem Donner gleich, alles wendete sich zur königlichen Loge, in welcher zwei Männer in blauen Ueberröcken standen, in denen ich sogleich Herzog Wellington und seinen Adjutanten erkannte; wahrscheinlich wußten es diese auch noch nicht, daß ihnen das à la porte gelte. Doch die Demonstrationen nach der königlichen Loge wurden so deutlich und bedenklich, daß den Engländern wohl endlich der Spectakel klar wurde, sie ihre Unschicklichkeit fühlten, im Ueberrock in der königlichen Loge erschienen zu sein und sich also schnell zu entfernen, für das zweckmäßigste hielten. Die Ruhe war darauf sogleich hergestellt und ohne Unterbrechung ging die meisterhafte Darstellung zu Ende. Anderen Tages kam im Journal de Paris die Bemerkung: „daß, wenn die Franzosen auch besiegt und die Sieger im Besitz der Hauptstädt wären, so dürften sie sich doch nicht für so gedemüthigt halten, daß sie die Person ihres Königs — selbst nicht durch einen glorreichen Feldherrn verunglimpfen ließen." Eine sehr schwache Entgegnung ent-

schuldigte den „glorreichen Feldherrn, der keinen Platz zu dieser Vorstellung mehr habe bekommen können und dem daher die Gnade des Königs den Eintritt in die königliche Loge gestattet habe." Wellington hatte die Hinausweisung fort, und um so größer war der Blâme, da Jedermann ihm Unrecht gab. „In seiner großen Marschallsuniform hätte er erscheinen müssen", war der Refrain Aller, die ich darüber sprechen hörte.

Bis zum Jahr 1833 sahe ich den General v. Witzleben zwar selten, doch blieb mir seine Zuneigung, sein Vertrauen. Ende desselben Jahres trat ich demselben wieder nahe, herbeigeführt durch die in Paris neu erfundene Art Sättel für die Cavallerie; man wollte nämlich für Preußen ein Patent darauf haben. Dieser mir von Paris ausgesprochene Wunsch führte mich fast täglich zu Witzleben, viel wurde darüber hin und her verhandelt, doch ich glaube — ohne ein Resultat herbeizuziehen. Von dieser Epoche ab blieb ich in fortwährender Verbindung mit diesem als Mensch wie als Staatsmann so ausgezeichneten Manne und genoß bis zu seinem leider nur zu frühem Dahinscheiden sein volles Vertrauen, dem ich es auch verdanke, daß ich jetzt in den Stand gesetzt bin durch Mittheilung interessanter Documente, wie es hier geschieht, sein Wirken, worin sich stets sein schönes Gemüth, sein heller, klarer Verstand und seine treue Liebe für König und Vaterland aussprach, der Welt vorzulegen und das Andenken an einen Mann zu erfrischen, welchem das Vaterland so viel verdankt. Wäre es vergönnt die vielfachen Denkschriften, welche Witzleben über alle Branchen der äußern Politik und der innern Administration für seinen königlichen Herrn auszuarbeiten und Ihm vorzulegen, von Allerhöchst-

demselben veranlaßt wurde, — so würde man gewiß in Witzleben einen Staatsmann der seltensten Art zu bewundern Gelegenheit haben und zugleich erkennen, welchen Werth der König auf Witzlebens Ansichten und Urtheile setzte. Diese kostbaren Arbeiten wird — so hoffen wir — eine spätere Zeit der Oeffentlichkeit übergeben!

In den letzten Lebensjahren des Kriegsministers v. Witzleben ordnete ich schon die Materialien zu einer wahren Würdigung seiner rastlosen Wirksamkeit und bin daher nun auch wohl ausgerüstet, folgender biographischen Skizze Bemerkungen und Documente zuzufügen, welche das Gesagte belegen und erhärten. Die Edelsten der Nation, ein Hardenberg, die Brüder Humboldt, Motz nannten ihn Freund und zogen oft seinen ungetrübten, klaren und einfachen Verstand zu Rathe, wie solches öfters vom Fürsten Hardenberg anerkennend geäußert wurde, und wovon auch schriftlich die Beweise vorliegen.

Job von Witzleben.

Eine biographische Skizze.

> Wer den Besten seiner Zeit genug gethan,
> der hat gelebt für alle Zeiten.

Der Verfasser ist sehr ferne von der anmaßlichen Meinung, in der vorliegenden Arbeit eine vollständige Biographie geliefert zu haben. Auch konnte dies um so weniger seine Absicht sein, da er vollkommen erkannte, daß er dazu in keiner Art befähigt sey. Er konnte mithin nur wollen, durch dieselbe einem fähigeren Darsteller, der sich vielleicht einstens dazu berufen fühlen möchte, einiges Material zu liefern, und hat sonach die für seine Arbeit gewählte Bezeichnung nicht für unangemessen geachtet. Aus diesem Gesichtspunkte wolle daher der geneigte Leser die nachfolgenden Blätter betrachten und dem Verfasser eine milde Beurtheilung angedeihen lassen.

Die nächste Veranlassung zu seinem Unternehmen fand der Verfasser in der Verehrung, die derselbe dem Generallieutenant v. Witzleben stets widmete; eine Verehrung, die dadurch erzeugt ward, daß er viele Jahre hindurch in geschäftlicher Beziehung ihm nahe gestanden, also oft und mancherlei Gelegenheit gehabt hatte, ihn genau zu beobachten und seine seltenen Eigenschaften zu bewundern; eine Verehrung,

die zu allen Zeiten rein und uneigennützig war und daher auch geblieben ist, nachdem der Gegenstand derselben schon seit Jahren in ein besseres Leben hinübergegangen; ja! unverändert geblieben ist, ungeachtet mancher dafür empfangenen Kränkungen von jenen kleinen Seelen, die der Verewigte aus ihrer Bedeutungslosigkeit zu sich erhoben, die, so lange der Verewigte in ungeschwächter Wirksamkeit sich befand, ihm jede mögliche Huldigung darzubringen wetteiferten und die, nachdem solches nicht mehr der Fall war, jede Dankbarkeit verläugnend, ihren moralischen Unwerth dadurch an den Tag legten, daß sie versuchten, sich, wenn auch nicht über ihn, doch ihm gleich zu stellen. Daß der Verfasser bei diesen für seine Arbeit keine Gnade finden werde, dessen ist er eben so gewiß, als sie hinwiederum versichert sein können, daß ihr Urtheil sowohl, wie ihr Charakter ihm gleich verächtlich sind. Eine fernere Veranlassung erhielt der Verfasser durch die in dem Werke: Denkschriften und Briefe zur Charakteristik der Welt und Literatur, von Dr. Dorow, IV. u. V. Theil, enthaltene flüchtig entworfene Charakterskizzen des v. Witzleben. Hier ward desselben von einem Gleichgesinnten auf eine Weise gedacht, die bei dem Verfasser jedes frühere Bedenken beseitigte, und es ihm als Pflicht erscheinen ließ, dasjenige zu veröffentlichen, was dazu beitragen könnte, einen der würdigsten Männer aus der Umgebung eines glorreichen Königs richtig zu würdigen.

Job Wilhelm Carl Ernst von Witzleben, einem alten Geschlechte Thüringens angehörend, wurde, als der Aelteste von sieben Geschwistern, zu Halberstadt am 20. Juli 1783 geboren, woselbst sein Vater als Hauptmann bei dem Infanterieregiment des Herzogs von Braunschweig in Garnison

stand. Von der frühesten Jugend war sein Körper kräftig, sein Geist lebendig, seine Auffassung schnell. Die erste Erziehung erhielt er im väterlichen Hause, wobei insbesondere die Mutter, eine geborne v. Lüdinghausen, genannt v. Wulff, für die ästhetische Ausbildung des Geistes und die religiöse Empfänglichkeit des Gemüths sorgte, während der Vater ihm früh die Grundsätze einer praktischen Tüchtigkeit einzuprägen bemüht war, die aus der großen Schule des unsterblichen Friedrich's herrührte, der damals noch den preußischen Thron zierte. Die Bemühungen beider Aeltern waren schon früh von so günstigen Erfolgen, daß Gleim, ein Freund des Vaterhauses, schon damals dem Knaben ein günstiges Schicksal prophezeihete. Die Früchte dieser häuslichen Erziehung haben ihn bis an sein Lebensende begleitet.

Von den Grundsätzen derselben, die Witzleben bei gereifterer Einsicht und Erfahrung für durch und durch praktisch und für alle Lebensverhältnisse der menschlichen Gesellschaft auslangend anerkannt hatte, ist er nie, auch nur den kleinsten Schritt abgewichen. Der ganze Inhalt derselben beruhte vornämlich in der Lehre einer anspruchlosen, aber durchaus unnachsichtlichen Pflichterfüllung, ohne Berücksichtigung der Person, nach bestem Ermessen des eigenen Gewissens.

Das jugendliche Gemüth dergestalt befruchtet, kam Witzleben in seinem elften Jahre zur ferneren Ausbildung und Erziehung in das Pageninstitut zu Potsdam, wohin ihn seine Mutter, da der Vater dem Rheinfeldzuge beiwohnte, gebracht hatte und woselbst er bald königlicher Leibpage wurde. Hier zeichnete er sich schon früh vortheilhaft aus durch die Lebendigkeit seines Geistes, durch sittliche Aufführung, durch Empfäng

lichkeit des Gemüths. Wenn sein Fleiß in Betracht des Unterrichts nicht immer gleichen Schritt mit jenen Eigenschaften hielt, so ist das eine Eigenthümlichkeit lebhafter jugendlicher Charaktere, die unter richtiger Leitung von keiner Erheblichkeit ist, weil gerade in diesem scheinbaren Sich-gehen-lassen der ausgestreute Saamen sich bewurzelt und Kraft sucht für den aufkeimenden, einst fruchttragenden Halm; so war es auch bei Witzleben und wurde nicht verkannt von seinen Lehrern und Erziehern. In diesem rein militairischen Institut, in welchem allerdings die Erziehung mit besonderer Sorgfalt geleitet wurde, konnte er natürlich nur die entsprechende Bildung erhalten, wenngleich dieselbe den damaligen Anforderungen bedeutend vorausgeeilt war. Hier cultivirte er unter anderem aber auch die schon im älterlichen Hause gelegte Grundlage zur Musik, in welcher er es später zur anerkannten Virtuosität als ausübender Violinist brachte, und überdieß auch zum gründlichen und geschmackvollen Kenner des Satzes sich heranbildete.

Die Bestimmung des Pageninstituts: daß die Zöglinge desselben, die größtentheils aus Söhnen der vornehmsten und angesehensten Familien des Landes bestanden, auch zu gewissen Hofdiensten benutzt wurden, hatte für alle diejenigen von ihnen, die gesund an Seele und Körper waren, den Nutzen, daß sie früh schon sich fügen lernten in mannigfache Verhältnisse des Lebens, daß sie frei wurden von jener kindischen Befangenheit, die in Instituten erzogenen Knaben oft eigen, und die sie selbst als Jünglinge und gereifte Männer nicht zu bekämpfen im Stande sind, daß endlich bei den Fähigern sich der Gesichtskreis erweiterte. Witzleben, zu diesen gehörend, faßte schon als Jüngling mit seinem hellen Ver-

stande diese Vorzüge scharf und richtig auf, und gewann dadurch für sein späteres Leben und Wirken eine Basis, die von den heilbringendsten Folgen war. Im Jahre 1799, im noch nicht vollendeten sechzehnten Lebensjahre, verließ Witzleben das Pageninstitut und trat als Fähnrich ins erste Bataillon Leibgarde zu Potsdam in das praktische Leben ein. Nunmehr, in strenger Schule, sich ganz dem Dienste widmend, ermangelte er keinesweges, was damals eben nicht häufig vorkam, auch seinem Geiste Nahrung zu reichen durch das Studium militairischer Schriftsteller. Wir wollen gerade nicht behaupten, daß solches schon mit besonderem Erfolge geschehen: denn in so früher Jugend, ohne angemessene Anleitung, werden dergleichen Studien weder mit der erforderlichen Auswahl, noch mit der nothwendigen Stätigkeit betrieben; und an dieser Anleitung hat es ihm theilweise gefehlt, worüber er in späterer Zeit oft sich geäußert. Nichts desto weniger sind diese Anfänge als Merkmale ehrenhafter Bestrebungen für seine Ausbildung anzusehen. Mit diesen Bestrebungen gingen diejenigen Hand in Hand, die geeignet waren, seinen von Natur kräftigen und gedrungenen Körper, für das anstrengende Kriegsleben immer mehr abzuhärten. Hierüber erzählen seine Zeitgenossen manchen charakteristischen Zug. So unter anderem: daß er Monate lang von der kärglichsten Kost lebend, in keinem Bette, sondern auf dem nackten Fußboden seines Zimmers, nur mit seinem Mantel bedeckt, geschlafen; oft nur wenige Stunden und sich dann mit Heiterkeit aufgerafft zu irgend einer neuen Thätigkeit, besonders zür Jagd.

1802 zum Secondelieutenant ernannt, marschirte Witzleben 1806 mit den Garden ins Feld und theilte mit ihnen die Schicksale der preußischen Armee nach den unglücklichen

Tagen bei Jena und Auerstädt. In Erfurt gefangen und auf sein Ehrenwort entlassen, hielt er sich während dieser unglücklichsten Periode seines Lebens theils in Halberstadt, theils in Berlin und Umgend auf. So jung er damals auch noch war, so lastete dennoch mit unsäglicher Schwere das Unglück seines Vaterlandes auf seinem Gemüth. Natürlich war damals weder sein Standpunkt von der Art, noch seine Einsicht so gereift, daß die Behauptung: es hätte seiner Seele irgend ein nur annäherndes Bild der künftigen Schicksale seines über Alles geliebten Vaterlandes vorgeschwebt, gerechtfertigt erscheinen könnte. Aber ein dunkles Ahnen derselben lag dennoch tief in seinem Innern; denn mit wie vielen, naheliegenden, oft sehr ansprechenden Plänen für eine künftige anderweitige Bestimmung seines Lebens er sich auch beschäftigte, nie konnte er zu einem endlichen Entschluß gelangen, weil eben dieses Ahnen eines Besserwerdens ihn davon abhielt.

Mit diesen Plänen hin und her beschäftigt, und dabei besonders seiner musikalischen Ausbildung obliegend, erreichte ihn 1807 die Nachricht von seiner Auswechselung, worauf er sich sofort ins Hauptquartier zum General v. Blücher nach Pommern begab. Bald hierauf erhielt er eine Sendung an den, dem General v. Blücher gegenüberstehenden französischen Marschall Soult, und wenige Tage später wurde er mit Depeschen für den König nach Memel abgeschickt. Hier angelangt, wurde er am 8. August zum Premierlieutenant befördert und ihm das Commando einer Compagnie in der neu errichteten Garde anvertraut. Jetzt war alle Mißstimmung vorüber! vorüber waren alle die mannigfachen Pläne für eine anderweite Lebensbestimmung.

Witzleben war wieder ganz wozu ihn die Natur bestimmt hatte — Soldat; glücklich in der Vereinigung mit vielen ihm werthen Kameraden, unter den Augen seines angebeteten königlichen Herrn, in einer angemessenen Thätigkeit. Dieser gab er sich mit aller Energie seines festen Charakters und einem Feuereifer hin, der besondere Nahrung fand in den aus dem Unglück des Vaterlandes geborenen neuen Ideen der anderweiten Organisation des Heeres. Mit aller Lebhaftigkeit seines Geistes, mit der ganzen Klarheit seines scharfen Verstandes nahm er diese Ideen in sich auf, und gestaltete sie zur Wirklichkeit bei der Ausbildung der ihm anvertrauten Compagnie. Aber nicht der praktische Frontedienst allein beschäftigte ihn, auch gründliche militairische Studien betrieb er und das nächste Ergebniß derselben war eine gediegene Abhandlung über den leichten Dienst, die den vollen Beifall des Generals v. Scharnhorst erhielt und ohne Zweifel Veranlassung war, daß er 1808 als Stabscapitain zum neuformirten Gardejägerbataillon versetzt wurde.

Von jetzt ab war die besondere Aufmerksamkeit seines Königs auf ihn gerichtet, der, als gründlicher Menschenkenner, erkannt hatte, daß Witzleben zu etwas Höherem befähigt sey.

Der Lebendigkeit seines Geistes sagte der leichte Dienst der Jäger ganz besonders zu, und mit dem regsten Eifer trat er seinen neuen Wirkungskreis an. Mit den Garden kam er 1810 nach Berlin zurück, woselbst er jede dienstfreie Stunde seiner wissenschaftlichen und musikalischen Ausbildung mit dem besten Erfolge widmete. Vorzugsweise studirte er Napoleons Feldzüge in Italien und Oestreich. Seiner höheren musika-

lischen Ausbildung waren vornämlich Himmel, Reichardt und Anselm Weber förderlich.

Nachdem er im Jahre 1811 zum wirklichen Capitain und Compagniechef befördert worden war, schloß er zu Anfang des Jahres 1812 seine eheliche Verbindung mit der Tochter des Jägermeister v. Splittgerber, die er bereits seit 1807 kannte und liebte. Dies neue Lebensverhältniß erfüllte ihn nicht nur mit der Innigkeit, die starken männlichen Charakteren, wenn sie wahr und aufrichtig lieben, eigen ist, sondern auch mit der ganzen Würde, welche das Band der Ehe nach den Gesetzen der Religion und den Verhältnissen der bürgerlichen Gesellschaft haben soll. Er war im ganzen Umfange des Worts glücklich! — Wir haben uns jetzt der Epoche in der Zeitgeschichte genähert, die für die ganze civilisirte Welt von hoher, für Deutschland, und insbesondere für das preußische Vaterland von der höchsten inhaltschwersten Bedeutung gewesen. Napoleon hatte seinen Kriegszug gegen Rußland begonnen. Der damalige harte Druck des Vaterlandes, das Verlangen, sich desselben zu entbürden, die politischen Ansichten für die eine oder die andere Art dieser Entbürdung, die Meinungsconflicte der verschiedenen Parteien, ließen wohl Niemanden unberührt, der mit Selbstbewußtseyn und Nachdenken den Erscheinungen der Zeit gefolgt war. Es bedarf sonach keiner weiteren Erörterung, wie diese Zeit auf einen Mann, wie wir Witzleben bisher geschildert haben, eingewirkt hatte. Sein scharfer Verstand, sein fester, männlicher Charakter, seine, durch Studium und Umgang mit verschiedenen bedeutenden Männern gereifte Einsicht und Erfahrung, seine glühende Liebe zum Vaterlande, zum angestammten Könige und dem ganzen königlichen Hause, sein hoher Begriff

von der Nothwendigkeit, den verloren gegangenen Kriegsruhm des preußischen Heeres auf gesetzlichem Wege wieder herzustellen, d. h. mit dem königlichen Herrn und Kriegsfürsten an der Spitze, hielten ihn fern von verschiedenen Verbindungen und Verirrungen jener Zeit, von denen so Mancher, auch von den Besten, in den ungemessenen Eifer für die Befreiung des Vaterlandes, verlockt wurde. In diesem Jahre avancirte Witzleben zum etatsmäßigen Major und marschirte nach Breslau, wohin der König seine Garden entsendete und, durch die politischen Conjuncturen genöthigt, bald auch sein Hoflager verlegte. Hier im Centralpunkte all der wichtigen Ereignisse, die zu den Vorbereitungen leiteten, die von hieraus zur Befreiung Preußens und Deutschlands getroffen wurden, führte Witzleben ein geistig aufgeregtes Leben. Im Umgange mit vielen der bedeutendsten Männer jener Epoche, mit denen die Zeitereignisse vielseitig besprochen wurden, schärfte und erweiterte sich sein politischer Blick, und es wurde dadurch bei ihm die Grundlage gelegt, zu der großartigen Anschauung der innern sowohl, wie der äußeren Verhältnisse des Vaterlandes, die er in seinem späteren Wirkungskreise auf mannigfache Weise entwickelte. Ungeachtet dieser, einen Mann von Geist und Kraft lebhaft bewegenden Beziehungen, entfrembete er nicht dem praktischen Dienst, fand vielmehr darin einen Sporn, denselben in dem Geiste zu leiten und zu betreiben, den der nahende große Kampf erheischen dürfte; entzog ihn nicht seiner kleinen Häuslichkeit, und er fand am Abend Erholung an der Seite seiner Gemahlin, von den Mühen und Aufregungen des Tages.

Nun war das 1813 Jahr angebrochen; die, dem preußischen Volke ewig theuren Worte des Königs an sein Volk,

an sein Heer, waren gesprochen; der Kampf mit dem Unterdrücker begann. Witzleben focht mit dem Gardejägerbataillon in den Schlachten von Großgörschen und Bautzen. In der ersteren zeichneten sich die Jäger beim Angriff auf das Dorf Rehna vorzüglich aus; er wurde an diesem Tage von fünf Kugeln getroffen, ohne jedoch gefechtsunfähig zu werden. Hier schon zeigte er einen scharfen militairischen Blick, richtige Auffassung der verschiedenen Gefechtsverhältnisse und eine kaltblütige Entschlossenheit. Er erhielt für die in dieser Schlacht bewiesene Tapferkeit und Umsicht das eiserne Kreuz zweiter und den russischen Georgenorden vierter Classe. Unmittelbar nach der Schlacht commandirte er die äußerste Arriergarde im Défilé von Groitsch, und am 14. Mai, als die Verbündeten nach Bautzen marschirten, wurde er mit einer Jägercompagnie, einem Infanteriebataillon, zwei Escadrons und einer halben reitenden Batterie gegen Kamenz entsendet, um Nachricht vom Feinde einzuziehen. Von dessen Anmarsch überzeugt, langte er am 16. wieder bei der Hauptarmee an. In der Schlacht von Bautzen war ihm die Vertheidigung des Dorfes Burschwitz übertragen, das aber von dem feindlichen Heere nicht direct angegriffen wurde.

Der Rückzug nach diesen beiden, scheinbar erfolglos gefochtenen Schlachten und der darauf folgende Waffenstillstand, wirkten keinesweges lähmend auf seine Thatkraft und Hoffnungen. Wenn ihn bisweilen auch ängstigende Besorgnisse beschlichen, nur zu bald wußte er sie zu verscheuchen durch wahrhaft religiöses Vertrauen auf Gott, der immer und überall einer gerechten Sache den Sieg verleiht; und der Kampf des Preußenvolkes war ja ein gerechter! Ueber dieses, im echt christlichen Sinne geäußerte Gottvertrauen, sprechen sich

seine Briefe aus jener Zeit an seine Gemahlin, auf eine wahrhaft erhebende Weise aus. Auch dafür liefern diese, wie auch spätere Briefe Belege, mit welcher Bescheidenheit er über seine Leistungen urtheilte, und wie er jede ihm zu Theil gewordene Auszeichnung als viel zu bedeutend dafür ansah. Wie er in allen Handlungen und Aeußerungen seines ganzen Lebens stets offen und wahr gewesen, so gewiß auch hier in diesen Briefen, die lediglich als vertrauliche Herzensergießungen eines liebenden Gatten zu betrachten sind. Während des Waffenstillstandes wurde ihm zunächst die Auszeichnung, zum Commandeur des Füsilierbataillons des neu errichteten zweiten Garderegiments zu Fuß ernannt zu werden. Damit erweiterte sich von Neuem seine Wirksamkeit, und die nothwendige Ausbildung der neuen Truppen gab ihm hinlängliche Beschäftigung, während einer unerwünschten Waffenruhe. Demnächst aber genoß er das hohe Glück, in seiner Cantonnirung mit seiner Gemahlin sich vereinigen zu können, und die Vaterfreuden über die daselbst erfolgte Geburt seines ersten Kindes, eines Sohnes, gleich ihm, Job genannt, kennen zu lernen. So verlebte er, in dem an Naturschönheiten interessantesten Theile Schlesiens, die süßesten Tage seines ehelichen Lebens bis zu der Zeit, wo der Kriegskampf von Neuem begann. Jetzt mit den Garden der Armee in Böhmen zugetheilt, fiel denselben eine weniger active Rolle als im ersten Theile des Feldzugs zu, worüber sie natürlich sich unglücklich fühlten. Diese Passivität lastete vorzüglich auf Witzleben, der, im Gefühle seiner Kräfte und Leistungsfähigkeit, überall gern mit seinem Bataillon an der Spitze gewesen wäre. In Folge dieser Stellung der Garde, nahm er auch an der Schlacht von Dresden keinen Theil. Bei dem Rückzuge nach

derselben, erhielt er aber auf dem Marsch von Dippoldiswalde nach Altenberg den gefahrvollen Auftrag, mit seinem Bataillon die Arriergarde zu bilden und eine bedeutende Anzahl Geschütze zu decken, welche in der Nacht in einen meilenlangen Hohlweg geriethen, in welchem schon viele hunderte von Wagen dermaßen sich verfahren hatten, daß weder an ein Vorwärtskommen, noch an ein Zurückkehren zu denken war. Zum Glück unternahm der Feind nichts gegen diese Nachhut, und so gelang es Witzleben's kaltblütiger Umsicht und unermüdlicher Anstrengung, sich Bahn zu brechen und die Geschütze wieder in Bewegung zu setzen, und ohne eins davon zu verlieren, mit ihnen Altenberg zu erreichen. Am 10. September wurde er mit seinem Bataillon und einigen Escadrons nach Obergraupen, am Fuße des Erzgebirges, zur Beobachtung des Feindes, welcher ihm gegenüber in Fürstenau stand, detachirt. Hier hatte er die lange gewünschte Gelegenheit, mehrere rühmliche Vorpostengefechte zu bestehen, bis der Feind nach Leipzig abzog. An der Schlacht bei Leipzig nahmen die preußischen Garden wieder keinen Antheil, wiewohl sie dem feindlichen Geschützfeuer oft ausgesetzt waren. Den 19. October, während der Sturm auf die Stadt vorbereitet wurde, erhielten sie den Befehl, gegen Pegau aufzubrechen, um dem Feind den Paß bei Kösen zu verlegen, welches indeß nicht gelang.

Dieses war der letzte kriegerische Act in diesem Jahre, der ein sehnsuchtsvoll gehofftes Zusammentreffen mit dem Feinde in Aussicht gestellt hatte. Als dieselbe nicht in Erfüllung gegangen war und nunmehr ein ruhiger Marsch nach dem Rhein erfolgte, beruhigte sich Witzleben's Mißstimmung über die ihm zugefallen gewesene Thatenlosigkeit eines Theils

um so leichter, als er nicht aus Ehrgeiz, sondern aus der rühmlichen Absicht, sein recht tüchtiges Theil zur Herstellung des theuren Vaterlandes mit beyzutragen, die Zutheilung eines andern Looses sich gewünscht hätte; anderen Theils durch die Betrachtung: daß so Außerordentliches vollbracht worden war, und von der Ueberwindung des Gegners auf Leipzigs Ebenen, die Erhebung und Befreiung Preußens und Deutschlands her datire: daß der Ruhm des preußischen Heeres im neuen Glanze wieder strahle. Das waren Betrachtungen, die sein für alles Große und Schöne empfängliches Gemüth in wahrhaft poetische Schwingungen versetzte.

Auf dem Marsch nach dem Rhein wurde er am 8. December zum Oberstlieutenant befördert und am 14. desselben Monats zum Commandeur des Gardejägerbataillons ernannt. Beides schien ihm der Culminationspunkt seines, wie er in aufrichtiger Bescheidenheit es nannte, unverdienten Glücks zu seyn. An der Spitze der ihm über Alles theuren Jäger zu stehen, deren Dienst er aus voller Seele ergeben war, war stets das höchste Ziel seiner Wünsche gewesen, und dieses war so früh schon erreicht, und unter welchen glücklichen, glorreichen Umständen! — Aber auch seine lieben Jäger fühlten sich hochbeglückt, und der Empfang, den sie ihm bereiteten, zeigte, daß sie mehr einen Freund und Vater, als einen Vorgesetzten in ihm ehrten. Nachdem er an der Spitze seines Bataillons den 13. Januar 1814 bei Basel den Rhein überschritten, unter Empfindungen, die wohl alle seine Zeit- und Kriegsgenossen mehr oder minder mit empfunden haben, theilte er abermals das schmerzliche Schicksal der preußischen Garden, fast den ganzen Feldzug hindurch dem Feinde nicht ins Angesicht zu schauen. Erst bei Paris wurde ihm die

lange ersehnte Gelegenheit, seinen Thatendrang zu befriedigen; sein kriegerisches Talent, seine Tapferkeit von Neuem zu bewähren. Ihm ward eine Hauptrolle bei dem blutigen und ruhmreichen Angriff der preußischen und der badener Garden zugetheilt, welcher von Pantin aus ausgeführt wurde. Es wurden hier 14 Kanonen erobert; Witzleben drang in Valette ein und war an der Spitze der Tirailleurs, welche die Barrieren von Patin erstürmten, als das Signal des Waffenstillstandes gegeben wurde. Das eiserne Kreuz erster, den russischen Wladimirorden zweiter Classe und den badischen Militairverdienstorden empfing er als Auszeichnung seiner Tapferkeit an diesem Tage.

So war denn nun ein Ziel erreicht, das weit hinaus jenseits der Gränzen lag, die beim Beginn des Kampfes gegen Napoleon auch die kühner Hoffenden sich gedacht hatten. Wie Witzleben über die Bedingungen des geschlossenen Friedens geurtheilt haben mag, darüber fehlt uns jede Kenntniß, was wir um so mehr bedauern müssen, als es unzweifelhaft erscheint, daß die diesfälligen Ansichten eines so geistreichen, umsichtigen Mannes höchst interessant gewesen seyn müssen. In Paris blieb er bis zum Juni und wandte alle Zeit, die ihm der Dienst frei ließ, dazu an, die Stadt mit ihren Kunstschätzen, manchen namhaften Künstler und Gelehrten, die bürgerlichen und geselligen Verhältnisse und endlich das eigentliche Volk kennen zu lernen. Wie kurz die Zeit zu all diesen Beobachtungen ihm auch zugemessen war, so war doch seinem Scharfblick nichts von Bedeutung entgangen, und er hatte so viel gesammelt, um in mancher Beziehung sich ein begründetes Urtheil bilden zu können. Vorzüglich interessant war dasselbe über den französischen Volkscharakter. Auf dem lang-

samen Zuge, den die Kriegsbegebenheiten bedingt hatten; vom Rhein bis nach Paris, hatte er hinlängliche Gelegenheit, denselben in den Provinzen kennen zu lernen; jetzt lernte er den der Pariser Bürger kennen. Konnte er sich schon mit Jenen, nach dem Maaßstabe deutscher Gesittung, Bildung, Ehrenhaftigkeit und Gemüthlichkeit nicht befreunden, wie viel weniger noch mit diesem, ohne die Vorzüge beider verkennend. Wie oft hat er nicht dieser Vorzüge lobend gedacht und mit wahrhaftem Bedauern sich darüber ausgelassen, wie wenig die hohe Bildungsfähigkeit des Volkes, bei seiner großen geistigen Regsamkeit, von der damaligen Regierung bedacht gewesen. Ueberall in dieser Beziehung war, nach seiner Ansicht, Deutschland und Preußen dem französischen Volke weit voraus. Auch die geselligen Verhältnisse, in so weit er sie kennen zu lernen Gelegenheit hatte, sprachen seinen, auf Ernst, Gründlichkeit und gemüthliche Berührungen gerichteten deutschen Sinn nicht an. Um so mehr Genuß dagegen gewährten ihm die Pariser Kunstschätze und der Umgang mit einigen Künstlern von Bedeutung; vornämlich der mit Cherubini und seiner Familie. Beide Männer fühlten sich zu einander dermaßen angezogen, daß ein wahres Freundschaftsverhältniß sich daraus bildete, und zu einer mehrere Jahre hindurch zwischen ihnen geführten sehr interessanten Correspondenz Veranlassung gab.

Nachdem derselbe im August mit seinem Bataillon nach Berlin heimgekehrt war, wurde ihm eine neue Auszeichnung und ein schöner Lohn für seine Bestrebungen um die Jägerwaffe. Unterm 3. September ernannte ihn der König zum Sousinspecteur seines und des schlesischen Schützenbataillons. Die Bedeutung dieses Verhältnisses wohl begreifend

und die Nothwendigkeit erkennend, eine gewisse Gleichförmigkeit in den Grundübungen der Jägerwaffe einzuführen, verlor er keine Zeit, das Resultat seiner gereiften Erfahrungen in einer Instruction für das Schießen niederzulegen, die classisch zu nennen ist, und nach welcher noch heute in der ganzen Armee verfahren wird. Daß diese Instruction wesentlich dazu beigetragen hat, das richtige Schießen in der Armee zu einem hohen Grade von Vollkommenheit zu bringen, ist anerkannt. Wenn daher Witzleben keine weitere Gelegenheit gehabt hätte, um das preußische Heer sich verdient zu machen, so müßte dasselbe schon dafür allein ihm eine ehrende Erinnerung widmen. In dieser Richtung thätig, erklang von Neuem der Ruf zu den Waffen, und gab am 1. April 1815 ihm die Bestimmung im Generalstabe beim Generalcommando der niederrheinischen Armee unterm Fürsten Blücher von Wahlstatt, jedoch unter Beibehalt des Verhältnisses als Sousinspecteur der Jäger und Schützen. Zwar schmerzte es ihn, für den neuen Kampf von seinen braven Jägern sich trennen zu müssen, doch folgte er willig und kampflustig der erhaltenen Weisung, die ja zugleich die ehrenvolle Anerkennung seiner Befähigung für höhere militairische Verhältnisse bekundete. Kaum war er im Hauptquartier angekommen, als auch schon am 31. Mai seine Beförderung zum Oberst erfolgte und er als Chef vom Generalstabe dem norddeutschen Bundescorps zugetheilt wurde. Dieses Corps concentrirte sich bei Trier unterm Commando des diesseitigen Generallieutenants v. Hacke, und war mit dem zweiten preußischen Corps unter den Befehlen des Prinzen August v. Preußen dazu bestimmt, die französischen Grenzfestungen anzugreifen. Wenn er auf diese Weise keinen Theil nehmen konnte, an den für die preu-

ßischen Waffen so ruhmreichen Tagen des 15. und 18. Juni, so gab ihm sein Verhältniß doch Gelegenheit, sich vielfach auszuzeichnen und seine Kriegserfahrungen auf einem neuen Felde zu erweitern. Dieses konnte allerdings nur unter sehr erschwerenden Umständen geschehen, deren er sich als energischer Charakter, als kenntnißreicher praktischer Soldat, als Mann von Welt- und Menschenkenntniß, sich vollkommen gewachsen zeigte und sie somit zu beherrschen vermochte. Lagen die Schwierigkeiten zunächst in der ihm noch völlig fremden Wirkungssphäre, so sind sie doch vorzugsweise in der Zusammensetzung des Armeecorps zu suchen, welches aus den Contingenten mehrerer norddeutscher Staaten bestand, und endlich auch in der Aufgabe selbst, die diesem Corps zugefallen war. Den Belagerungskrieg nämlich hatte Witzleben nur noch theoretisch kennen gelernt, jetzt aber sollte er bei der praktischen Ausübung als einer von den Leitenden mit auftreten. Wer von unsern Lesern es auch nicht aus eigener Erfahrung wissen sollte, der hat es aus der Geschichte kennen gelernt, wie schwierig die Handhabung eines, aus mehreren Contingenten bestehenden Heerestheils ist. Wie vorzüglich der Geist der Truppen an und für sich seyn mag; wie willig und hingebend die höheren Führer sich auch begegnen mögen, so entstehen nichts destoweniger eine Masse von Conflicten, die mit ganz besonderer Delicatesse und Klugheit behandelt seyn wollen, wenn der Zweck auf dem Wege erreicht werden soll, auf dem Jeder, der Führer sowohl, wie der gemeine Mann, mit Freudigkeit einherschreitet. Die Rigorosität der militairischen Autorität reicht hier nicht immer aus. Der Generalstabschef aber ist gerade derjenige, der dem commandirenden General diesen Weg anzubahnen vermag, oder ihn den dornenvollsten,

den es giebt, führt. Witzleben's Klugheit, Gewandtheit und Entschlossenheit machten, daß er überall im richtigen Takte handelte; sein offenes, echt soldatisches Wesen, seine, dem entsprechende freimüthige Rede, seine Tapferkeit, wo es galt, gewannen ihm die Zuneigung der Führer und der Truppen in dem Grade, daß, nach gelöster Aufgabe, sie von ihm und er von ihnen mit Zufriedenheit und Achtung schieden. Auch mancher der erlauchten Souveraine jener Contingente, hat nicht angestanden, seine hohe Zufriedenheit ihm dafür zu bezeigen.

Als Chef des Generalstabes leitete er zum größten Theil die Belagerungen von Sedan, Mézières und Montmedy. Hierbei entging seinem klaren Geiste der Vortheil nicht, der im Belagerungskriege von den Jägern gezogen werden konnte; daß sie die gefährlichsten Gegner der Artillerie von der Tranchee aus seyn könnten, und daß ihnen vom ersten Augenblick an eine entscheidende Wirksamkeit möglich werde, wenn mit den Linien gleich Anfangs möglichst nahe hinangegangen würde. In der Absicht, diese Kunst zu studiren, besuchte er die Belagerungen des zweiten Corps. Hier ward ihm bald einleuchtend, worauf es dabei besonders ankam, und wenn er es nicht vermochte, von seiner Ueberzeugung entscheidende Anwendung zu machen, so lag dies wesentlich daran, daß er in der kurzen, damals noch verpönten Zeit, die Lehre der alten Schule: „daß Plätze nur mit Artillerie angegriffen und vertheidigt werden," nicht niederkämpfen konnte. Er hat später öfters diesen wichtigen Gegenstand zur Sprache gebracht und seine Ueberzeugung dahin ausgesprochen: daß in diesem Umstande allein der Unterschied in den Resultaten beider Corps zu suchen sey, und daß man allerdings, nach seiner

Erfahrung; die Vertheidigung der Plätze dem Bajonett und den Angriff den Büchsenschützen überweisen müsse; beides möglich zu machen, aber die Aufgabe der Schaufel und der Kanonen sey.

Doch nicht allein in den hier besprochenen Beziehungen war in diesem Zeitraume seine Thätigkeit in Anspruch genommen. Ihm war außerdem auch noch die Civilverwaltung des Departements der Ardennen übertragen, und dabei galt es, die oft übertriebenen Forderungen der Truppen mit der geringen Willfährigkeit der Einwohner in Einklang zu bringen. Auch diese Aufgabe löste er glücklich und entwickelte nicht minder gerechte, theilnehmende Fürsorge für diese, so wie eine Menschlichkeit und ein Wohlwollen für die bedrängten Bewohner des Kriegsschauplatzes, welche ihm bei Beiden eine Anhänglichkeit bewirkten, von der er noch in späteren Jahren manche rührende Beweise empfing.

Als nun inzwischen die neue Ordnung der Dinge für Frankreich in Paris festgestellt war, mußte Witzleben dahin, um für den Rückmarsch des norddeutschen Bundescorps die erforderlichen Anordnungen zu treffen. Die damit verbundenen umfangreichen Arbeiten gestatteten ihm wenig Muße, auf anderweite Gegenstände dieser Hauptstadt seine abermaligen Beobachtungen zu richten. Auch trieb ihn die Sehnsucht nach seiner Familie zur Rückkehr nach der Heimath. Mit dieser vereinigt, ward er nun zum wirklichen Inspecteur der Jäger und Schützen ernannt, und nahm die durch Ausbruch des Krieges unterbrochene weitere Organisation derselben auf. Doch im October schon betraf ihn eine abermalige anderweite Bestimmung; nämlich als Chef des Generalstabes beim Generalcommando in Ostpreußen unter General Graf Bülow

v. Dennewitz, jedoch mit der gleichzeitigen Weisung, zuvor die oben gedachte Organisation zu beenden. Er ging sonach nicht nach Ostpreußen ab, sondern betrieb in Berlin mit Eifer und Erfolg das ihm übertragene Geschäft.

Dem Schlusse desselben sich nähernd, ereilte ihn schon wieder eine neue, ihn sehr überraschende wichtige Bestimmung. Er wurde im Jahre 1816 ins Cabinet des Königs für die persönlichen Militairangelegenheiten, nach damaliger amtlicher Bezeichnung drittes Departement des Kriegsministerii, neben den damaligen Vorstand desselben, Oberst v. Thile berufen.

Wir haben schon früher, an geeigneten Stellen, zu bemerken nicht unterlassen, daß des Königs Aufmerksamkeit auf Witzleben gelenkt worden war. Daß dieselbe unausgesetzt auf ihn gerichtet geblieben, ist aus der vorliegenden Darstellung seiner Dienstlaufbahn genügend hervorgegangen, und seine gegenwärtige Berufung erweiset unwiderleglich, daß ihn sein königlicher Herr nicht nur als Soldat wohl bestanden in allen Beziehungen, sondern auch als Mensch und Ehrenmann würdig befunden hatte, seiner erhabenen Person so nahe zu stehen. Wer König Friedrich Wilhelm III. gekannt hat, weiß sehr wohl, daß auf keine seiner Wahlen bei Personen für höhere Verhältnisse, am wenigsten bei solchen, die in irgend einer amtlichen Wirksamkeit ihm höchst selbst attachirt waren, irgend eine äußere Einwirkung statthaft gewesen; alle waren selbstständige Wahlen, wohl bewährt in langer, oft strenger Prüfung. Dieses war mithin auch mit Witzleben der Fall.

Zunächst wurde derselbe in seiner gegenwärtigen Stellung orientirt und nebenbei mit der Friedensorganisation der Land-

mehr beschäftigt. Bald indeß schied der Oberst v. Thile ganz aus und Witzleben übernahm die Geschäfte im ganzen Umfange unter eigner Verantwortlichkeit, jedoch immer noch unter Beibehaltung der Inspection der Jäger und Schützen. Daß der Umfang beider Geschäftskreise eine große Anstrengung und Thätigkeit erforderte, bedarf keiner nähern Ausführung, und nur seiner, sowohl körperlichen als geistigen Rüstigkeit, Umsicht, klaren Reproduction, leichten Auffassung und seltenen Kürze im Geschäft, wurde es möglich, in dem Maaße allen Anforderungen zu genügen, daß er immer noch Muße übrig behielt, Erholung zu finden in der Lectüre und Musik.

Schon unterm 27. October 1817 bestätigte ihn der König als wirklichen Vorstand des Militaircabinets, oder als Director des dritten Departements im Kriegsministerio, welchem zu Folge er von der Inspection der Jäger und Schützen entbunden wurde. Jetzt beginnt ein neuer Zeitabschnitt seines Lebens, in welchem ihm nicht nur seine, durch und durch praktische Bildung, seine große Bekanntschaft mit der Armee, mit den Bedürfnissen des Soldaten, mit dem was Noth thut ihn kriegsfähig zu erhalten und im Frieden zum Kriege vorzubilden — gewiß eine der schwersten Aufgaben — die nöthigen Stützen gewährten und seiner Thätigkeit die Richtung angaben, sondern ihm auch Gelegenheit geboten wurde, in die höhern und höchsten staatlichen Verhältnisse einzubringen und seine gediegenen großartigen Ansichten darüber an den Tag zu legen. Diese Kenntnisse, diese Fähigkeiten, diese durchweg tüchtigen Ansichten mußte das Kennerauge des Monarchen nothwendig sehr bald herausfinden und erfreuen. Es befremdete daher Niemanden, daß, als der König 1818 die Reise nach Petersburg und Moskau angetreten hatte,

Witzleben unterm 5. Juni*) zum Generalmajor und Generaladjutanten ernannt wurde. Unzertrennlich war von nun an das Band zwischen ihm und dem Könige, den er auf allen Reisen, nach Frankreich und Italien begleitete.

Wenn wir in dem vorstehenden Abschnitt unserer Darstellung der neuen Gestaltung der staatlichen Verhältnisse des Vaterlandes nirgend erwähnt haben, so findet solches sich gerechtfertigt durch Witzleben's Wirkungsthätigkeit nur nach einer Richtung hin, der rein militairischen nämlich. Nunmehr aber, da derselbe in einer Stellung zu schildern ist, von welcher aus seine Thätigkeit, nach so verschiedenen Richtungen sich ausdehnte, wird es nothwendig, zum richtigen Verständniß dieser Thätigkeit jener Verhältnisse, wenn auch nur flüchtig, zu gedenken. Nach der Katastrophe von 1806 war das Gebäude der Militair- und Civilorganisation des preußischen Staats, wie solche uns von Friedrich II. überkommen war, zusammengebrochen und die Aufgabe gestellt, nunmehr, aus den Ruinen, ein neues, festes, den gegebenen Umständen angemessenes Bauwerk aufzurichten. Dazu den Grund zu legen, war man von 1808 bis 1813 beflissen und in Ausführung der Befehle des Königs, zeichneten sich dabei Hardenberg, Scharnhorst, Boyen aus. Die Ereignisse der Jahre 1813 bis 1815 und die daraus hervorgegangene, neue Gestaltung Europas und Preußens, veränderten nothwendig alle früheren

---

*) Interessant ist es, daß die Cabinetsordre, welche Witzleben über diese Ernennung erhielt, in Berlin von der Hand des damaligen Kriegsministers von Boyen geschrieben wurde, jedoch aber aus Königsberg den 5. Juni 1818 datirt ist, woselbst Witzleben sie auch erst erhielt.

Dr. Dorow.

Grundlagen. Es mußten daher von 1816 ab neue, großartigere gelegt werden. Die Lösung dieser Aufgabe begreift die Regierungsgeschichte Friedrich Wilhelm III. von da ab bis zur neuesten Zeit.

Die Bildung eines nationalen Heeres, welches das Problem der gleichzeitigen Vereinigung der vollkommensten Disciplin und der höchsten Berücksichtigung aller Humanitätsanforderung löst, und das eine neue Bildungsschule für einen großen Theil des preußischen Volkes geworden; die Vollendung eines umfassenden Systems von Befestigungen an den einer natürlichen militairischen Stärke ermangelnden preußischen Gränzen; ein neues einfaches Steuersystem; eine Verwaltung, als deren vorherrschenden Charakter der Geist der Vermittelung und strenge Rechtlichkeit hervortreten; die Anregung und Pflege wissenschaftlichen Strebens mittelst Begründung neuer und Reorganisation schon bestehender Unterrichtsanstalten, und zeitgemäße Vervollkommnung der betreffenden Unterrichtsplane; die Aufmunterung der Künste; die Erweckung eines echt christlichen Sinnes und die Förderung einer gleichmäßigen Kirchenordnung *), waren im Innern die allmälig glücklich gelösten Objecte jener Aufgabe. Nach Außen hin war es eine versöhnliche, zwar freisinnige und den Anforderungen der Zeit entsprechende, aber conservative Politik, welche für Preußen Sympathien bei den deutschen Bundesstaaten erweckte, und ihnen ein Vertrauen einflößte, welches zu der heutigen glück-

*) Wie sehr der König Witzleben's Wirksamkeit in dieser Beziehung anerkannte und schätzte, geht aus dem Geschenke eines Exemplars der Kirchenagende hervor, welche Witzleben in derselben Ausgabe, eben so prachtvoll gebunden vom Könige erhielt, wie sie auch den Mitgliedern der königlichen Familie verliehen wurde. In Witzleben's Exemplar schrieb der Monarch eigenhändig: „G. M. v. Witzleben, Collaboratori meo.“ Dr. D.

lichen Stellung zum deutschen Gesammtvaterlande führte. Aber auch außerhalb der Gränzen desselben wirkte diese Politik Vertrauen einflößend. In all den großen Welthändeln von 1828 bis 1833 war es vornämlich Preußen, dem Europa die Vermeidung eines allgemeinen Krieges zu danken hat.

Und bei allen hier berührten Veranlassungen war der nunmehrige Generaladjutant v. Witzleben nicht lediglich als Vollstrecker der Befehle des Königs betheiligt, sondern auch als derjenige, welcher von Allerhöchstdemselben zur Berathung und Discussion der zu ergreifenden Maaßregeln mit hinzugezogen wurde. Zu dieser Theilnahme an den höheren Fragen der Regierung, die keinesweges seine ursprüngliche dienstliche Stellung mit sich führte, gelangte er durch das große Vertrauen seines königlichen Herrn, welches ihm seine gründliche Prüfung aller Fragen, seine hohe Unparteilichkeit und sein Freimuth im Urtheil erworben hatte. Seit er in die Nähe des Königs berufen worden, war es sein Vorsatz und ihm Gewissenssache, nur das, was er nach seiner besten Erkenntniß für recht und gut hielt, zu unterstützen; dem Könige nie und unter keinerlei Umständen die Wahrheit vorzuenthalten; denselben bei jeder Gelegenheit darauf aufmerksam zu machen, was, nach seiner reiflichsten Erwägung, dem Staate oder der allerhöchsten Person zum Nachtheil gereichen könnte. Diesen Vorsatz hat er auch redlich erfüllt und seine ganze Meinung selbst da ausgesprochen, wo er entgegengesetzter Ansicht war, ja! selbst da, wo er sogar besorgen mußte, wehe zu thun; er that es unbekümmert um seine Stellung! —

Und nicht allein bei Fragen über Verwaltungsmaaßregeln oder über äußere Politik folgte er diesem Vorsatz, sondern auch bei solchen, die die innern Angelegenheiten des königlichen

Hauses, ja! die die innigsten persönlichen Beziehungen seines königlichen Herrn hervorriefen.

Wenn wir hiernach vollkommen berechtigt sind, den Charakter dieses seltenen Mannes überaus ehrenhaft und edel zu nennen, so müssen wir auch für den König zur bewundernden Verehrung und Huldigung auffordern, der seinen Dienern und Räthen zur Entwickelung solcher Charakterbezeigungen Gelegenheit gab, der ihre Meinungen und Ansichten hörte, prüfte, mit ihnen besprach, der auch Widerstand stets mit höchstem Edelmuth auf- nie aber ungnädig nahm, der in einem Manne, wie Witzleben, das Mittel sah, die Wahrheit selbst zu erkennen. Unter solchen Wechselbeziehungen des königlichen Gebieters zum Diener und Rath und dessen zum königlichen Herrn, muß es natürlich erscheinen, daß Niemand so wie Witzleben geeignet war, auf pünktliche und geistvolle Erfüllung der einmal gefaßten Beschlüsse zu halten. Es war aber auch Niemand in der Umgebung des Königs, der die Ansichten des hohen Gebieters so leicht und richtig, selbst aus nur flüchtig hingeworfenen Andeutungen verstanden hätte. Dies führte nothwendig dahin, daß die Chefs aller Verwaltungs- und Dienstbranchen mit ihm in Berührung traten, in schwierigen Fällen seine Vermittelung beim Könige in Anspruch nahmen, sich seines Raths bedienten; wodurch meistentheils wahrhafte Geschäftserleichterung erzielt wurde. Dies aber um so mehr, als er offen und bestimmt den Rath ertheilte, den man verlangte. Es fällt hiernach auch selbstredend in die Augen, in wie viele Kämpfe gegen Parteiansichten und leidenschaftliche Aufregungen er verwickelt seyn mußte, denen er mit aller ihm eigenen Festigkeit entgegen zu treten hatte. Besonders war dieser Kampf hart bedrängend

nach der französischen Revolution von 1830, da anfangs hin und wieder die Weisheit der vom Könige angenommenen Politik verkannt wurde.

Haben wir hiermit durch allgemeine Andeutungen die Richtungen zu bezeichnen versucht, in welchen Witzlebens Thätigkeit in Anspruch genommen gewesen; so wollen wir nun auch versuchen, einiges in seiner Besondernheit näher nachzuweisen.

Zuerst ist natürlich zu erweisen, daß seine Bemühungen auf die Vervollkommnung des Heeres gerichtet waren. Hier hat er in Gemeinschaft mit den verschiedenen Chefs des Kriegsministerii so vielseitig gewirkt, daß es fast unmöglich wird, jede Maaßnahme, die er theils angeregt hat, theils zur Ausführung fördern half, theils selbstständig ins Leben rief, von einander getrennt speziell anzugeben. Es möge daher genügen, nur herauszuheben, daß er es war, der die Intentionen des Königs zur Uebung des Heeres, in der den Verhältnissen des Krieges möglichst entsprechenden Weise bearbeitete und zur Verwirklichung thätig förderte; daß er es war, der auf eine strenge Erfüllung der königlichen Bestimmung über die wissenschaftliche Ausbildung der Offiziercorps wachte; daß er es war, der sich für die zeitgemäße Einrichtung der Militairbildungsanstalten lebhaft interessirte, die Errichtung neuer anregte, und die spätere Verwirklichung glücklich leitete, der die Bemühungen der Militairliteratur aufmunterte und die Aufmerksamkeit des Königs auf dieselbe richtete *); daß er es war,

*) Hier ist auch noch zu bemerken, daß Witzleben schon im Jahre 1819 harte Kämpfe zu bestehen hatte, um die allgemeine Verpflichtung zum Militairdienst aufrecht zu erhalten; man fand es bedenklich, Alles zu Soldaten machen zu wollen, doch Witzleben bewies mit siegenden Gründen:

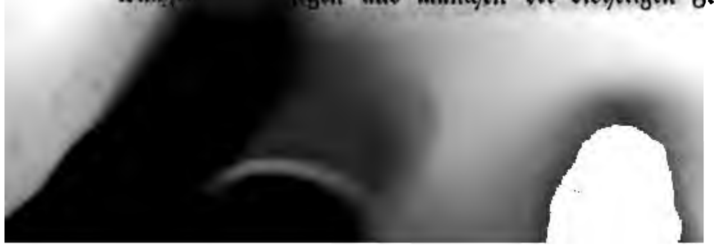
der die Absichten des königlichen Herrn, wegen Erhaltung eines ehrenhaften Sinnes in den Offiziercorps und auf die Läuterung der Begriffe über wahre Standesehre, in gesetzliche Bestimmungen zusammenstellte, welche demnächst der Armee zur Richtschnur übergeben wurden; daß er es war, der die Aufmerksamkeit des Königs auf die Nothwendigkeit eines anderweiten zeitgemäßen Pensionsmodus für die Offiziere zu lenken suchte, und alle bezüglichen Vorarbeiten entwarf, die später, wenn auch modificirt, zu den Grundlagen des heutigen Reglements gedient haben; daß er es war, der in der kritischen Zeit zwischen 1830 und 1831, in wahrhaft unglaublich kurzer Zeit, die umfassendste Arbeit, den Mobilmachungsplan für die Armee, bearbeitete und vollendete; daß er es endlich war, der den menschenfreundlichen Absichten seines königlichen Herrn, wegen Milderung der Strafbestimmungen für das Heer, alle Schwierigkeiten aus dem Wege räumte, und diese Absichten in die Wirklichkeit zu leiten half! —

Ganz vorzüglich aber hat Witzleben ein großes Verdienst um das Landwehrinstitut. Weil er, von echt preußischem Militairgeiste durchdrungen, alle die Vortheile eingesehen hatte, welche der Staat aus der Organisation dieses Instituts ziehen

„daß das Abkaufen mit Geld, wie in Frankreich, wo auch die allgemeine Verpflichtung als Grundsatz gelte, ein wesentlicher Mangel sey, und daß es in der jetzigen Zeit weit gefährlicher sey, Exemptionen zu machen, weil diese dann, als isolirte, der bewaffneten Macht entgegenstehende Theile zu betrachten seyen, während jetzt die allgemeine Verpflichtung die ganze Nation wie ein gemeinsames Band umschlänge, dessen Enden in den Händen des Königs wären. Uebrigens fänden Exemptionen allerdings dadurch statt, daß die ganze Zahl der waffenfähigen Mannschaft weder durch das stehende Heer, noch die Landwehr consumirt werde, aber diese Exemptionen seyen auf das wirkliche Bedürfniß, was zum Wohl des Staats Berücksichtigung verdiene, gegründet.“ Dr. D.

würde; weil er erkannt hatte, daß dasselbe das wahre Gegengewicht gegen alle Neuerungen der Zeit und das Mittel, die Bildung des Volkes auf eine gründliche Weise zu fördern, abgeben könne: war er stets dessen entschiedener Anhänger und Vertheidiger. Seit der Friedensorganisation vom Jahre 1816 waren mannigfache Stimmen gegen die Landwehr laut geworden; ihre Zahl und ihr Gewicht nahm für alle Freunde dieses Instituts in um so mehr besorglicher Weise zu, als es nicht an vielfältigen und erheblichen Bemühungen fehlte, auf die Ansicht des Königs zu wirken und dieselbe zu erschüttern. Die öffentliche Meinung über die Zweckmäßigkeit dieser Wehr des Vaterlandes wurde immer schwankender, und Witzleben hatte nicht unerhebliche Kämpfe gegen vielseitiges Andringen zu bestehen und um deren Einwirkung auf die Ansichten des Königs zu paralysiren. Als nun der König aus höchst eigener Bewegung hier wie überall, in seiner Weisheit und Staatsklugheit den richtigsten Weg einzuschlagen wußte, um diesem Meinungskampfe möglichst ein Ende zu machen, und den, nie genug dankbar anzuerkennenden Beschluß faßte, der Landwehr eine anderweite, sie zu einer näheren innigern Verbindung mit dem stehenden Heere führende noch heute bestehende Organisation zu geben; da war es Witzleben, der die Ideen des Königs mit der freudigsten Acclamation aufnahm und sie, ungeachtet der dagegen erhobenen, sogar eine Ministerialveränderung bewirkenden, Schwierigkeiten zur Ausführung brachte. Daß hierbei die ganze Entschiedenheit und Energie seines Charakters in Anspruch genommen wurde, ist leicht begreiflich.

Wenn hierdurch für jetzt allerdings die bisherigen Gegner der Landwehr zum Schweigen gebracht waren, so erwuchsen [illegible] gegen aus manchen der bisherigen Freunde



und Anhänger neue Widersacher. Es waren dieses jene Männer, die in ihr ein selbstständiges Volksinstitut zu sehen wünschten. Klagten diese über die Vernichtung dieser Idee und daß die neue Organisation durchaus in keinem Einklang stehe mit dem constitutionellen Entwickelungsgange des deutschen Vaterlandes; so erhoben sich jene bald wieder und waren der Meinung, daß in der Realität nichts gewonnen sey und die Wehrhaftigkeit des Staats entschieden gelitten habe, weil das stehende Heer dazu nicht stark genug sey, die Landwehr aber, die sie, in ganz eigenthümlicher Begriffsverwirrung, weder der Idee noch dem Wesen nach, von den Milizen früherer Zeiten zu unterscheiden vermochten, ihnen durchaus nicht geeignet erschien, denjenigen Grad der taktischen Bildung zu erreichen, die von ihr als Verstärkung des stehenden Heeres gefordert werden mußte.

Unter solchen Umständen war daher ein neuer aber auch entscheidender Schritt zur Vermittelung der Meinungsverschiedenheit nothwendig. Der König glaubte diese Vermittelung in der Theilnahme der Landwehr an den großen Uebungen der Linientruppen zu erblicken. Witzleben stimmte ihm darin bei, von der Ansicht ausgehend: daß in dieser Prüfung allein nur die Landwehr entweder als ein sehr achtbarer völlig kriegsfähiger Theil der Landesvertheidigung sich erweisen, oder als dazu nicht geeignet in derselben zusammenbrechen müsse. Wie sehr die Freunde und Anhänger der Landwehr, die unbegreiflicher Weise deren Bildungsgrad völlig verkannten, darüber betreten waren, wie sehr sie Witzleben um die Abwendung dieser Prüfung bestürmten, blieb er doch unerschütterlich bei seiner Ansicht und bestärkte die des Königs. Die Prüfung erfolgte und das Resultat rechtfertigte auf glänzende Weise die Erwar-

tungen des Königs und das Vertrauen seines Generaladjutanten; es belohnte diesen für alle Bitterkeiten der vorhergegangenen Kämpfe und schlug jede Art der Gegner des Landwehrinstituts — wie wir hoffen für immer — nieder. *)

Eine schmerzliche Empfindung blieb ihm dennoch zurück aus all den hier geschilderten Kämpfen; es war die damit in engerer oder weiterer Verbindung zusammenhängende schon früher gedachte Ministerialveränderung und der Austritt eines der ausgezeichnetsten höheren Offiziere, des Generals v. Grolman aus dem activen Dienst. Er beklagte aufrichtig, daß zwei der talentvollsten Minister, der Generallieutenant v. Boyen und der Freiherr v. Humboldt, aus dem Staatsdienste geschieden waren. Dem

---

*) Wie Witzleben von allen Seiten zu kämpfen hatte, um das Landwehrsystem aufrecht zu erhalten und zu vertheidigen, geht aus einer Briefstelle hervor, die aus Coblenz den 12. September 1826 niedergeschrieben ist. Es heißt darin: „Nach Tische hatte ich eine nicht uninteressante Unterredung mit dem Herzog von Nassau. Ich suchte ihn zu überzeugen, daß das Landwehrsystem in jeder Hinsicht vortheilhaft sey. Wohlfeil, ohne Gefahr für die innere Ruhe, sey es auch dem Auslande weniger gefährlich, als große stehende Heere. Er wollte dies alles nicht recht zugeben, und meinte, daß ein stehendes Heer kräftig geführt, mit gutem Geiste versehen, das beste sey. Ich suchte dagegen zu remonstriren, daß, wenn man dies auch annehme, auf anderer Seite, bei schlechtem Zügel und bösem Geiste, auch die größte Gefahr vorhanden sey, wie die Geschichte von den Prätorianern bis zur Verschwörung von Nola in unzähligen Beispielen lehre. Es sey keines vorhanden, wo von Milizen oder ähnlichen Institutionen Revolutionen ausgegangen seyen. Er erwiederte, daß man überall wisse, wie sehr ich der Vertheidiger des Landwehrsystems sey. Dessen schäme ich mich nun eben nicht. Er meinte unter andern, es sey eine leere Floskel, daß das Gesetz regieren müsse. Es sey nothwendig, daß einer über dem Gesetz sey, der nach Gutdünken interpretire. So meine er es als Ultraroyalist, wie er sich selbst nannte (imbu dans les principes de Vienne). Der Großherzog von Baden sagte dagegen, nachdem ich ihm zu dem guten Ausgange der letzten ständischen Versammlung Glück wünschte, „daß er sich dabei sehr wohl befände. Es halte auf der einen Seite die Beamten im Zaum und sichere auf der andern eine größere Reife der Gesetze.“ Dr. D.

letzteren war er wahrhaft befreundet; auch hatte dieses Ereigniß durchaus keinen Einfluß auf diese innige Beziehung zwischen Beiden, bestand vielmehr bis zum Tode des v. Humboldt in dem Maaße, daß dessen Bruder Alexander v. Humboldt bei dieser Gelegenheit zu der Aeußerung sich veranlaßt fand: „sein Bruder sey Witzlebens treuester politischer und auch gemüthlicher Freund und am tiefsten von dem Gefühl durchdrungen gewesen, das die Natur in denselben die edelsten Gaben des Geistes, der Charakterstärke und der zartesten Sinnesart vereinigt hat!"

In späterer Zeit war es Witzleben, der die Bemühungen des Prinzen August um die Wiederaufnahme in den Dienst des ihm befreundeten Generals v. Grolman, thätig unterstützte und dieselben zu vermitteln so glücklich war. Er freute sich stets dieses Gelingens, da er den genannten General zu den dereinstigen Stützen des Heeres zählte und der edle Prinz hat nicht angestanden ihm dafür seine volle Dankbarkeit schriftlich auszusprechen.

In Betreff seiner mit der Heeresverwaltung in keiner Beziehung stehenden Wirksamkeit, wollen wir hier seiner ganz besondern Theilnahme an der Begründung des deutschen Zollverbandes gedenken. Wir wollen und können nicht behaupten, daß die ursprüngliche Idee dazu in ihm geboren wurde, wohl aber sind wir zu behaupten berechtigt, daß er der Ersten einer im preußischen Staate gewesen, der sich dieser Idee mit wahrhaftem Enthusiasmus bemächtigte, der ihr den Beifall des Königs erwarb, der für sie die Finanzmänner des Staats zu gewinnen wußte. Mit Zustimmung des Königs bahnte er diesem großen Gedanken die Wege im südlichen Deutschland, wobei ihm vornämlich der verdienstvolle v. Cotta förderlich

gewesen. Ihn unterstützten später in diesen Bestrebungen die dermaligen Vorstände der Finanzverwaltung, der Minister v. Motz und der Generalsteuerdirector, nachmals auch Minister Maaßen, in redlicher Weise. Zu welchen glücklichen Erfolgen diese Bestrebungen geführt haben, davon sind wir Alle Zeugen: er selbst erlebte sie nur theilweise. Bei allen seinen Conceptionen von großartigen Grundlagen ausgehend, war auch bei dieser Angelegenheit das materielle Wohl nicht das alleinige Ziel, nach dem seine Blicke gerichtet waren. Es sollte lediglich das Band seyn, das die vielfachen Schranken zwischen den deutschen Brudervölkern niederreißen, alle dadurch entstandene verschiedenen Interessen in einander verschmelzen, ganz Deutschland zu einem gemeinsamen politischen Körper vereinigen, es zu dem Bewußtseyn einer einzigen, wahrhaften, untrennbaren Nationalität führen müsse. Würde er das Jahr 1841 erlebt haben, so hätte er den größesten Theil seiner Erwartungen aufs schönste verwirklicht gesehen! Hiermit wollen wir die Andeutungen zur Beurtheilung von Witzlebens verschiedenen Wirkungssphären beendigen.

Wer denselben mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wer sie mit der Schilderung des Entwickelungsganges seiner Laufbahn in Verbindung zu bringen gewußt hat, wird in ihm den wahren Staatsmann erkannt haben und die an früherer Stelle angeführte Aeußerung Alexander v. Humboldt's über ihn vollkommen motivirt finden. Bevor wir jetzt die Darstellung seiner ferneren Laufbahn wieder aufnehmen, wollen wir seiner Eigenschaften, wie sie bei persönlichen Berührungen mit ihm, sey es mit der Armee, mit Personen des Civilstandes oder mit denen der Civilverwaltung hervortraten, näher erwähnen.

Auch in diesem Betracht verdient er der ehrendsten Anerkennung.

Er war, in soweit seine viel in Anspruch genommene Zeit es nur immer gestatten wollte, Jedem zugänglich. So offen und freimüthig er selbst war, so sah er es auch gern, wenn man mit Offenheit und Freimuth ihm sich näherte. Er hörte Jeden mit Geduld und vollständig an und erklärte unumwunden: ob ein Gesuch zuläßig sey oder nicht, oder in wie weit seine Vermittelung dabei eintreten könne. Unbegründete Anträge wieß er mit mildem Ernst zurück; unbillige oft unbescheidene mit gebührendem Tadel, wobei er nie die Schranken wahrer Humanität überschritt und von Verletzung jeder Art sich fern hielt. Befangene Ansichten suchte er aufzuklären und zu berichtigen, gestattete sich dabei aber niemals ihnen mit höhnender Austerität, mit sich blähender Vornehmthuerei zu begegnen, die Männern in wichtigen Stellungen stets fremd seyn sollten, es leider! aber nicht immer sind. Allerdings trifft man sie nur bei jenen Männern, in denen, ungeachtet aller Selbstüberschätzung, tief aus dem Innern die Ahnung ihrer Bedeutungslosigkeit heraufdämmert und die daher nach einer imponiren sollenden Aeußerlichkeit haschen. Wie sehr zu bedauern sind diese! statt ihre Absicht zu erreichen, legen sie nur ihre geistige Dürftigkeit, ihre moralische Hohlheit recht offen zu Tage, bewirken Mißmuth und ernten Haß, ja! Verachtung ein. — Dem wahrhaft Unglücklichen oder Gekränkten, versagte Witzleben seine Hülfe gewiß nicht und wo diese nicht eintreten konnte, zeigte er mindestens seine menschenfreundliche Theilnahme. Einen begangenen Irrthum gestand er frei und offen ein und war bemüht ihn wieder gut zu machen. So ist denn die Mehrzahl der vor ihm Supplicirenden, wenn auch nicht

erhört von ihm geschieden, doch mit Dank erfüllt, daß sie gehört worden waren, daß sie Mitgefühl und Trost gefunden hatten.

In den Jahren 1818, 1820, 1821 und 1822 begleitete Witzleben den König zu den Congressen in Aachen, Troppau, Laibach und Verona, wo ihm Gelegenheit wurde, den daselbst versammelten Monarchen bekannt zu werden und alle dort beschäftigten diplomatischen Notabilitäten kennen zu lernen, ihren Charakter zu studiren. So wie er zu mehreren der letzteren in sehr interessante nähere Beziehungen trat, welche ihm bei Ausführung verschiedener Aufträge, mit denen ihn später das Vertrauen des Königs beglückte, sehr förderlich wurden: so machte auf die hohen Souveraine seine ganze Persönlichkeit einen dermaßen günstigen Eindruck, daß mehrere bei verschiedenen confidentiellen Annäherungen zu Preußen, sich lieber seiner als ihrer diplomatischen Agenten zum Organ beim Könige bedienten.

Eines hierauf bezüglichen speziellen Falles von dem ehrenden Vertrauen eines fremden Monarchen, von Würdigung seiner Einsicht, seines praktischen militairischen Urtheils, dürfen wir hier nicht unerwähnt lassen. Als in Troppau dem Kaiser Alexander die Nachricht zugegangen war, daß in einem der russischen Garderegimenter Unordnungen von sehr bedenklichem Charakter stattgefunden hatten, war es Witzleben, gegen den der edle verewigte Kaiser seinen Kummer darüber zu erkennen gab, gegen den er über dies Mißkennen auch der besten seiner Absichten klagte, den er dringend aufforderte, sich zu erklären, auf welche Weise, nach seiner Ansicht, der Kaiser nicht nur in dem vorliegenden Falle einzuschreiten habe, sondern auch was im Allgemeinen geschehen müßte, ähnlichen Erscheinungen

zu begegnen und in seinem Heere einen andern Geist zu wecken. Mit der größten Offenheit sprach sich auch hierbei, wie immer, Witzleben gegen den Kaiser aus; berührte unumwunden die dem gegenwärtigen Bildungsgrade des russischen Heeres nicht mehr angemessene Härte der Behandlung; gedachte der mannigfachen Veruntreuungen, die in Betracht der dem gemeinen Soldaten zustehenden Competenzen geübt würden und daß dieses und mehreres Andere, was hierbei zur Sprache kam, dem Kaiser die Armee entfremden, ihre Treue erschüttern müßte. Aufs lebhafteste erregt von diesen Schilderungen fand sich der Kaiser bewogen, Witzleben mit dem Auftrage zu beehren, ihm einen auf diese Ansichten basirten Reorganisationsplan für sein Heer zu entwerfen. Er genügte demselben! — wenn gleich Niemand mehr als er das bedenkliche und unfruchtbare solcher Arbeit eines Nichtrussen einsah. Viele später erlassene Ukasen im befreundeten Kaiserreiche weisen nichts destoweniger nach, daß sie dennoch aus diesen Ansichten hervorgegangen waren *).

---

*) Der damalige Großfürst, jetzige Kaiser Nikolaus schrieb unter dem 22. December 1821 eigenhändig an Witzleben: Sa Majesté l'Empereur m'a chargé de vous dire qu'il vous était constamment reconnaissant pour l'attachement que vous lui prouvez en toute occasion, et qu'il y a peu de personnes à l'attachement desquelles il attache plus de prix qu'au vôtre. Sa Majesté m'a chargé un comité à part pour s'occuper de l'interessante et utile besogne à laquelle vos propositions ont donné lieu; j'en suis aussi pour quelques renseignemens à donner; car j'ai eu la permission de faire un essais dans le 2 bataillon de sappeurs, et ce premier essais fait espérer beaucoup de succès.

Eben so erhielt Witzleben von des Kaisers eigner Handschrift aus Münchengrätz im September 1834 folgende Zeilen: „Mon cher ami je vous adresse Comte de Nesselrode; j'espère que vous lui prêterez vos bons offices pour faire connaître au Roi l'exacte vérité. Faites si vous le pouvez que ce que nous avons si heureusement stipulé à Münchengrätz ob-

So hat denn Witzleben auch über die Gränzen des preußischen, des deutschen Vaterlandes hinaus wohlthätig eingewirkt.

Von Verona aus unternahm der König eine weitere Reise nach Italien, auf welcher Witzleben ihn ebenfalls zu begleiten das Glück hatte. Hier in dem ihm noch fremden Lande der schönsten Natur und der unermeßlichsten Schätze der bildenden Künste, fand sein für alles Schöne und Erhabene so leicht empfänglicher Sinn den reichsten Stoff für Herz und Gemüth; hier legte sich aber auch der Keim zu dem körperlichen Leiden, das späterhin seine Thätigkeit lähmte und ihn leider! zu früh dem Staate, seinen Verehrern und Freunden raubte.

In Rom wurde er mit ganz besonderer Auszeichnung von dem dermaligen Cardinalstaatssecretair Consalvi behandelt. Einen sprechenden Beweis derselben giebt unter Anderem der Umstand, daß dieser Kirchenfürst, Witzlebens Verehrung und Kennerschaft der Musik kennend, Veranlassung gab, daß die Partituren einiger berühmten alten Kirchenmusiken, in deren Besitz ausschließlich nur die Syxtinische Kapelle sich befindet, und unter diesen die weltberühmte Messe von Palestrina vom Pabste als Geschenk für den König bestimmt, und Witzleben ersucht wurde die Annahme und Ueberreichung zu bewirken. Wer es weiß, daß solche Musikpartituren und besonders diese Messe noch zu keiner Zeit in andere Hände gekommen, wird ermessen, wie werthvoll ihre Mittheilung an sich zu erachten ist, und

---

tienne l'assentiment du Roi; je crois que le salut de l'Europe en dépend. Pensez y bien et agissez comme mon vieil ami Witzleben la toujours faire. Je part à l'instant pour retourner dans mes foyers; c'est pourquoi je vous trace ces lignes sur un chiffon de papier, qui me tombe sous la main. Tout à Vous pour la vie! Dr. D.

welche seine Aufmerksamkeit demjenigen dabei zu Theil wurde, der zum Vermittler bei dieser Schenkung erwählt worden war.

In Neapel erkrankte Witzleben nur wenige Tage vor der Abreise des Königs nach der Heimath an der Gelbsucht. So schmerzlich es ihm auch immer war, mußte er sich dennoch von seinem königlichen Gebieter trennen und in Neapel zurückbleiben. Kaum war aber das gefährlichste Stadium seiner Krankheit vorüber, und ihm die Nachricht zugegangen, daß des Staatskanzlers Tod *) erfolgt war, trieb ihn seine Anhänglichkeit und rücksichtslose Hingebung zur ungesäumten Nachfolge des Königs, wie viel auch der ihn behandelnde Arzt davon abrathen mochte. In einem noch bedenklichen Krankheitszustande mußte er in der ungünstigsten Jahreszeit die italienischen Gebirge und die Alpen übersteigen und die Reise durch Deutschland zurücklegen. Er kam nach Berlin recht leidend an, gestattete sich aber, trotzend auf seinen sonst so kräftigen Körper, die zur Herstellung erforderliche Zeit nicht, sondern übernahm, mit dem ihm eigenen Eifer, die ihm obliegenden Geschäfte. Diese hatten im Laufe der letzten Jahre bedeutend an Umfang zugenommen; theils durch mancherlei besondere Aufträge, die ihm das vollständigste Vertrauen des Königs übertrug, theils durch seine Theilnahme an den Arbeiten des Staatsraths, theils endlich dadurch, daß er den Kriegsminister, dessen schwächliche Gesundheit jährliche Entfernung von den Geschäften für längere Zeit nothwendig machte, vertreten mußte. Er genügte ihnen nichts desto-

*) Witzleben schrieb aus Neapel 3. December 1822. „Zu dem heutigen extraordinairen Courier giebt des Staatskanzlers plötzliches Hinscheiden zu Genua die nächste Veranlassung. Ich erachte diese Begebenheit für wichtig und den Verlust für sehr groß.“ Dr. D.

weniger vollständig und so sehr seine Körperkräfte angestrengt, sein Gemüth und sein Geist alterirt und aufgereizt wurden, war ihm lange Zeit hindurch niemals Ermüdung anzusehen. Daß solches nur mit unglaublicher Willenskraft und Selbstverläugnung geschehen konnte, und den ohnehin leidenden Körper immer mehr zerstören mußte, fällt selbstredend in die Augen.

Alles dieses behinderte Witzleben nicht den Regungen seines Gemüths und seiner gränzenlosen Thätigkeit zu folgen und sich sogar auch allen solchen Vereinen anzuschließen, die für das allgemeine Beste zu wirken bemüht sind. Sie alle hatten an ihm nicht nur eine Stütze sondern auch ein thätiges Mitglied. Dagegen bekämpfte er alle diejenigen mit Entschiedenheit, von deren heilsamen Wirken in der gedachten Richtung er nicht überzeugt war und bei welchen er das Verfolgen von Privatinteressen und eigennützigen Zwecken zu bemerken Gelegenheit hatte.

Im Jahre 1831 wurde Witzleben zum Generallieutenant ernannt. Seine Gesundheit hatte abwechselnd bald leichtere, bald ernstere Krankheitsanfälle, die seine Familie, seine Freunde, seinen Arzt mit Besorgniß erfüllten, zu überstehen gehabt, ihn aber nur immer auf ganz kurze Zeit, oft nur auf wenige Tage, seinen Geschäften entzogen. Erst als diese Krankheitsanfälle sich öfterer wiederholten, immer ernsterer Natur wurden, ließ er sich endlich bewegen, im Jahre 1832 von dem Könige sich einen Gehülfen zu erbitten, um dadurch mehr Ruhe zu erlangen, und etwas Ernsteres für seine Herstellung zu unternehmen. Leider! auch jetzt geschah solches nicht in dem erforderlichen Maaße. Kaum war eine Linderung seiner Leiden erzielt, so stürzte er sich von Neuem rücksichtslos in den Stru-

del der Geschäfte und zerstörte so viel schneller die erlangte Besserung als die nächste ungenügende Ruhe und Erholung eine abermalige zu bewirken im Stande war. Hiervon konnten ihn selbst die Ermahnungen seines Königs nicht abbringen. Der Gedanke: daß dieser, dem er seine Thätigkeit und sein Leben ganz und gar gewidmet, während seiner Entfernung für die schweren und sorgenvollen Regierungshandlungen des Werkzeuges entbehren müsse, dessen er seit so vielen Jahren gewöhnt, war mit Witzlebens Pflichttreue unvereinbar. So im Kampfe mit dieser Pflichttreue und mit den immer bedenklicher werdenden körperlichen Leiden, welches die Freunde und Verehrer mit Kummer und Schmerz erfüllte, weil ihnen der Ausgang derselben unzweifelhaft war, stand dieser dem ihm von Gott und seinem Könige zugewiesenen Berufe bis gegen das Ende des Jahres 1833 vor.

Im October desselben Jahres übertrug der König ihm die Leitung des Kriegsministerii, nachdem der General der Inf. v. Hacke wegen seiner zerrütteten Gesundheit davon entbunden werden mußte. Mit Freude übernahm er diesen Wirkungskreis, der ihm Gelegenheit darbot, eine Reihe von Plänen selbstständig auszuführen, die den herrlichen Geist, der die Armee belebte, zu erhalten und noch mehr zu heben, so wie das materielle Wohlseyn aller Theile derselben noch zu verbessern bezweckten. So unläugbar groß die Verdienste des Generals v. Hacke als Kriegsminister um unser Kriegswesen sind, so unläugbar ist es auch, daß durch seine in den letzten Jahren immer schwächer werdenden Kräfte und dadurch veranlaßte öftere Entfernung von den Geschäften, manche Dienstbranche in der Armee und in der Armeeverwaltung in dem erforderlichen energischen Betriebe nachgelassen hatten. Dieses

der eigentliche Kriegsminister blieb, damit die Herstellung seiner Gesundheit den Wiedereintritt ganz natürlich einleite und worüber eine königliche Cabinetsordre vom 19. März 1837 als eins der ehrendsten Zeugnisse sich ausspricht *). Von hier ab lebte Witzleben nur der Pflege seiner zerrütteten Gesundheit, deren Zustand leider! im höchsten Grade bedenklich geworden war, abwechselnd in Berlin und auf seiner ländlichen Besitzung in Charlottenburg; bis am ersteren Orte den 9. Juli 1837 ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende machte.

In seinem Hause lebte Witzleben höchst einfach und mäßig und hatte nur wenige Bedürfnisse. Er war ein musterhafter Haushalter und gegen Bedürftige freigebig; er war ein aufmerksamer Gatte und ein sehr zärtlicher Vater. Im höchsten Grade uneigennützig, erwarb er kein Vermögen und verdankt in dieser Beziehung nur ein unbeträchtliches Gut in Westpreußen der Gnade des Königs *). Bekannt ist es, daß er nie um irgend

*) In dieser Cabinetsordre heißt es unter andern: „Ich ertheile Ihnen die nachgesuchte Entbindung von der Verwaltung des Kriegsministerii auf längere Zeit mit ganzem Gehalt und mit dem lebhaften Wunsche, daß die Ihnen hierdurch zu Theil werdende gänzliche Muße zu Ihrer gründlichen Herstellung führen und Sie meinem Dienste erhalten möge, in welchem Sie sich so viele Ansprüche auf Meine bleibende Erkenntlichkeit und Werthschätzung erworben haben.“ Dr. D.

*) Hier ist folgendes, zur Beurtheilung wie Witzlebens große Verdienste Anerkennung fanden, wichtige Factum zu erwähnen. Nach dem Tode des Fürsten von Hardenberg fand sich unter dessen Papieren eine von seiner eigenen Hand entworfene Cabinetsordre vor, mit welcher der Generaladjutant v. Witzleben die Schenkung eines Kapitals in Staatsschuldscheinen erhielt und worin es hieß: „Ich habe gern Veranlassung genommen Ihnen durch Anweisung dieser Summe einen Beweis Meiner Zufriedenheit mit Ihrer sowohl in Beziehung auf die Angelegenheiten der Privatreclamationen gegen Frankreich, als bei vielen andern Gelegenheiten in dem Ihnen übertragenen wichtigen Wirkungskreise bewiesenen Thätigkeit und Umsicht zu geben.“ Sr. Majestät, dem die Sache durch den edlen Grafen v. Lottum

etwas für sich gebeten hat, so oft er auch in dem Falle gewesen wo er solches, ohne eben unbescheiden zu erscheinen, hätte thun können. Daß auch diese Uneigennützigkeit wesentlich zur Erhöhung des königlichen Wohlwollens beigetragen, kann nicht befremden. War er zum Eigennutz zu stolz, so war er zur Furcht viel zu stark und begriff niemals, wie ein pflichtgetreuer Mann etwas thun könne, was ihn einem Anderen zu überliefern vermöchte.

Wir können und wollen nicht unerwähnt lassen, daß einige Eigenschaften im Charakter Witzlebens von seinen Gegnern, — denn diese hatte auch er — als Schwächen bezeichnet werden, die wir aber dafür nicht anerkennen können, weil sie durchaus nicht seinem Herzen zur Last fallen, vielmehr geeignet sind demselben zur Ehre zu gereichen. Es wird zunächst seine rücksichtslose Geradheit dafür gehalten. Stets nur die Sache im Auge, waren ihm die Personen, die dabei betheiligt waren, völlig gleichgültig; mochte es der jüngste oder der höchststehendste Offizier der Armee, ja! mochte es selbst ein königlicher Prinz seyn, er sprach sich gegen jeden derselben in gleicher Weise unumwunden aus und folgte bei einem wie bei dem andern demselben Prinzip des Rechten und Guten. Ermangelte er hierin der sogenannten conventionellen Lebenspolitik, so geschah es lediglich zu eigenem Nachtheil, denn nur sich allein zog er

---

vorgetragen wurde, vollzog sofort diese Cabinetsordre unter dem 18. December 1823. Oft war ich Augenzeuge von der innigen Liebe und von der hohen Achtung, welche Fürst Hardenberg für Witzleben — als Mensch und als Staatsmann in seinem Herzen trug, und könnte die Correspondenz dieser Männer mitgetheilt werden, so würde diese Behauptung vollständig begründet erscheinen, besonders das unbegränzte Vertrauen zeigen, welches der Staatskanzler zu Witzlebens edlem Herzen und zu seinem klaren Verstande und scharfer Auffassungsgabe hatte. Dr. D.

der eigentliche Kriegsminister blieb, damit die Herstellung seiner Gesundheit den Wiedereintritt ganz natürlich einleite und worüber eine königliche Cabinetsordre vom 19. März 1837 als eins der ehrendsten Zeugnisse sich ausspricht *). Von hier ab lebte Witzleben nur der Pflege seiner zerrütteten Gesundheit, deren Zustand leider! im höchsten Grade bedenklich geworden war, abwechselnd in Berlin und auf seiner ländlichen Besitzung in Charlottenburg; bis am ersteren Orte den 9. Juli 1837 ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende machte.

In seinem Hause lebte Witzleben höchst einfach und mäßig und hatte nur wenige Bedürfnisse. Er war ein musterhafter Haushalter und gegen Bedürftige freigebig; er war ein aufmerksamer Gatte und ein sehr zärtlicher Vater. Im höchsten Grade uneigennützig, erwarb er kein Vermögen und verdankt in dieser Beziehung nur ein unbeträchtliches Gut in Westpreußen der Gnade des Königs *). Bekannt ist es, daß er nie um irgend

*) In dieser Cabinetsordre heißt es unter andern: „Ich ertheile Ihnen die nachgesuchte Entbindung von der Verwaltung des Kriegsministerii auf längere Zeit mit ganzem Gehalt und mit dem lebhaften Wunsche, daß die Ihnen hierdurch zu Theil werdende gänzliche Muße zu Ihrer gründlichen Herstellung führen und Sie meinem Dienste erhalten möge, in welchem Sie sich so viele Ansprüche auf Meine bleibende Erkenntlichkeit und Werthschätzung erworben haben." Dr. D.

*) Hier ist folgendes, zur Beurtheilung wie Witzlebens große Verdienste Anerkennung fanden, wichtige Factum zu erwähnen. Nach dem Tode des Fürsten von Hardenberg fand sich unter dessen Papieren eine von seiner eigenen Hand entworfene Cabinetsordre vor, mit welcher der Generaladjutant v. Witzleben die Schenkung eines Kapitals in Staatsschuldscheinen erhielt und worin es hieß: „Ich habe gern Veranlassung genommen Ihnen durch Anweisung dieser Summe einen Beweis Meiner Zufriedenheit mit Ihrer sowohl in Beziehung auf die Angelegenheiten der Privatreclamationen gegen Frankreich, als bei vielen andern Gelegenheiten in dem Ihnen übertragenen wichtigen Wirkungskreise bewiesenen Thätigkeit und Umsicht zu geben." Sr. Majestät, dem die Sache durch den edlen Grafen v. Lottum

etwas für sich gebeten hat, so oft er auch in dem Falle gewesen wo er solches, ohne eben unbescheiden zu erscheinen, hätte thun können. Daß auch diese Uneigennützigkeit wesentlich zur Erhöhung des königlichen Wohlwollens beigetragen, kann nicht befremden. War er zum Eigennutz zu stolz, so war er zur Furcht viel zu stark und begriff niemals, wie ein pflichtgetreuer Mann etwas thun könne, was ihn einem Anderen zu überliefern vermöchte.

Wir können und wollen nicht unerwähnt lassen, daß einige Eigenschaften im Charakter Witzlebens von seinen Gegnern, — denn diese hatte auch er — als Schwächen bezeichnet werden, die wir aber dafür nicht anerkennen können, weil sie durchaus nicht seinem Herzen zur Last fallen, vielmehr geeignet sind demselben zur Ehre zu gereichen. Es wird zunächst seine rücksichtslose Geradheit dafür gehalten. Stets nur die Sache im Auge, waren ihm die Personen, die dabei betheiligt waren, völlig gleichgültig; mochte es der jüngste oder der höchststehendste Offizier der Armee, ja! mochte es selbst ein königlicher Prinz seyn, er sprach sich gegen jeden derselben in gleicher Weise unumwunden aus und folgte bei einem wie bei dem andern demselben Prinzip des Rechten und Guten. Ermangelte er hierin der sogenannten conventionellen Lebenspolitik, so geschah es lediglich zu eigenem Nachtheil, denn nur sich allein zog er

---

vorgetragen wurde, vollzog sofort diese Cabinetsordre unter dem 18. December 1823. Oft war ich Augenzeuge von der innigen Liebe und von der hohen Achtung, welche Fürst Hardenberg für Witzleben — als Mensch und als Staatsmann in seinem Herzen trug, und könnte die Correspondenz dieser Männer mitgetheilt werden, so würde diese Behauptung vollständig begründet erscheinen, besonders das unbegränzte Vertrauen zeigen, welches der Staatskanzler zu Witzlebens edlem Herzen und zu seinem klaren Verstande und scharfer Auffassungsgabe hatte. Dr. D.

dadurch manche Kämpfe zu, die aufreibend auf seine Gesundheit wirkten, nie aber sein Gemüth verbitterten, und weder seinen hohen Begriff von Menschenwerth noch von Pflichttreue schwächten.

Ferner wird ihm zur Last gelegt, daß einige der ihn umgebenden Personen des Vertrauens nicht würdig gewesen, in welchem sie bei ihm gestanden zu haben schienen. Wir brauchen hier wohl überdacht des Ausdrucks „schienen," denn wir wissen aus eigner Erfahrung und aus vielfacher Beobachtung, daß sein wirkliches Vertrauen nur diejenigen besaßen, die dasselbe vollkommen verdienten und daß er keinem von ihnen es eher zuwendete als nach vorhergegangener vielseitiger Prüfung. Ist er nichts desto weniger getäuscht worden, so unterlag er hierin, wie selbst die größten Geister aller Zeiten, der Unvollkommenheit menschlicher Erkenntniß. Allerdings hat Mancher, der sich seiner Freundlichkeit, seines Wohlwollens zu erfreuen gehabt, in Verfolgung eigennütziger Absichten, mit seiner Freundschaft, mit seinem Vertrauen groß gethan, ohne Beides je zu besitzen. Gab dieses zu Mißdeutungen Veranlassung, soll dafür Witzleben die Schuld tragen? Wo er solche Intentionen gewahr wurde, wußte er gar wohl der betreffenden Person sich zu entledigen. Es mag immerhin seyn, daß er derlei Wahrnehmungen selten machte; aber auch darum darf sein Charakter nicht bekrittelt werden: denn es war lediglich die Folge seines durch und durch arglosen, redlichen Herzens, das seine Nebenmenschen so lange nach sich selbst beurtheilte, als nicht die begründetsten Thatsachen für das Gegentheil ihm vorlagen.

Selbst nach dieser Erwähnung glauben wir durch das Ganze unserer Darstellung es vollkommen motivirt zu haben,

wenn wir schließlich alle seine Eigenschaften darin concentriren, daß wir behaupten: sein scharfer richtiger Verstand, seine großartigen Ansichten, sein praktisches Geschick, seine Ruhe, seine aufopfernde, sich selbst verläugnende Hingebung für das Rechte und Gute und seinen königlichen Herrn, sein Wohlwollen, seine Freundlichkeit die herrlichen Eigenschaften waren, die seinen vortrefflichen Charakter bildeten, die ihm eine wohlthätige, weit um sich greifende Wirksamkeit verschafften, die Gnade und das unbedingteste Vertrauen seines Königs ihm bis zum letzten Lebenshauch erhielten und ihm die Anerkennung von nahe und ferne zuwandten *).

Als öffentliche Darlegung dieser Anerkennung und des Wohlwollens schmückten ihn das eiserne Kreuz und der rothe Adler-Orden erster Classe **), der großherzoglich badische Militair Carl Friedrichs, das Commandeurkreuz des Verdienst-Ordens, der Orden der Treue und das Großkreuz des Zäh-

*) Zu Witzlebens vortrefflichsten Eigenschaften gehörte auch das seltene Gefühl, welches er für Freundschaft in seinem Herzen hegte. Hierbei können wir einen Mann zu nennen nicht unterlassen, dem wir hauptsächlich durch Witzlebens Vermittelung den Unsrigen nennen und der seit mehr als zwanzig Jahren den Glanz unserer Hauptstadt vermehrt hat: — wir meinen Spontini! Witzleben bewunderte mit der ganzen civilisirten Welt Spontini's großes musikalische Genie und ergötzte sich an dessen unsterblichen Tonschöpfungen, — Witzleben hatte jedoch aber in Spontini noch eine andere Seite herausgefunden, wodurch sie Freunde wurden und trotz kleiner Mißverständnisse es bis zu Witzlebens Tode auch blieben: es war dieses Spontini's edles Herz und seine durch und durch noble, großartige Natur, — Eigenschaften, welche nur die verkennen können, die den Balken im eigenen Auge nicht sehen, wohl aber den Splitter in des Nächsten Auge bekritteln! Dr. D.

**) Witzleben erhielt diesen Orden mit folgender Cabinetsordre d. d. 24. September 1832: „Ich mache Ihnen † bekannt, daß ich Ihnen den rothen Adlerorden 1ster Classe mit Eichenlaub verliehen habe." Bei dem Zeichen † hatte der König jedoch mit eigener Hand übergeschrieben: „als Anerkenntniß Ihrer ausgezeichneten Dienste." Dr. D.

ringer Löwen-Ordens; der churhessische Orden des eisernen Helms und das Großkreuz des Löwen-Ordens; das Großkreuz des großherzoglich hessischen Ludwig-Ordens; das Großkreuz des großherzoglich Sachsen-Weimarischen Falken-Ordens; das Commandeurkreuz des königlich niederländischen Militair-Wilhelms-Ordens; das Großkreuz des kaiserlich östreichischen Leopold-Ordens; der kaiserlich russische Georg-Orden 4ter, St. Annen-Orden 1ster Classe in Brillanten, der St. Alexander Newsky-Orden 1ster Classe in Brillanten, und der St. Wladimir-Orden 1ster Classe. Aber herrlicher als diese Orden ehrte ihn der Schmerz seines geliebten königlichen Herrn, der mit feuchtem Auge die Botschaft seines Hinscheidens empfing, und als bleibendes Zeugniß dessen, auch für spätere Geschlechter, schmückt auf Allerhöchsten Befehl seine Gruft auf dem Kirchhofe der Invaliden bei Berlin ein geschmackvolles Denkmal mit der Inschrift:

„Job Wilhelm von Witzleben General-Lieutenant und Kriegs-Minister
geb. d. 20. Juli 1783.
gest. d. 9. Juli 1837.
Sein Andenken ehrend Friedrich Wilhelm III.“

Hat Pflichttreue und ein ruhiges Gewissen, nach Kräften Gutes gewirkt zu haben, je die Erde leicht gemacht, so muß sie Witzleben leicht seyn.

Geschrieben im April 1842.

Denkschriften

des

Generaladjutanten von Witzleben.



Wir wollen jetzt einige Aufsätze mittheilen, um zu zeigen, wie reif, gediegen, wahr und offen Witzlebens Verstand über die wichtigsten Gegenstände der Administration und der Politik urtheilte und mit welcher Einfachheit er über die verwickeltsten Materien seine Gedanken niederschrieb und sie andern klar zu machen vermochte.

Das Jahr 1818 war reich an Denunciationen und Furchterregungen über zu erwartende Aufstände; wir sehen aus der ersten Denkschrift A. mit welcher Offenheit, Loyalität und edlem Herzen Witzleben diesen Anschuldigungen entgegentrat und seinen königlichen Herrn beruhigte, über das Grundlose solcher Insinuationen. Witzleben wünschte, daß dermaleinst, besonders dieses ihn so hell charakterisirende Dokument öffentlich bekannt werde, damit man daraus ersehe, mit welchem Ernst er diese düstern Klagen und Anschuldigungen bekämpfte, ohne die Person zu berücksichtigen, welche sie vorbrachte, und wie angelegen, muthvoll er stets dahin gestrebt hat, jede Störung der innigen Vereinigung des Regenten mit dem Volke zu entfernen: denn nur den Staat, wo Regent und Volk als ein unzertrennbares Ganze erscheint, hielt er für glücklich. — Dieses merkwürdige Actenstück möge nun hier folgen, bis auf eine Stelle, deren Unterdrückung er selbst wünschte.

Diese Denkschrift ist die Entgegnung auf Anklagen, Verdächtigungen und Befürchtungen revolutionairer Umtriebe, welche eine hochgestellte, nun aber auch schon verstorbene Person, in einem mémoire zusammengestellt, dem Könige überreicht hatte. Witzleben kannte das preußische Volk und des Königs Staatsdiener besser und mit Feuereifer stritt er gegen ein solches unheilvolles Treiben! besonders empörte ihn der Gedanke, daß man sein liebes Landwehrinstitut aufheben wollte.

A.

Berlin, d. 25. Januar 1818.

Es ist gewiß die Pflicht jedes Staatsdieners, Thatsachen zur Kenntniß des Landesherrn zu bringen, die gefährlich für dessen geheiligte Person, unheilbringend für den Staat sind. Ich würde sie nicht verschweigen und wenn sie meinen Bruder beträfen, aber es würde gegen mein Gewissen streben, durch allgemeine, auf keine Facta gestützte Angaben zu beunruhigen, in des Königs reiner Seele einen Argwohn zu erwecken, der um so nachtheiliger auf Allerhöchst dessen Gesundheit einwirken muß, da bei dem gänzlichen Mangel an speciellen Daten die unmittelbare Anwendung der gesetzlichen Mittel unmöglich wird, die ihn allein vernichten könnten. Und um wie viel beunruhigender muß nicht der Umstand werden, um wie viel nachtheiliger muß dieses nicht auf das körperliche und geistige Wohl einwirken, wenn sich solche allgemeine Beschuldigungen auf alle Verwaltungsbehörden ausdehnen, in deren Hände das Detail der Regierung niedergelegt worden, und von den Vorschlägen zu den Verwaltungsmaximen erwartet werden?

Des Königs Majestät hat während der Regierung so manche bittere Erfahrung gemacht, aber ich glaube, daß nächst des unersetzlichen Verlustes, den Allerhöchst derselbe in dem Theuersten erlitten, was er besessen, kein Schicksalsschlag härter seyn könnte, als wenn dem Verdachte Raum zu geben wäre, in den eignen Dienern von Verräthern umgeben zu seyn. Daß es böse, den legitimen Regierungen gefährliche Menschen giebt, ist gewiß; — daß es deren jetzt mehr giebt als je, ist eben so gewiß und liegt an der Tendenz des Jahrhunderts, welches seit der französischen Revolution, die alle

Leidenschaften der Menschen entfesselte, eine politische Richtung genommen hat; — die Behauptung aber, daß es eine revolutionaire Partei gebe, d. i. (nach dem Sinne des Worts) eine Verbindung, die zu einem bestimmten Zweck, nach bestimmten Grundsätzen handelt, scheint mir mindestens gewagt. Daß sich nun gar jene Partei schon in alle Verwaltungszweige eingeschlichen habe, daß die Behörden so pflichtvergessen wären, Maaßregeln vorzuschlagen, die den unseligen Zustand Frankreichs im Jahre 1789 herbeiführen sollen, ist eine so harte Beschuldigung, daß, wenn sie nur zur Hälfte wahr, die allerstrengsten Maaßregeln nöthig machen würde. Denn Vorschläge zur Verwaltung werden dem Könige nur durch die höchsten Staatsbeamten vorgelegt, nachdem diese sie durch die Directoren der verschiedenen Branchen haben bearbeiten lassen, es entsteht daher nun die Alternative, daß entweder sowohl die Minister, als ihre ersten Räthe dem Throne gefährliche Grundsätze hegen, oder sich durch niedere Officianten, die davon angesteckt sind, leiten lassen. Beides läuft auf eins hinaus, und wäre es gegründet, so befände sich die geheiligte Person des Königs auf einem Vulkan, der jeden Augenblick mit einer Explosion drohte. In Frankreich ging die Revolution aus dem tiers état hervor. Einige kräftige Maaßregeln der Regierung hätte die Sache in der Geburt ersticken können, denn der Adel, die Beamten und das Militair waren im Anfang noch für den König. Weit schlimmer wäre die Lage der Dinge in Preußen, wenn auf die Beamten, in deren Hände sich die feinsten Fäden der Regierung befinden, nicht mehr zu rechnen seyn sollte. Wo wären aber wohl die Beweise hierzu? Daß Fehler in der Verwaltung vorfallen, haben Se. Majestät mehrfach selbst bemerkt, daß sogar

seit mehreren Jahren, wo man in das Feld der Theorien gerathen, ein Schwanken in den Administrationsgrundsätzen wahrzunehmen ist, daß man als Grundmaximen angenommen zu haben scheint, alles Alte zu verbannen, mehr weil es alt, als weil es nicht tauglich ist — muß man der Wahrheit gemäß gestehen; wer könnte es aber wohl wagen, hieraus ein Gewebe absichtlicher Verrätherei herzuleiten. Vielmehr glaube ich, nach meiner innigen Ueberzeugung, behaupten zu können, daß sich unter den Ministern, wie verschieden ihre individuellen Ansichten auch immer seyn mögen, nicht ein einziger befindet, der Grundsätze hegte, die der geheiligten Person des Königs gefährlich wären, daß unter den übrigen Beamten aller Classen manche exaltirte Köpfe, vielleicht mancher bösgesinnte Mensch befindlich seyn kann, bei weitem die Mehrzahl aber treu ergeben ist, und jene wenigen gefährlichen Subjecte ohne bedeutenden nachtheiligen Einfluß sind.

Aus allem diesen glaube ich folgern zu können, daß, wenn gleich die Regierung nicht sorglos seyn darf, sondern mit erhöhter Thätigkeit der Verbreitung gefährlicher revolutionärer Grundsätze entgegenarbeiten, und falls die Gesetzgebung für solche Fälle mangelhaft wäre, die nöthigen Ergänzungen machen muß, demnach keineswegs eine solche Gefahr vorhanden ist, wie es in der Denkschrift, und nach der darin ausgesprochenen Meinung eines hochgestellten Mannes zu seyn scheint.

Das größte Unglück, was einen Staat treffen kann, und woraus sich alles Uebel unberechenbar entwickelt, ist Störung der innigen Vereinigung des Regenten mit dem Volke, Trennung des Hauptes vom Körper. Nur da ist Heil und Segen, wo der

Kopf den Rumpf belebt und leitet, wo Regent und Volk als ein unzertrennbares Ganze gedacht werden, und ich halte die für ebenso tadelnswerth, die das Volk vom Regenten, als die den Regenten vom Volke zu trennen beabsichtigen. Das Resultat wird in beiden Fällen dasselbe seyn. Die Geschichte liefert hierzu die traurigsten Beispiele.

Wenn die Denkschrift sich gegen das Unwesen in den Zeitungen erklärt, so ist es gewiß sehr recht. Wen sollte das Aussprechen solcher heillosen Grundsätze nicht empören? Ich selbst habe es für meine Pflicht gehalten, auf mehrere dergleichen Aeußerungen als Thatsache aufmerksam zu machen. Wenn indessen behauptet wird, daß alle gelesensten öffentlichen Blätter im Solde der revolutionären Partei wären, so glaube ich bemerken zu können, daß in Deutschland nur folgende Zeitschriften eine gefährliche Tendenz haben *): Bremer Zeitung, Oppositionsblatt (welches jedoch, seit es nach dem Verbot wieder erscheint, ungleich gemäßigter als vorher ist), Nemesis, neuer Rheinischer Merkur, Aarauer Zeitung (die Belgischen Blätter, die wohl die ärgsten sind, rechne ich nicht mit, weil sie in Deutschland verhältnißmäßig wenig gelesen werden). Als Gegengift dienen alle übrigen Zeitschriften, von denen ich als die wirksamsten, den östreichischen Beobachter, die allgemeine Zeitung, Kotzebue's litterarisches Wochen-

---

*) Ich will hieraus keineswegs herleiten, daß von der größern oder kleinern Zahl allein die Gefahr abhänge, weil ich wohl weiß, daß Ein Pestkranker hinreichend ist, eine ganze Generation zu verderben; aber ich will dadurch zeigen, daß es im Ganzen nur wenige Schriftsteller giebt, die mit den gefährlichen Grundsätzen ans Licht treten.

blatt aushebe. Daß es ein wesentlicher Mangel ist, wenn in dem Staate kein öffentliches Blatt existirt, dessen Zweck die Entkräftung der gefährlichen Wirkung jener giftigen Flugschriften ist, haben des Königs Majestät längst erkannt, und dem Staatskanzler zur besondern Berücksichtigung anheim gegeben. Jener Unfug nun ist eine natürliche Folge der fehlenden Preßgesetze, — und dies ist ein solcher Mangel in der Gesetzgebung, den ich jetzt zu berühren wage. Censoren können dem nicht abhelfen, einmal; weil die Beurtheilung von deren willkührlichen individuellen Ansicht abhängt, und man hier sehr wohl das Sprichwort, viele Köpfe, viele Sinne, anwenden kann, — es auch weit nachtheiliger wirken muß, wenn ein unpassender Aufsatz, durch das imprimatur eines ungeschickten Censors, als in Folge ungebundener Presse, ins Publikum kommt; zweitens weil eine Censur nach früheren Ansichten, die in den preußischen Staaten schon Schwierigkeiten haben würde, in Deutschland einzuführen, ganz unmöglich ist, und ein deutscher Staat, namentlich der preußische, von der Einführung der Censur gar keinen Vortheil haben kann, sobald in den andern nicht eine strenge Reciprocität stattfindet. Hiervon liefert die Tagesgeschichte die unwiderlegbarsten Beweise. An Einführung einer absoluten Preßfreiheit, etwa wie in England und den Niederlanden, wird ein vernünftiger Mensch um so weniger denken, als von Seiten der Verfechter derselben unter Preßfreiheit nur die Befugniß verstanden wird, Jeden öffentlich zu beschimpfen, der nicht ihrer Meinung ist, und nichts, selbst das Heiligste nicht, unangetastet zu lassen. Wenn aber unbedingte Freiheit der Presse ein Unding, und Censur zur Abstellung der Mißbräuche unzureichend ist, so bleibt nichts übrig, als eine relative Preß-

freiheit einzuführen, durch Gesetze bedingt, die den Uebelgesinnten Schranken setzen. Hiervon hat Frankreich erst kürzlich ein wichtiges Beispiel gegeben, indem die Minister, ohngeachtet des bedeutenden Widerstandes von Seiten eines Theiles der Deputirten, ein Gesetz durchgeführt haben, wodurch nicht allein den Mißbräuchen der Presse allgemein vorgebeugt, sondern speziell die Existenz der Tageblätter in die Hände der Regierung gelegt wird. — Den Entwurf eines ähnlichen Gesetzes für Deutschland halte ich für ein wahres Zeitbedürfniß, und sollte auf dem Bundestag, woselbst nach des Königs Befehl, die Sache im Verein mit dem östreichischen Hofe in Anregung gebracht werden wird, kein Entschluß so schleunig erfolgen, als die Umstände ihn erheischen, so würde ich vorschlagen, ein solches Gesetz in unserm Staate einzuführen, und demnächst alle Fürsten von Norddeutschland einzuladen, demselben in einer ihnen angemessenen Weise beizutreten, bis der Bundestag ein definitives Conclusum gefaßt hat.

Die Erziehung der Jugend, die man auch berührt, ist unläugbar einer der allerwichtigsten Gegenstände der innern Staatsverwaltung, und manche der Bemerkungen sind sehr beachtungswerth. Nach meiner Meinung liegt indeß der Grund des Uebels vorzüglich in der bei der jetzigen Erziehungsweise herrschenden oberflächlichen Bildung. Statt daß man ehemals wenig, aber gründlich lehrte, verlangt man von einem Jüngling jetzt, daß er in wenig Jahren das ganze Feld des menschlichen Wissens durchlaufen haben soll. Eine natürliche Folge davon ist, daß er alles halb lernt, und umgekehrt, wenn er etwas halb kennt, es ganz zu wissen glaubt.

Hieraus gehen denn, in Verbindung mit der politischen Tendenz des Zeitalters, die schiefen anmaßenden Urtheile der jungen Leute über Gegenstände hervor, von welchen sie kaum die Schalen kennen. Es ist daher gewiß sehr richtig, auf eine solidere wissenschaftliche Bildung der Jugend ein besonderes Augenmerk zu wenden, und ich habe mich oft des Wunsches nicht erwehren können, wenn die jungen Altdeutschen den guten Vorfahren etwas nachmachen wollten, sie statt der langen Haare lieber das tiefere Wissen von ihnen wählen möchten, was unter denselben wohnte. Für den Theil der Jugend, der seine Bildung hiernach vollendet hat, d. i. namentlich für Studenten ist in dieser Hinsicht nichts mehr zu thun. Sie tragen den Stempel der mangelhaften Zeit, und man kann sich nur darauf beschränken, den Nachtheilen zu begegnen, die solche Erziehung haben können. Etwas davon hat sich auf der Wartburg offenbart, und wenn ich gleich die Meinung nicht theile, diesem Vorfall einen tiefen politischen Zweck unterzulegen, so ist es doch gewiß nöthig, die Wiederholung zu verhindern. Ich hege die Ueberzeugung, daß die Maaßregeln, die in dieser Angelegenheit getroffen sind — und wovon die wirksamsten, die ausgesprochene Mißbilligung seyn wird, — im Verein mit den Schritten des weimarischen Hofes, den Zweck nicht verfehlen werden.

Bevor ich es wage, meine Ansichten über die Vorschläge im Betreff der Landwehr auszusprechen, kann ich das schmerzliche Gefühl nicht unterdrücken, was mich beim Lesen der Schlußbemerkung jener trüben Denkschrift ergriff. Nachdem, gewiß in der besten Absicht, jedoch unläugbar mit zu düstern

Farben, die Lage des Staates geschildert wird, schließt man damit, daß der Aufsatz nicht den Zweck habe, die Mittel anzugeben, die dem Uebel steuern könnten.

Ich kann nicht verbergen, daß mir hierbei das Bild eines Menschen vor Augen trat, der einen durch labyrinthische Wege zum Abgrunde führt, und ihn dann der Selbsthülfe überläßt. Es würde vermessen seyn, wenn ich mir in einer so wichtigen Angelegenheit eine entscheidende Stimme anmaßen wollte; aber da ich mein ganzes Leben dem Dienste des Königs geweiht habe, so glaube ich auch das Wenige vorlegen zu dürfen, was mein Nachdenken mir eingab.

Zu den Mitteln, dem gefährlichen Treiben der Zeit und bösen Menschen entgegen zu arbeiten, glaube ich mehrere aus dem Obigen abstrahiren zu können.

1) Beförderung wahrer Gottesfurcht, Aufrechthaltung der positiven Religionsgrundsätze, Entfernung sophistischer und speculativer Philosophie aus der Religion.

Hierin ist der König selbst mit einem großen Beispiel vorangegangen, und wenn die wohlthätigen Folgen davon auch nicht gleich wahrzunehmen, so kann es doch nicht entgangen seyn, daß sich, bei Gelegenheit des Reformationsfestes, in dem größten Theil der evangelischen Unterthanen ein schöner religiöser Sinn und mindestens eine große Theilnahme für das geäußert hat, was ihr König als seine religiöse Meinung aufstellte. Bei allem Unheil, was die großen Bewegungen der letzten Decennien über die Welt gebracht haben, kann keinem, dessen Geist nicht aus allen Schranken gewichen, Gottes Finger unbemerkt geblieben seyn, in der Bewahrung des alten Rechts, in der Wiederherstellung der Legitimität, in

den schweren Strafgerichten, welche über ein meineidiges Volk gekommen, und der seltenen Einigkeit so vieler Monarchen und Fürsten zu einem großen Zweck. Und wer hierdurch seinen Glauben an Gott und das heilige Wort nicht gestärkt fühlt, der ist zu den Verlornen zu rechnen. Doch deren kann es nur wenige geben.

2) Revision der Gesetze, um für außerordentliche, den Staaten gefahrbringende Fälle positive Bestimmungen zu besitzen.

Ich bin kein Rechtsgelehrter und kann daher nicht beurtheilen, ob unsere Gesetze hier mangelhaft sind; — wenn man aber die Zeit, wo das allgemeine Landrecht erschien, mit der jetzigen vergleicht, so dürfte man wohl auf den Gedanken kommen, daß darin vielleicht etwas nachzuholen wäre. England hat die Aufhebung der Habeas corpus-Acte, — Frankreich schuf seine Prevotalgerichte, und es ist wahrscheinlich (in England vielleicht gewiß), daß diesen Maaßregeln die Aufrechthaltung der Ruhe zuzuschreiben ist.

3) Einführung eines Preßgesetzes.

Ich beziehe mich hierbei auf das was ich oben gesagt habe, und halte es für ein dringendes Bedürfniß.

4) Revision unserer Schulanstalten und Einführung einer soliden Erziehungsweise.

Auch hier beziehe ich mich auf das vorhin Gesagte.

5) Aufrechthaltung der allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienst.

In einem Staate, der, wie der preußische, die Stütze seiner politischen Größe allein in seiner militairischen Macht findet, und dessen Beherrscher sich immer dem Kriegswesen widmen werden, halte ich die allgemeine Verpflichtung für ein Band,

welches das ganze Volk umschließt und dessen Enden sich in den Händen des Monarchen befinden. Dies Gesetz, wozu der Keim schon bei der Reorganisation der Armee in den neuen Kriegsartikeln gelegt wurde, ist in den Zeiten der Noth zur Reife gebracht, und hat uns wirklich zum Theil aus der Noth geholfen. Ich sehe in ihm die Aegide des Throns, und es ist ein merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß gerade in den gebildetern Theilen des Volks, die früher eximirt waren, am wenigsten dagegen eingewendet wird.

6) Aufrechthaltung eines tüchtigen, schlagfertigen, stehenden Heeres.

Man kann mit gerechtem Stolze behaupten, daß das preußische Heer sich jetzt auf einer nie gesehenen Stufe der Vollkommenheit befindet. Verbleibt es in diesem Zustande, bewahrt man den Geist, der jetzt in ihm herrscht, und dafür bürgt uns die Weisheit seines Schöpfers, so ist es die Säule der Monarchie, und ein Damm gegen böse Fluth. Dem Gedanken gebe ich gar nicht Raum, als könne je von einer Verminderung oder gar Aufhebung die Rede seyn, wie die unsinnigen Schreier es wollen.

7) Regulirung des Finanz- und namentlich des Staatsschuldenwesens.

Der König hat die Nothwendigkeit häufig selbst erkannt, und der Himmel möge daher den Leuten, die an die Spitze dieses Verwaltungszweiges gesetzt sind, die nöthige Einsicht verleihen.

Was über die bestehende Landwehreinrichtung in der Denkschrift gesagt wird, und was man zur Abhülfe der Mängel

darin vorschlägt, die vorhanden seyn sollen, glaube ich in folgenden Sätzen zusammenfassen zu können.

1) Man hält die Landwehr, wie sie jetzt ist, für eine Annäherung zu gefährlicher Volksbewaffnung, und behauptet, daß man dahin arbeite, sie als eine im Frieden bewaffnet dastehende Masse hinzustellen, über welche der Regent nicht den militairischen Zügel behält. Man leitet dies her aus der getrennten Stellung der Linie von der Landwehr, die in zwei Armeen neben einander ständen, nicht einmal unter einem gemeinschaftlichen Commando vereinigt, woraus unaufhörlich Reibungen, Spannungen u. s. w. hervorgingen, wozu der geringe Sold der Landwehr-Offiziere das Seinige beitrüge.

Hierauf glaube ich Folgendes erwiedern zu können. Die Landwehr ist allerdings eine theilweise Bewaffnung des Volks, aber, so Gott will, keine gefährliche, von welcher der König auch so lange die Zügel in Händen halten wird, als die Ernennung aller Führer derselben von Allerhöchstdemselben ausgeht, — als man dazu aus der Linie die zuverlässigsten und fähigsten Offiziere wählt, — als die Landwehr ohne Befehl nie zusammen kommen kann, und als sogar jeder Subaltern-Offizier der Allerhöchsten Bestätigung bedarf, das Schicksal eines jeden bei der Landwehr Interessirten daher in des Königs Händen ruht. Die getrennte Stellung der Landwehr wird immer bleiben, selbst wenn der Vorschlag durchginge, würde die Vereinigung nur auf dem Papier existiren. Ich werde weiter unten mehr darüber zu sagen Gelegenheit haben. Die Behauptung, als stände die Landwehr mit der Linie nicht unter einem gemeinschaftlichen Commando, bezieht sich wohl blos auf die Brigadeverhältnisse, denn sonst sind die Landwehr-Inspecteure aus der Linie genommen, also mit den Bri-

gade-Chefs und Commandeurs völlig eines Standes, und über alle ist der commandirende General der Provinz.

Wenn man sagt, daß die Landwehr-Offiziere einen geringern Sold hätten, so ist es ein Irrthum. Alle besoldeten Offiziere der Landwehrstämme haben mit den Linien-Offiziers einen durchaus gleichen Gehaltsetat, mit Ausschluß der Regiments-Commandeurs, die nur das Stabs-Offiziersgehalt haben, weil sie nach des Königs Befehl eingehen und durch Bataillons-Commandeurs ersetzt werden sollen. Es sind bis jetzt schon 20 Regiments-Commandeurstellen eingegangen. Sollte sich jene Angabe auf die Capitains der Garde-Grenadier-Landwehrbataillons beziehen, welche alle nur das Gehalt zweiter Classe haben, so läßt sich wohl dagegen einwenden, daß ein Capitain für die Führung einer Compagnie von 50 Mann billigerweise nicht so viel verlangen kann, als wenn sie wie bei der Linie 125 — 150 Mann stark wäre.

2) Man glaubt, daß aus der getrennten Stellung der Landwehr jenes Geschrei über das stehende Heer hervorging und daß dies mit der Vereinigung aufhören müßte. Es wird gesagt, daß es Menschen gäbe, welche die Landwehr als ihre Truppen ansehen, im Gegensatz des ihnen verhaßten stehenden Militairs, und daß dieser Geist sich besonders in dem jüngern Personal der Regierungen verbreite, dem es ein Greuel sey, daß die Armee nicht von ihnen mit regiert würde.

Wenn die Landwehr mit der Linie so innig verbunden werden soll, daß sie nach jener Meinung nur einen Körper ausmacht, so dürfte, was man auch für Gründe anführen möchte, Jedermann darin eher eine Vermehrung als Verminderung des stehenden Heeres sehen, und in wie fern dies, jenes an sich unsinnige Geschrei zum Schweigen bringt, lasse ich dahin ge-

stellt. Daß es Menschen giebt, welche die Landwehr gern als ihre Truppen ansehen möchten, über die sie und nicht der Monarch zu befehlen hätten, mag wohl wahr seyn; daß dieser Geist sich aber vorzüglich in dem jüngern Personal der Regierungen äußere, ist wenigstens nicht dadurch bewiesen, daß bei den meisten Regierungen und namentlich in Coblenz, Stettin und Frankfurt 10 — 12 Beamte zum Theil als gemeine Landwehrmänner eingetreten, wodurch sie wohl Theilnahme für den Willen des Königs, aber gerade keine Herrschbegierde an den Tag gelegt haben.

3) Ferner hält man die isolirt stehenden Landwehr-Zeughäuser für höchst gefährlich, weil sie das Ausarten in Volksbewaffnung möglich machen, und dem Aufruhr die Waffen leihen.

Unter der Voraussetzung, daß das ganze Volk bereits in Gährung sey, ist dies allerdings nicht zu bestreiten, wenn man aber, und das mit Recht, annehmen kann, daß auf dem platten Lande und in den kleinen Städten der Geist noch unverdorben ist, wovon die willige Ergebung in alle Befehle den unläugbarsten Beweis abgiebt, und daß in den größern Städten wo Gährungsstoff vorhanden, allemal stehendes Militair befindlich ist, so dürfte die Gefahr der isolirten Zeughäuser, für den Augenblick nicht groß seyn.

4) Man glaubt nun alle vorhergenannten Uebelstände durch die Vereinigung der Landwehr mit der Linie zu heben und schlägt vor:

a) Die Landwehr-Regimenter, welche mit einem Linien-Regiment eine gleiche Nummer führen, dergestalt mit demselben zu verbinden, daß beide nur einen Körper ausmachen.

schlag die Linien-Regimenter ihre jetzige vortheilhafte independente Stellung verlieren würden, wodurch die Schwierigkeit gehoben ist, ein Regiment von Königsberg nach Saarlouis und umgekehrt, zu versetzen und im Fall einer bewaffneten Neutralität eben so viel Linien-Regimenter als nöthig auf einen Punkt vereinigt werden können, ohne daß die übrigen Militair-Einrichtungen des Staats im Mindesten dadurch alterirt würden.

ad c). Der Antragsteller scheint selbst zu fühlen, daß Offiziere, die eigends mit den Landwehr-Angelegenheiten beauftragt sind, beibehalten werden müssen und schlägt vor, sie aus den Regimentern zu nehmen. Einmal aber ist die Anzahl die er vorschlägt nicht hinreichend, wie die Erfahrung jetzt zur Genüge beweist, da alle Stamm-Offiziere genug zu thun haben, und eher eine Vermehrung gewünscht wird. Zweitens bleiben die Linien-Offiziere in ihren Garnisonen, so wird es oft unmöglich die Landwehr-Angelegenheiten vollständig von da aus leiten zu können, und begeben sie sich in die Bezirke, so ist die jetzige Einrichtung unter einem veränderten Plan beibehalten, der noch ohnehin mangelhafter ist, weil die Offiziere zu wenige sind, um alles übersehen zu können.

Das Eingehen der unbesoldeten Landwehr-Offiziere halte ich für ganz unmöglich. 1) was soll mit denen geschehen, die jetzt mit der Einrichtung beschäftigt sind, und von denen ein großer Theil vor dem Feinde ehrenvoll gedient hat? 2) wo sollen die nöthigen Offiziers im Fall eines Krieges herkommen? Wollte man sie aus den Linien-Regimentern nehmen, so würden diese fürs erste doch nicht die benöthigte Anzahl liefern können, und fürs zweite an innern Gehalt gar sehr verlieren, wenn man ihrer zu viel nähme.

3) Was soll aus dem gebildeten Theile des Volks werden, die nicht fort dienen, wenn ihnen nicht die Aussicht bleibt Landwehr-Offizier werden zu können? Will man sie ganz frei lassen? Dies würde das Gesetz der allgemeinen Verpflichtung umwerfen. Will man sie nur als Gemeine einstellen? So würde dies eine offenbar harte, ganz gegen die vom Könige gegebenen milden Verfügungen streitende Maaßregel seyn, die eine allgemeine Unzufriedenheit erregen müßte. Und ich kann nicht läugnen, daß ich die Ueberzeugung hege diese Maaßregel würde dem Throne gefährlicher seyn als alle revolutionaire Zeitschriften.

ad d) Welche Last es für das Land seyn würde, wenn die Landwehrmänner künftig, wie man vorschlägt, bei den Linien-Regimentern zur Uebung eingezogen werden sollten, will ich an folgendem Beispiel zu zeigen suchen. Dem ersten ostpreußischen Infanterie-Regiment sind die ersten und zweiten gumbinnischen Landwehr-Regimenter zugetheilt, deren Stäbe in Darkehmen, Goldapp und Rhein stehen. Sollte die Landwehr nun nach Königsberg zur Uebung ziehen, so würden die Einwohner aus der Gegend von Gumbinnen und Stallupönen, von Lyck und Johannisburg statt 4 — 10 Meilen, respective 20 — 30 zu machen haben. Zu einer 14tägigen Uebung würden viele Leute daher 10 — 15 Tage hin und zurückgerechnet, unterwegs seyn müssen. Daß dies abermals eine große Unzufriedenheit erregen würde, ist wohl nicht zu bezweifeln. Und wie wollen die Linien-Offiziere, die fortwährend Rekruten auszubilden haben, nun noch die Landwehr exerciren, die nach den bisherigen Uebungs-Etats für ein Linien-Regiment 2400 Mann beträgt? Aus alle dem glaube ich

folgern zu können, daß die Vorschläge den Zweck einer innigen Vereinigung nicht erreichen. Die Linien-Regimenter werden unter der ihnen auferlegten Last seufzen, die Landwehr mit dieser Einrichtung der für sie daraus erwachsenden Weitläufigkeiten wegen, ebenfalls unzufrieden seyn, und zwei Theile, die bis jetzt friedlich neben einander gingen, werden dadurch einander feindselig gegenüber gestellt. Daß hierbei die Linien-Regimenter zur Verhütung der Volksmassen wenig beitragen werden, daß ihr Einfluß auf die Landwehr überhaupt nur sehr gering seyn kann, scheint ziemlich klar, und ich komme auf meine vorige Behauptung zurück, die Vereinigung existirt nur auf dem Papier. Wollte man sagen, das Linien-Regiment kann ja die benöthigte Anzahl Offiziere und Unteroffiziere in die Bezirke stationiren, so würde dadurch nichts gewonnen, als die jetzige Einrichtung unter einer veränderten Form; denn daß diesen Commandirten mehr zuzutrauen seyn sollte, als den eigends aus der Armee für das Verhältniß gewählten, dazu ist kein Grund vorhanden.

5) Man glaubt in der großen Anzahl von Landwehr-Regimentern läge etwas Ombrageuses für das Ausland, und man könne die Streitkräfte leicht übersehen, beides würde durch die vorgeschlagene scheinbare Reduction vermieden.

Die Uebersicht der Streitkräfte Preußens liegt in der allgemeinen Verpflichtung zum Kriegsdienst. In einem Staat, dessen Einwohnerzahl bekannt ist, und dessen Militairgesetze jedem Waffenfähigen die Pflicht auferlegt, sich zu stellen, wenn sein König befiehlt, ist das Maximum der bewaffneten Macht leicht zu berechnen. Diese Einrichtung Preußens kann höchstens den kleinen Fürsten Ombrage geben, denn die größern Mächte

werden wohl wissen, daß Preußen seiner geographischen Lage zu Folge solche Kriegsmacht halten muß, und daß es gegen seine Interessen wäre, andere Kriege zu führen, als die seine eigene Sicherheit erfordern.

6) Die Berechnungen scheinen offenbar zu hoch angesetzt zu seyn. Nur eins glaube ich bemerken zu müssen. Man nimmt an, es gäbe im Staate 620,000 Männer von 20 — 30 Jahren, folglich würde es von 20 Jahren ohngefähr 62,000 geben. Nach jener Berechnung soll das stehende Heer nur 85,000 Mann im Frieden stark seyn, und doch soll alle 20jährige junge Mannschaft ohne Ausnahme eingestellt werden. Man giebt zwar zu, daß darunter auch welche auf ½ — 1 Jahr eingestellt werden können, aber demungeachtet halte ich den Vorschlag für nicht ausführbar und zwar aus folgenden Gründen. Man rechnet, daß in der Armee ⅓ existirt, die fortdienen, diese von 85,000 abgerechnet, bleiben 57,000, die jährlich zu ergänzen sind. Es sind aber hierzu 62,000 Mann vorhanden, nimmt man von diesen auch ⅓ zu halbjähriger, ⅓ zu jähriger, ⅓ zu dreijähriger Dienstzeit, so wird die Einstellung der 62,000 Mann in einem Jahre dennoch unmöglich seyn. Und nun will man noch, daß die Cavalleristen 3 Jahre hintereinander dienen, und nachher noch 9 Jahre verpflichtet bleiben, auch während dieser Zeit alle 1 — 2 Jahre auf 3 — 4 Monat eingezogen werden sollen. Dies würde noch außerdem große Abneigung gegen die Cavallerie erregen, da die Infanterie in Hinsicht der Dienstzeit so sehr begünstigt ist.

7) Die Vermehrung der stehenden Cavallerie, welche gewünscht wird, ist gewiß sehr nothwendig, und eben so theile

ich die Ansicht über die Mangelhaftigkeit der Landwehr-Cavallerie. Ob aber diese Vorschläge jenes hervorbringen, dieses aufheben würden, dürfte noch sehr zweifelhaft seyn. Die Cavallerie soll um 9 Regimenter vermehrt, und jedes 1200 Pferde stark gemacht werden, von denen im Frieden nur 500 im Dienst seyn sollen. Da man dies selbst für zu niedrig hält, so wird vorgeschlagen, jedes Regiment mit 300 Pferden zu vermehren und die dadurch entstehenden Augmentationen durch Grasung und durch Abkauf der Landwehr-Cavallerie vom Lande zu decken.

Die Grasung wieder einzuführen, würde, glaube ich, manche Nachtheile haben, von denen der wesentlichste: daß bei plötzlichem Ausbruch eines Krieges während der Grasungszeit auf diese Pferde in der ersten Zeit nicht viel zu rechnen ist. Nächstdem führen die Vorschläge in dieser Hinsicht auch nicht zu dem gewünschten Resultat. 300 Pferde 4 Monat auf Grasung ersparen so viel Futter als 100 Pferde im Jahre gebrauchen, (die Kosten der Grasung nicht gerechnet.) Dadurch würde man für die ganze Cavallerie 4500 Pferde mehr halten, deren Ankauf mit Nebenkosten mindestens eine Summe von 450,000 Thaler erfordern würde. Nach dem, was einzelne Kreise bis jetzt geboten haben, um die Gestellung der Landwehr-Pferde abzulösen, und wobei pferdereiche Gegenden nur 40 Pferde per Escadron boten, würde für die ganze Cavallerie 5440 Pferde geben. Diese zu obigen 4500 gerechnet, giebt circa 10,000 und es fehlten zur Summe im Vorschlage 22,000, wodurch bei ausbrechendem Kriege jedes Regiment nun noch mit 488 Pferden zu etatsmäßiger Zahl von 1200 ergänzt werden müßte, deren Herbeischaffung bedeutende Schwierig-

keiten unterworfen seyn dürfte. Nächstdem scheint mir, als wenn, wie bei der Infanterie, so auch bei der Cavallerie durch Ausführung der erwähnten Vorschläge, die vortheilhafte independente Stellung der Regimenter ebenfalls verloren ginge.

Zum Schluß wage ich noch in wenigen Worten meine eigne Ansicht allerunterthänigst zu Füßen zu legen. Ich glaube, daß es zweckdienlicher ist, die Landwehr in ihrer jetzigen Einrichtung zu belassen, weil durch jene Vorschläge den Mängeln derselben nicht abgeholfen, dem stehenden Heere aber mancher Nachtheil zugefügt wird. Daß ferner der gefürchteten Volksbewaffnung durch die Vereinigung nicht vorgebeugt, sondern wenn, was Gott verhüten möge, je daran zu denken wäre, durch die ernste Unzufriedenheit über den Umsturz einer allgemein geachteten Institution eher das Feuer angefacht als gelöscht würde. Durch ein abgesondertes stehendes Heer und durch treue zuverlässige Offiziere in der Landwehr begegnet man am besten allen innern Gährungen. Daß Spannungen zwischen der Landwehr und der Linie sich mit der Zeit von selbst vermindern, ist gewiß, schon der nahen Beziehung, in welcher der Liniensoldat durch seine künftige Bestimmung zur Landwehr steht, und alle Reibungen werden ganz aufhören, wenn der König so gnädig ist auch fernerhin für die Landwehr Interesse zu äußern, und die Staatskräfte es einmal erlauben, sie auch im Materiellen der Linie gleich zu setzen. Endlich ist es Pflicht, die sich durch Erfahrung ergebenden Mängel zu Tage zu fördern und zu verbessern, wohin besonders die Landwehr-Cavallerie zu rechnen ist, der eine andere Stellung sehr wünschenswerth wäre. Sie ganz eingehen zu lassen, würde aus den oben erwähnten Gründen nicht räthlich seyn, wenn man aber Cadres formirt, so wird sie dadurch im Kern erhalten

und im Fall eines Krieges dem stehenden Heere auf folgende Weise sehr zu Hülfe kommen können. Nach dem Etat soll es 136 Schwadronen 1sten Aufgebots oder nach der Linienformation 34 Regimenter geben. Ich nehme an, es fehlten wegen Mangel an Pferden in einigen Provinzen, so viel daran, daß nach dem Linien-Etat nur 28 Regimenter formirt werden könnten, so rechne ich auf jedes Armee-Corps 2 Regimenter als Brigade-Cavallerie, 1 Regiment zur Reserve-Cavallerie, und die übrigen 4 Regimenter zur Disposition, um theils die große Cavallerie-Reserve zu verstärken, theils um Ordonnanzen und Commandos zu geben, damit von der stehenden Cavallerie auch nicht ein Mann zu diesem Zweck verwendet wird, und dieselbe ganz intact ins Gefecht geht.

Vielleicht würde man zwar, um das nachtheilige Detachiren, Commandiren u. s. w. aller Waffen zu vermindern, jedem Armee-Corps 1 Bataillon, 1 Escadron 2ten Aufgebots beigeben, die blos dazu bestimmt sind, die Commandos der Staabswachen, Ordonnanzen ꝛc. zu geben, wodurch alle Waffen des schlagfertigen Heeres unangetastet bleiben. Unter den obigen Voraussetzungen glaube ich nach meiner innigen Ueberzeugung vortragen zu können, daß die Landwehr nicht allein für den Krieg von Nutzen ist, sondern auch im Frieden ein Verbindungsglied zwischen Thron und Volk seyn wird, und keineswegs gefahrbringend für die innere Ruhe.

Und so glaube ich mit eben der Ueberzeugung verbürgen zu können, daß dieselbe Liebe, die dem Könige in dem engern Kreise Höchstseiner Familie geweiht ist, auch in dem Herzen der Millionen zu finden seyn wird, die in Allerhöchstdemselben ihren Vater lieben und verehren.

v. Witzleben.

B.

Berlin, (wahrscheinlich) März 1818.

Memoire.

Zur Erörterung der Frage, „mit was für Landestheile muß Preußen dem deutschen Bunde beitreten?“ scheint mir Folgendes beachtenswerth. Es läßt sich bis zur Evidenz beweisen, daß Preußen, auch ohne Bundesglied zu seyn, in jeden Krieg verwickelt werden wird, den auswärtige Mächte mit Deutschland führen: Preußens getrennte Lage von seinen rheinischen Provinzen wird nur dadurch minder gefährlich, daß die dazwischen liegenden Staaten sich immer vor seinem Einfluß beugen und die dahinter liegenden größeren, wie Hannover, Baiern und Würtemberg nicht so bedeutend sind, daß ihnen Einwirkung gestattet werden müßte. Ein bedeutender Feind, im südlichen Deutschland, er komme aus Osten, Westen oder Süden, bis gegen das Mainthal vorgedrungen, steht mit einer kürzeren Operationslinie, auf die Verbindung der getrennten Theile der Monarchie. Er wird in dieser Lage Preußen zum Kriege oder zur Neutralität zwingen können, wie es seinen Absichten angemessen ist. Wenn es nun aber gewiß zu seyn scheint, daß Preußen an jedem in Deutschland zu führenden Kriege Theil nehmen muß, so kann es ihm nur wünschenswerth seyn, zu Deutschland als Bundesglied in

einer solchen Verbindung zu stehen, daß der Bund Preußen ebenfalls in jedem Kriege unterstützen muß, den es zu führen gezwungen wird.

Dies kann nur geschehen, wenn Preußen mit allen seinen Staaten dem Bunde beitritt.

Setzt man indessen den Fall, Preußen träte nur mit einem Theile der Monarchie dem Bunde bei, so entsteht die Frage, welche Länder wird es von dem Verbande ausschließen können? Entweder die, welche nach dem älteren Begriff im engeren Sinne nicht zu Deutschland gerechnet wurden, wie Schlesien, die Lausitz, Preußen und Posen, oder letztere beide allein.

Bei der ersten Voraussetzung ist der Fall denkbar, daß, während Preußen im Westen an Deutschland sein Bundescontingent stellen muß, es auf seiner östlichen Grenze von Rußland und Oestreich angegriffen wird, welche die excludirten Provinzen erobern können, ohne einmal von allen Streitkräften Preußens, geschweige denn Deutschlands daran gehindert zu werden. Im zweiten Falle, wenn Preußen getrennt worden, ist dies in besonderer Beziehung auf Rußland ebenfalls möglich, und es tritt hierbei noch die Besorgniß ein, daß, abgesehen von den jetzigen freundschaftlichen Verhältnissen der beiden Höfe, der sehr dringende und zum Theil natürliche Wunsch der Polen im Besitze von Posen *) und des Debouchés der Weichsel zu seyn, leicht unter veränderten Conjuncturen die Veranlassung werden kann, daß jener präsumirte Fall

*) In wiefern es schon aus dieser Rücksicht politisch richtig ist, Posen in den deutschen Staatenverband hineinzuziehen, will ich dahin gestellt seyn lassen.

zur Wirklichkeit erhoben werde. In beiden Fällen endlich läßt sich sogar die Möglichkeit denken, daß der deutsche Bund, nur das vor Augen habend, was seinem unmittelbaren Interesse angemessen ist, im Friedensschlusse, wenn Preußen zum Heile von Deutschland Aufopferungen in Ländern verlangt, die dem Bunde fremd sind, er sich im Weigerungsfalle gegen Preußen, qua außer deutsche Macht, erklärt. Die Vortheile, die man dagegen bei einem theilweisen Beitritt zum Bunde zu haben vermeint, können seyn, daß Preußen eine außerdeutsche, also europäische Macht bleibt und scheinbar weniger abhängig vom Bunde ist. Ich sage scheinbar, denn ein Staat, der dem Verbande mit ¾ seiner Ländermasse angehört, wird dadurch auch für das letzte Viertel so abhängig, als es der Verpflichtung gemäß ist. Daß Preußen als europäische Macht galt, war zu den Zeiten Friedrichs I. und bis zur Auflösung des alten Reichsverbandes sehr richtig. Denn einmal hätte Preußen als deutscher Staat nie die Königskrone annehmen können, und dann waren die damaligen Reichsglieder dem Oberhaupt subordinirt, also eine politische Stellung neben Oestreich nicht möglich.

Daß Preußen, wie der Minister Humboldt meint, seit dem Jahre 1813 in allen Verhandlungen zu den 5 größten Staaten, von denen sogar Spanien ausgeschlossen blieb, gerechnet wurde, lag wohl weniger an seiner außerdeutschen Stellung, als an der kräftigen Rolle, die es in den Kriegen gespielt und an dem entschiedenen Antheil, den es an dem Gange der Begebenheiten gehabt hatte. Preußens Unabhängigkeit liegt daher in seinen 10 Millionen Menschen, in seiner kräftigen Regierung, in seiner wohlorganisirten Kriegsmacht und in dem kriegerischen Geiste eines großen Theils seiner Einwohner, so wie auch in seiner politischen

Stellung zu den übrigen Mächten, die bei einer gesunden Politik, Preußen soutenirem müssen. Die Niederlande traten nur mit einem kleinen Theile dem deutschen Bunde bei. Sind sie unabhängig? Dänemark und Schweden, sind sie unabhängig, wenn sie sich in die europäischen Staatsangelegenheiten mischen? (In ihren inneren Verhältnissen sind die letztern es allerdings durch ihre geographische Lage). Setzen wir die zweite Alternative, Preußen tritt mit allen seinen Ländern dem Bunde bei, so folgt daraus der große Vortheil, daß seine Integrität durch den Bund garantirt ist, daß also keine Macht es wagen darf, Preußen anzutasten, ohne den Bund auf sich zu ziehen!

Die Inconvenienzen, die daraus hervorzugehen scheinen, sind der Natur der Sache nach den Vortheilen gleich, welche mit dem getheilten Beitritte verbunden seyn sollen. Hierauf hinweisend, bemerke ich in Beziehung auf die Besorgnisse des Staatskanzlers noch Folgendes. Er sagt, Preußen träte dadurch aus der Reihe der ersten unabhängigen Staaten heraus, und würde ein bloßer Bundesstaat Deutschlands; Minister Humboldt fügt hinzu, es stelle sich in eine Kategorie mit Baiern, Würtemberg und Hannover. Nach des Kanzlers Berechnung soll Preußen mit 7 Millionen 800,000 Einwohnern dem Bunde beitreten, mit 2 Millionen 200,000 unabhängig bleiben. Können aber 2 Millionen eine absolute Independenz begründen, werden sie es nicht durch die Verbindung der dependenten 7 Millionen, und muß dies nicht auf ihre Unabhängigkeit einwirken? Der Minister Humboldt sagt, man kann erforderlichenfalls von den nicht deutschen Staaten Gründe hernehmen, in diesem als jenem Punkt Abweichungen von den aufgestellten stattfinden zu lassen. Wird, frage ich dagegen,

Preußen den independenten 2 Millionen versagen können, was es den 7 Millionen in Folge seiner Verpflichtungen bewilligt; dennoch meint der Minister Humboldt, würden die europäischen Mächte nicht mehr mit dem Vertrauen zu einem Staat reden, der sich mit Baiern ꝛc. in eine Kategorie gestellt habe, so besteht dies doch nur darin, daß Preußen nicht mehr Stimmen auf dem Bundestag wie Baiern ꝛc. hat. (Sonst ist noch immer der Unterschied, daß Baiern, Hannover und Würtemberg zusammengenommen die Wageschale Preußens nicht aufhalten.) Wenn aber ein Staat von 7 Millionen sich gefallen läßt, daß andere von 2 — 3 Millionen sich neben ihn stellen, so wird es das Vertrauen nicht mehr fördern, wenn er statt der sieben, neun Millionen in sich faßt.

In wiefern es aber dem Vertrauen in Deutschland schaden muß, wenn Preußen ein getheiltes Interesse hat, ist eine andere Frage. Es wird immer in die Nothwendigkeit gesetzt seyn, — wenn es nicht in seiner innern Verwaltung getrennt seyn will, — entweder auf die unabhängigen 2 Millionen anzuwenden, was den 7 abhängigen bewilligt ward, und umgekehrt. Im ersten Falle ist die Unabhängigkeit eingebildet, im zweiten dürfte man leicht mit dem Bunde in Opposition treten.

Der letzte und wichtigste Einwurf, den sowohl der Staatskanzler als der Minister Humboldt machen, besteht darin, daß sie fürchten, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen seyn. Ob dies durch ein kluges, kräftiges Benehmen möglich sey, wage ich nicht zu entscheiden. Gründe es zu verlangen giebt es

genug, und wenn man den Antrag darauf gründet,
Preußen seiner Stellung nach mit Deutschland stehen
fallen müsse, wenn man dies energisch zu behaupten
übrigens in dem Verhältnisse zum Bunde alle Anma
entfernt, und nur den Wunsch ausspricht, als Bundes
die Verpflichtungen treu zu erfüllen, so wird man, glaube
die öffentliche Meinung in Deutschland für sich gewinnen
darin eine mächtige Stütze finden.

v. Witzleben.

Preußen den independenten 2 Millionen versagen können, was es den 7 Millionen in Folge seiner Verpflichtungen bewilligt; dennoch meint der Minister Humboldt, würden die europäischen Mächte nicht mehr mit dem Vertrauen zu einem Staat reden, der sich mit Baiern rc. in eine Kategorie gestellt habe, so besteht dies doch nur darin, daß Preußen nicht mehr Stimmen auf dem Bundestag wie Baiern rc. hat. (Sonst ist noch immer der Unterschied, daß Baiern, Hannover und Würtemberg zusammengenommen die Wageschale Preußens nicht aufhalten.) Wenn aber ein Staat von 7 Millionen sich gefallen läßt, daß andere von 2 — 3 Millionen sich neben ihn stellen, so wird es das Vertrauen nicht mehr fördern, wenn er statt der sieben, neun Millionen in sich faßt.

In wiefern es aber dem Vertrauen in Deutschland schaden muß, wenn Preußen ein getheiltes Interesse hat, ist eine andere Frage. Es wird immer in die Nothwendigkeit gesetzt seyn, — wenn es nicht in seiner innern Verwaltung getrennt seyn will, — entweder auf die unabhängigen 2 Millionen anzuwenden, was den 7 abhängigen bewilligt ward, und umgekehrt. Im ersten Falle ist die Unabhängigkeit eingebildet, im zweiten dürfte man leicht mit dem Bunde in Opposition treten.

Der letzte und wichtigste Einwurf, den sowohl der Staatskanzler als der Minister Humboldt machen, besteht darin, daß sie fürchten, der Beitritt mit der ganzen Monarchie werde auf dem Bundestage nicht durchzuführen seyn. Ob dies durch ein kluges, kräftiges Benehmen möglich sey, wage ich nicht zu entscheiden. Gründe es zu verlangen giebt es

genug, und wenn man den Antrag darauf gründet, daß Preußen seiner Stellung nach mit Deutschland stehen und fallen müsse, wenn man dies energisch zu behaupten sucht, übrigens in dem Verhältnisse zum Bunde alle Anmaßung entfernt, und nur den Wunsch ausspricht, als Bundesglied die Verpflichtungen treu zu erfüllen, so wird man, glaube ich, die öffentliche Meinung in Deutschland für sich gewinnen und darin eine mächtige Stütze finden.

v. Witzleben.

Briefe

an

Job von Witzleben

und Antworten desselben.

Niederlande, wenn es ja Deutschland noch schonen will, leicht werden. Und so wie es Rußland gleichgültig seyn kann, ob die französische Fahne in Brüssel weht, so wird Frankreich nichts dawider haben, wenn sich der polnische Adler in Danzig niederläßt. Deutschland, in solchem Falle in die Enge getrieben, wird seiner Ruhe und der Tendenz zweier so gewaltiger Mächte gern Provinzen aufgeopfert sehen, die seinem unmittelbaren Interesse fremd zu seyn scheinen. Dies wäre allerdings ein grober politischer Fehler, der aber von einem Staatenverein, wie der deutsche, leicht wohl begangen werden kann. Ist Preußen mit der ganzen Monarchie dem Bunde beigetreten, so muß der Bund zutreten, wenn es im Osten angegriffen wird. Rußland kann den Krieg nicht an der Weichsel enden. Es wird vordringen müssen, um einem Angriff zu begegnen, oder denselben erwarten. Im ersten Falle entfernt es sich von seinen Hülfsquellen, und in beiden ist seine gestreckte Stellung militairisch gefährlich, wegen der umfassenden Lage der preußischen Staaten. Oestreich wird zwar nicht leicht zugeben, daß Rußland sich an der untern Weichsel und Warthe festsetze, es kann aber durch die Türkei und in Italien durch eine Gährung festgehalten werden, und sich nur auf einen geringen Beistand beschränken müssen.

So unverkennbar die Vortheile eines Beitritts mit allen Provinzen sind, so ist es doch nicht zu läugnen, daß die Ausführung Schwierigkeit hat, deren Besiegung für jetzt wahrscheinlich unmöglich ist. Der deutsche Bund, wie alle Föderativsysteme, zum Frieden geneigt, wird die Berührungspunkte mit den großen außerdeutschen Mächten zu vermeiden suchen, also nicht geneigt seyn, den Wünschen Preußens beizutreten. Oestreich aber würde auf dies Uebergewicht Preußens eifer-

süchtig werden und beim Bundestage daher wahrscheinlich an die Spitze einer Opposition treten, gegen welche Preußen sein Vorhaben nicht durchführen wird. Dies veranlaßt ein Compromiß, und Preußen sinkt in der öffentlichen Meinung.

Demnächst würde Rußland darin einen besondern Beweis des Mißtrauens sehen, und dadurch ohne Erfolg das gute Vernehmen zwischen beiden Mächten gestört werden. Unter diesen Umständen dürfte daher von dem Antrage, mit allen Provinzen beizutreten, ganz abzustehen seyn.

2) Ist es rathsam, mit den Provinzen, die von dem Verbande ausgeschlossen bleiben, zum deutschen Bunde in ein Defensiv-Bündniß zu treten?

Wenn vorauszusehen, daß man mit dem Antrage, wegen des Beitritts aller Provinzen, beim Bundestage nicht durchkommt, so läßt sich beinahe eben so gewiß behaupten, daß ein Defensiv-Bündniß auch nicht angenommen werden wird, obgleich nicht in Abrede zu stellen, daß dasselbe eine Entschädigung für die Nachtheile ist, die für die äußere Sicherheit Preußens mit dem partiellen Beitritt verbunden sind. Alle Gründe aber, welche den deutschen Bund wahrscheinlich vermögen werden, den Vorschlag Preußens, mit allen Provinzen beizutreten, zu verwerfen, kommen auch bei der Entscheidung über die Allianz zur Anwendung, welche in Hinsicht auf die äußern Verhältnisse nichts ist, als das Wesentliche jenes Vorschlags unter veränderter Form. Das Mißtrauen Rußlands würde ebenfalls, wo nicht noch mehr gereizt werden. Daher dürfte auch dieser Antrag, wenigstens nicht für den Augenblick, gemacht werden können, wohl aber, wenn bei veränderter Lage der Dinge ein günstiger Erfolg zu hoffen ist, weil er nächst der Garantie für die östlichen Provinzen, wie in der ersten

Frage erörtert, noch den Vortheil gewährt, daß Preußen nicht blos deutsche, sondern europäische Macht bleibt.

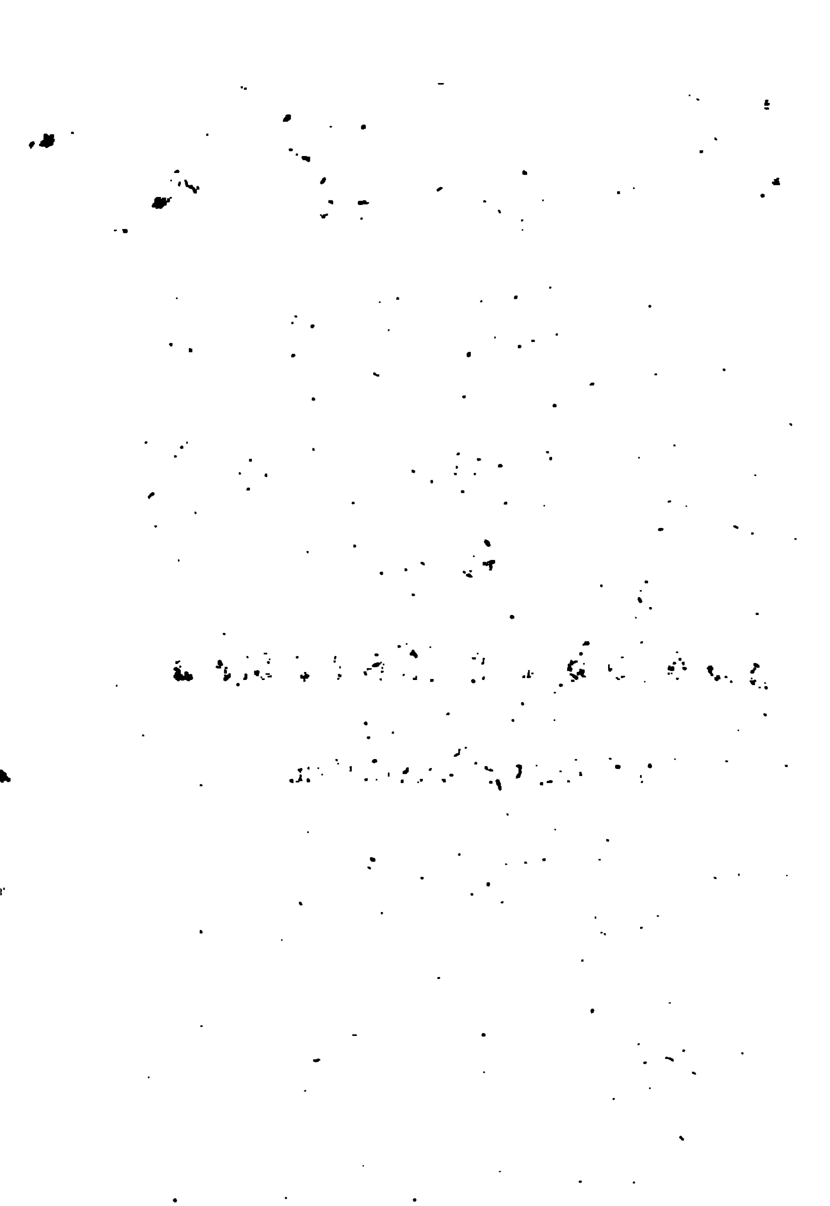
3) Ist es rathsam, mit Oestreich eine Defensiv-Allianz zu schließen und sich gegenseitig gewisse Provinzen, für Preußen die aus dem deutschen Verbande bleibenden, für Oestreich, Gallicien, zu garantiren?

Ein geehrtes Mitglied der Abtheilung machte in der neulichen Conferenz die Bemerkung, daß es in der Geschichte der Tractaten kein Beispiel gäbe, wo Mächte sich einzelne Provinzen garantirt hätten. Ohne dies geradezu widerlegen zu können, halte ich es doch nicht für unmöglich, und nehme daher die Zulässigkeit an. Preußen erhält durch eine solche Allianz allerdings die Aussicht einer bedeutenden Hülfe im Fall eines Angriffs auf die gedachten Provinzen. Aber diese Hülfe ist ihm auch ohne Bündniß aus ganz einfachen politischen Gründen gewiß, und daß Oestreich durch den Vertrag zu besondern Kraftäußerungen bestimmt werde, ist nicht vorauszusetzen, so wie es in dem Fall, daß es, wie oben bemerkt worden, durch die Türken, oder im Innern beschäftigt würde, mit und ohne Tractat nicht mehr leisten wird, als sein Vortheil erheischt. Den ersten Feldzug wird Preußen überdem immer allein führen müssen. Und in dieser Zeit wird ein Allianztractat abzuschließen seyn, und von Oestreich nie zurückgewiesen werden. Dadurch, daß man jetzt ein Bündniß schließt, was allein gegen Rußland geknüpft ist, wird diese Macht gereizt, und wollte man den Tractat geheim halten, so würde dies die Erbitterung nur vermehren und Rußland, wie leicht vorauszusehen, am Ende Kenntniß davon erhalten. Eine Tripel-Allianz mit Rußland und Oestreich, zur Garantie von Preußen und Posen, Polen und Gallicien neutralisirt alle Vor-

theile, wie ein geehrtes Mitglied in der letzten Conferenz sehr richtig entwickelte. Ich erkläre mich daher verneinend über diese Frage.

4) Soll Preußen mit Schlesien und die Lausitz dem deutschen Bunde beitreten?

Wenn Preußen, was mir sehr richtig scheint, Oestreich in Hinsicht der dem Bunde beitretenden Volksmasse nicht nachstehen soll, so wird die Frage schon aus diesem Grunde bejaht werden müssen, da Oestreich sich vorläufig in den Entwurf für die deutsche Staatenverfassung mit 8 Millionen angesetzt hat. Diese Zahl ist ohne Schlesien gar nicht zu erreichen. Wenn nun der erwähnte Entwurf aber ohnehin mit Zustimmung Preußens an den Bundestag gebracht ist, und es dann ebenfalls mit 8 Millionen aufgeführt steht, so würde eine spätere abweichende Erklärung damit im Widerspruch stehen und Mißtrauen erregen. Außerdem halte ich aber die Bejahung der Frage auch aus militairischen Rücksichten für nothwendig. Rußland hat gegen Preußen die Hauptoperationslinie, vom Niemen über Königsberg gegen die Weichsel, von Warschau und der Weichsel über Posen gegen die Oder. Bei der russischer Seits gewiß vorausgesetzten Bereitwilligkeit der Polen zu ihren Gunsten mitzuwirken, wird die Hauptoperation wahrscheinlich gegen Posen zu gerichtet seyn, während ein Corps vielleicht in Preußen eindringt, um einen Theil der Streitkräfte dort festzuhalten, und ein bedeutendes Corps gegen Schlesien auftritt, von wo aus die Hauptoperation flankirt wird. Wenn nun gleich die vollständige Eroberung Schlesiens nicht leicht ist, so wird der russische Feldherr doch bei den großen Hülfsquellen, welche dies Land darbietet, festen Fuß darin zu fassen suchen. Durch einen Anzug wider Breslau,



Den Briefen des Generals v. Witzleben, welche er von seinen Reisen in die Heimath schrieb, sollen hier noch einige Briefe an denselben und dessen Antworten zuvorgehen, da sie für unsere Zustände, besonders durch die Briefe des Erzbischofs Grafen von Spiegel, für die religiösen Verhältnisse von Wichtigkeit seyn möchten. Die Briefe von und an Diebitsch Sabalkanski erhalten dadurch für die Geschichte ein bleibendes Interesse, weil des Königs Sinn für Milde und Großmuth bei der unglücklichen Revolution von 1830 uns so wohlthuend darin anspricht.

Findet die Herausgabe dieser Schrift Anklang, so werden noch mehrere Sendschreiben der Art folgen, denn ist das alte gute Wort:

sage mir mit wem du lebst, und ich will dir sagen, wer du bist,

Wahrheit, so würden diese Mittheilungen vorzüglich zu Witzleben's Beurtheilung von hoher Bedeutung seyn: die Edelsten aller Nationen waren ihm Freund, und bewarben sich um seine Freundschaft und Liebe.

Erzbischof Graf Spiegel zum Desenberg.

a.

An den General v. Witzleben.

Cöln, den 5. November 1825.

Ueber unseres Königs Majestät auf's Neue hervorstrahlende huldvolle Freigebigkeit für meine Metropole Kirche, für den dem Zertrümmern nahegekommenen Dohm in Cöln, ist mir für's erste privatim frohe Kunde geworden — ich jauchze für Freude und spreche überall und laut — Dank — Heil und Seegen unserm Könige! und So sollen alle meine Diöcesanen Erzbisthums Cöln bethen.

Ich habe ein Rundschreiben*) über diese vom Herrn Staatsminister von Altenstein auch bezielte Angelegenheit an meine Geistlichkeit — und zur Beachtung meiner sämmtlichen Diöcesanen erlassen. Ew. Hochwohlgeboren finden einige Abdrücke davon hier anliegen, — möchte der Vorgang in Berlin Beifall finden.

Die Sache — das öffentliche Kirchengebeth für den König ist religiös begründet, die Form kann ich auch oberhirtlich rechtfertigen, indessen muß ich doch Verschiedenheit in der Beurtheilung im In- und Auslande erwarten — über Mich ergehen lassen. Aber nicht wegen dieses Gebethes schreibe ich

*) Rundschreiben, die allgemeine Fürbitte betreffend, 3. November 1825.

heute, mich treibt reges Dankgefühl für Ew. Hochwohlgeboren warme Theilnahme an der Erhaltung des Prachtgebäudes in Cöln, ich erkenne Hochderselben Einwirkung in den für den Bau bewilligten 70,000 Thaler, auch die öffentlichen Berliner Blätter erwähnen von Rechtswegen diese königliche Großmuth zuerst und erzählen die Thatsache — die große Handlung — dann müssen die Cölner Zeitungen das wärmste Dankgefühl darüber aussprechen, auswärtige Zeitungen werden auch die Großthat melden.

Ehre, dem Ehre gebührt — Es lebe der König!

Es verlautet, die Leitung der Bau-Angelegenheit werde dem Herrn Oberpräsidenten von Ingersleben und Mir gemeinschaftlich anvertraut werden — ich werde auch hierbei folgsam seyn und leisten was ich vermag.

Ew. Hochwohlgeboren Andenken lasse ich mich empfohlen seyn, auch in Beziehung auf meine Stellung zu und bei der Universität in Bonn. Immer und immer mit wahrer Hochachtung verharrend

Ew. Hochwohlgeboren

ganz gehorsamster Diener

Graf Spiegel zum Desenberg,

Erzbischof von Cöln.

b.

An denselben.

Cöln, den 5. Januar 1828.

Ew. Hochwohlgeboren möchte ich Mich gern in das werthvolle Andenken zurückrufen, noch unter die Lebenden gezählt werden, — dazu wähle ich den Jahreswechsel, wobei dann alte gute Sitte Mir das Wort spricht. Aber mein Neujahrswunsch, der Ew. Hochwohlgeboren Glück und Zufriedenheit zum Gegenstand hat, soll auch mit einem Neujahrsgeschenk begleitet seyn, — erscheint Ew. Hochwohlgeboren die Gabe ziemlich heterogen, desto besser; dann ist sie passend für unsere Zeit. Empfangen Sie daher mit Freundlichkeit meine Fasten-Verordnung für 1828 *) — ich lege drei Abdrücke bei, wenn Ew. Hochwohlgeboren vielleicht angemessen finden, die Schrift Sr. Majestät, unserm Könige und dem Kronprinzen Königliche Hoheit zur Ansicht vorzulegen, ich habe die Verfügung mit Fleiß und Mühe gearbeitet, es dürfte auch wohl mein Schwanengesang über den behandelten Gegenstand seyn.

Einsam aber sehr Geschäftsvoll ist mein Leben hier im alten düstern Cöln, aber neues Leben und Regsamkeit zum Bessern habe ich bei meiner Diöcesan-Geistlichkeit hervorgerufen, darüber habe ich Freude und erwarte reifende Früchte. Meine Wünsche und Hoffnungen hinsichtlich auf Studienleitung und thätiger Theilnahme an den Angelegenheiten der Universität

*) Verordnung über die Haltung der Fast- und Enthaltsamstage im Erzbisthum Cöln für das Jahr 1828. Cöln, den 1. Januar 1828.

in Bonn sind unerfüllt geblieben; liegt hierbei der Wille des Monarchen zum Grunde, so füge ich mich gern, ohne Unmuth zu schöpfen. Aber in dem Geschäftsbetriebe bei dem Ministerio der Geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten bleibt vor meinen blöden Augen das eigentlich Planvolle und Folgerichtige unentdeckt, — ich mag auf unsere innern Verhältnisse oder jene mit Rom die Augen wenden; freilich stehe ich aber auch in ganz geringem Ansehen bei Herrn von Altenstein und Herrn Schmedding. Die rauhe Schale und Brocken müssen Mir genügen, der Kern wird Mir nicht gereicht, und der Metropolitan Erzbischof bleibt ganz übersehen; so will es mein Geschick, dem ich mich fügen muß und aus Subordinationspflicht (eine Cardinaltugend), enthalte ich mich jeder beißenden Critik und übersehe sogar die Blößen, — das nenne ich Christenliebevolle Entgegnung.

Ew. Hochwohlgeboren bitte ich, nicht ganz auf Mich zu vergessen. Mit wahrer Hochachtung und Verehrung verharrend ꝛc.

Graf Spiegel zum Desenberg,
Erzbischof von Cöln.

c.

An denselben.

Cöln, den 5. März 1828.

Ew. Hochwohlgeboren muß ich noch wieder bitten, einen freundlichen, aufrichtig gemeinten Gruß von mir mit Geneigtheit und Wohlwollen aufzunehmen; dann auch meinem angelegentlichen Gesuche zu willfahren, von den anliegenden Abdrücken*) eines neuen Hirtenbriefes, in welchem ich meine Diöcesanen zur Wohlthätigkeit für unbemittelte Studirende in Bonn auffordere, einen Abdruck bei Zeit und Gelegenheit zur Kenntniß Sr. Majestät unsers Königs zu bringen, einen andern an den Kronprinzen Königliche Hoheit gelangen zu lassen — der dritte Abdruck ist für Ew. Hochwohlgeboren bestimmt, und beziele ich dadurch auch bei Hochdemselben die Ueberzeugung zu begründen, daß ich meiner Verpflichtung, die Gnaden und Wohlthaten Unseres Königs Majestät bei meinen Diöcesanen zur lebendigen Anerkennung zu bringen, bei jeder Gelegenheit eingedenk bin; Ew. Hochwohlgeboren wird es beim Durchlesen nicht entgehen, daß ich das französische Unwesen in das rechte Licht zu stellen ernstlich bemüht bin, und ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dem noch fortwährend herumschleichenden Gifte des Franzosenthums mit Nachdruck und Beharrlichkeit entgegen gewirkt werden müsse, — es ist gewiß, daß alles Französische dem Preußischen entgegen

*) Rundschreiben über die Kirchencollekten für hülfsbedürftige Studirende an der Universität Bonn. Cöln, den 18. Februar 1828.

ist, wenn daher die Gemüther der Einwohner in den preußischen Rheinprovinzen wirklich gewonnen werden sollen, so muß den kein Heil bringenden französischen Gesetzen, Gebräuchen und Maximen der Stab gebrochen werden.

Mit vollkommener Hochachtung verharrend ꝛc.

Graf Spiegel zum Desenberg,
Erzbischof von Cöln.

d.

An denselben.

Cöln, den 4. Januar 1829.

Ew. Hochwohlgeboren beim eingetretenen Jahreswechsel meine aufrichtigen Wünsche für Hochihr beständiges Wohlergehen im neuen nun laufenden Jahre ausdrücklich zu äußern, ist Mir eine Angelegenheit des Herzens, — Hochdieselben wollen daher meinen schriftlichen Gruß freundlich aufnehmen und mich in Hochihrem Andenken nicht untergehen lassen. Im Anfange Mai hoffe ich, wenn nämlich des Königs Majestät Erlaubniß giebt, Ew. Hochwohlgeboren in Berlin besuchen und dann mündlich für mein Beschwerlichfallen abbitten zu können; gegenwärtig habe ich noch wieder ein Gesuch wie im vorigen Jahre vorzubringen. Es ist nämlich mein angelegentlicher Wunsch, Ew. Hochwohlgeboren möchten lesen, was ich meinen braven und folgsamen Diöcesanen im Erzstifte Cöln zum neuen Jahr an das Herz lege *), dann auch einen Abdruck meines Hirtenbriefes **) Sr. Majestät, unserm allergnädigsten Könige, und auch einen dem Kronprinzen Königliche Hoheit alsbald zur Kenntniß bringen; bestimmen Ew. Hoch-

*) Fastenordnung für die Erzdiöcese Cöln vom Jahr 1829. Cöln, den 1. Januar 1829.

**) Begleitungsschreiben zu der Fastenverordnung für die Erzdiöcese Cöln im Jahr 1829. Cöln, den 1. Januar 1829.

wohlgeboren, auf welche Art ich Hochihnen dienstleistend werden kann, Ew. Hochwohlgeboren finden mich eben so bereitwillig, als ich mit vollkommener Hochachtung und wirklicher Verehrung verharre ꝛc.

Graf Spiegel zum Desenberg,
Erzbischof von Cöln.

General von Witzleben.

An den Erzbischof Grafen v. Spiegel.

Berlin, den 29. November 1825.

Ew. Erzbischöfliche Gnaden danke ich verbindlichst für die hochgeneigte Mittheilung vom 5. d. M.*) Das Rundschreiben ist in einem so vortrefflichen Sinne abgefaßt, daß ich es für meine Pflicht gehalten habe, Sr. Majestät davon in Kenntniß zu setzen, Höchstwelche dies nicht allein sehr wohlgefällig aufgenommen, sondern auch ein Exemplar an sich behalten haben.

Das Gebet, die allgemeine Fürbitte enthaltend, ist insonderheit so rein christlich, daß sich unbedenklich alle Religionspartheien darum versammeln könnten. Wollte Gott, man dächte und handelte überall in dem nämlichen Geiste. Während indeß Ew. rc. mit dem Beispiel wahrer Religiosität und treuer Unterthanenpflicht vorangehen, sperrt man sich in Münster gegen die Königliche Verordnung, die gemischten Ehen betreffend.

Ich verehre Ew rc. viel zu sehr, als daß ich mich nicht mit Offenheit gegen Sie aussprechen sollte.

Abgesehen davon, daß die qu. Verordnung nicht neu ist, sondern schon vor 23 Jahren für die damalige Monarchie gegeben worden ist, und keine Beschwerde veranlaßt hat, so

---

*) S. Brief a.

ist sie keineswegs gegen eine Confession gerichtet, sondern behandelt sie alle gleich. Wenn nun ein evangelischer Fürst seinen Unterthanen verschiedenen Glaubensbekenntnisses völlig gleiche Rechte zugesteht, so hat er alles gethan, was man von ihm verlangen konnte, und es ist seine heilige Pflicht, nichts zu dulden, was dem entgegen seyn könnte. Auch bin ich überzeugt, daß Sr. Majestät sehr fest dabei beharren werden und die neuere Geschichte dürfte beweisen, daß es dem weltlichen Arm nicht an Macht fehlt, widerspenstige Priester zum Gehorsam zu bringen. Gelehrte wollen auch behaupten, daß die bisherige Forderung, wonach die Kinder gemischter Ehen in der katholischen Religion erzogen werden sollen, nicht im canonischen Rechte begründet sey. Gewiß ist es wenigstens, daß ein solcher Zwang zur Zeit der französischen Herrschaft nicht Platz greifen durfte.

Ueber die Bestimmung Sr. Majestät, den Dom zu Cöln betreffend, habe ich mich herzlich gefreut, wenn gleich meinerseits nichts als fromme Wünsche dafür geschehen sind.

Ew. ꝛc. Verhältniß zu Bonn wünsche ich recht bald regulirt zu sehen und bitte gelegentlich um geneigte Mittheilung, wie weit Sie gekommen sind.

Ich empfehle ꝛc.

von Witzleben.

Fürstbischof Joseph Fürst v. Hohenzollern.

An den General v. Witzleben.

Hochwohlgeborner Herr,

Hochzuehrender Herr Generalmajor!

So eben aus dem Ermlande hieher zurückgekehrt, nehme ich mir die Freiheit, Ew. Hochwohlgeboren, zufolge der mir in Königsberg freundlichst ertheilten Erlaubniß, anliegend eine Reinschrift ganz ergebenst zu überreichen, worin man endlich einmal eine treue Schilderung der aus der Ferne so häufig irrig beurtheilten und mannichfach gelästerten großen und herrlichen Roma finden kann. Der ruhige und würdige Ton der Darstellung verbürgt ihre Treue und Wahrheit. Den Eindruck, den der Anblick der Hauptstadt der katholischen Christenheit und des darin waltenden religiösen und kirchlichen Lebens auf den sinnigen Reisenden gemacht hat, giebt er so rein und einfach wieder, wie er ihn empfangen. Was die Nachschrift von Görres betrifft, so kann man es diesem geistvollen Schriftsteller nur Dank wissen, daß er die Lügenhaftigkeit und den empörenden Undank einiger Reisebeschreiber aufdeckt und gebührend rüget. —

Hoffend, Ew. Hochwohlgeboren werden es nicht ungünstig deuten, wage ich, der erwähnten Reisebeschreibung noch einige andere kleine Schriften beizufügen. Die Philotea, ein Werk des großen Franz v. Sales, ist ein gar köstliches Büchlein; es gehört zu denjenigen Schriften geistiger Andacht,

welche die Gott suchende Seele in ihrer innersten Tiefe erquicken und beleben, indem sie den Geist mit himmlischem Lichte erleuchten, und das Herz in heiliger Liebe zu Gott entzünden. Bei seiner Erscheinung ward dies Werk mit allgemeinem Beifall aufgenommen. Heinrich IV. schätzte es ganz besonders, die Königin Maria von Medicis übersandte Jakob I. ein prachtvoll gebundenes Exemplar, und dieser Fürst, obgleich feindlich gegen die katholische Kirche gesinnt, verhehlte seine große Freude an diesem Buche keineswegs. Dies salbungsvolle, treffliche Buch wird auch stets das Entzücken aller wahrhaft Frommen bleiben. — Die anliegende Rede auf das Fest des h. Benedict ist mir nur kürzlich aus Wien zugegangen; der würdige Gegenstand ist würdig behandelt. Ew. Hochwohlgeboren werden darin auch jene innere Beredsamkeit nicht vermissen, die der christlichen Predigt allein Werth und Gehalt giebt, hiernächst wird es Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, eine kleine Probe katholischer Kanzelberedsamkeit kennen zu lernen. — — Ein anderes, nur eben erschienenes Büchelchen über die Art, wie die heilige Schrift zu lesen, vom trefflichen Professor Silbert in Wien, ist sicher nicht ohne Interesse für jeden, der da gern schöpfet aus dem Quell des ewigen Lebens. Es enthält viel Beachtenswerthes, Zeitgemäßes, der Zeit Nothwendiges. Da gegenwärtig, zufolge der huldvollen Genehmigung Sr. Majestät, unseres allverehrten Monarchen, das Jubiläum in allen Diöcesen unseres preußischen Vaterlandes gefeiert werden kann, so bin ich so kühn, schließlich noch ein Schriftchen beizulegen, woraus Ew. Hochwohlgeboren geneigtest ersehen wollen, daß die katholische Kirche durch die Feier des Jubelablasses nichts anderes zu erzielen strebt, als die sittliche Besserung, die ewige

Vollendung und Beseligung in Gott, ihrer Mitglieder. — Indem Ew. Hochwohlgeboren ich nun ganz ergebenst bitte, diesen Schriftchen ein Plätzchen in Ihrer Büchersammlung gönnen und die Zusendung derselben nur als einen, freilich sehr geringen, Beweis meiner innig gefühlten Verehrung betrachten, und darum nachsichtsvoll aufnehmen zu wollen, habe ich zugleich die Ehre, mit der reinsten und ausgezeichnetsten Hochachtung zu beharren

Ew. Hochwohlgeboren

ganz ergebenster

J. Hohenzollern.

Oliva bei Danzig, den 7. Novbr.
1826.

Cotta von Cottendorf,
Buchhändler in Stuttgardt.

An den General v. Witzleben.

Ew. Excellenz

kann ich meine Freude nicht mit Worten ausdrücken, die mir die Nachricht von der Wiederherstellung Ihrer Gesundheit und der Wiederaufnahme Ihrer früheren Geschäfte verursachte. — Keine frohere Kunde konnte mir zukommen: mein sehnlichster Wunsch war erfüllt. —

Es wird Hochdenselben Vergnügen machen, zu vernehmen, daß der abgeschlossene Handelsvertrag mit Preußen, dessen erste Idee Sie so lebendig auffaßten, und zu dessen Realisirung Sie und Herr Finanzminister v. Motz mich so kräftig unterstützten, in Baiern und Würtemberg allgemein, von den Königen sowohl, als von den Unterthanen als das schönste Werk der neuern Zeit geschätzt wird, und es ist nur noch der Wunsch übrig, daß Baden sich anschließe, und ein Verein zwischen diesen drei Südstaaten mit Rheinpreußen und dem Großherzogthum Hessen in Stand kommen möchte. Was ich darüber in Carlsruhe von den nächsten Umgebungen des Großherzogs vernahm, läßt mich nicht zweifeln, daß eine Ausgleichung durch die Vermittelung Preußens bewirkt werden kann. Nur ein störendes Element scheint dagegen zu seyn, und diesem schreibe ich auch die Verbreitung falscher Gerüchte zu, wie das in Anlage beschriebene, das einzig dazu fabricirt worden zu seyn scheint, um das so schön hergestellte

und bestehende Zutrauen der drei Monarchen zu stören und den Samen des Mißtrauens einzustreuen. — Hieher ist diese schamlose Lüge noch nicht gekommen, und wenn sie durchdringen sollte, so werde ich dem Unfug eben so kräftig zu begegnen wissen, wie in Stuttgart, wo ich sogleich diesem Bericht widersprach, da er die Gründe seiner Unächtheit schon in sich trägt, und auch von untergeordneten Stellen nie in so gehässigem Tone gesprochen werden kann, wo, wie bei Preußens Regierungsbehörden, mit großer Delicatesse auch die entgegengesetzte Ansicht dargestellt wird. So lange dieses feindliche Element in Carlsruhe besteht, wird nie ein wahres Vertrauen zwischen Baiern und Würtemberg einer- und Baden andererseits herzustellen seyn, und ohne dieses ist ein Handelsverkehr nicht denkbar. —

Ihrem verehrten Könige möchte ich die Hände küssen, daß er so schön mitgewirkt hat, einen für Kaiser Nicolaus so ruhmvollen Frieden zu Stande zu bringen, der diesen erhabenen Monarchen so hoch in seiner Mäßigung stellt, und wobei doch alles beachtet ist, was nothwendig, um bei dem Verfall des türkischen Reichs die entscheidendste Stellung zu geben.

Möchte das Schicksal Griechenlands nun bald die Entscheidung finden, welche es nach Aller Rücksichten verdient. — Die Wahl seines künftigen Regenten wird hierbei wesentlich einwirken; wenn dabei zu berücksichtigen seyn wird, daß dieser Regent die passendste Erziehung für seine künftige Bestimmung erhalte, daß er durch Talente, Kenntnisse und schönen religiösen Sinn sich auszeichne, so möchte ich den Blick der hohen Monarchen, die ihre Prinzen davon ausschlossen, auf den Prinzen Otto von Baiern lenken, der allen diesen Erforder-

nissen entsprechen und bei seiner Jugend dem jetzigen Präsidenten Zeit und Spielraum genug lassen würde, sein verdienstvolles Benehmen zum Gedeihen Griechenlands bis zu seinen spätern Tagen fortzusetzen. —

Die beiden Könige von Baiern und Würtemberg haben großen Antheil an der Herstellung Ihrer Gesundheit genommen.

Mit den unwandelbarsten Gesinnungen der innigsten Verehrung

Ew. Excellenz

ganz gehorsamster

v. Cotta.

München, den 21. October 1829.

Anlage.

Aus sicherer Quelle wurde aus Carlsruhe gemeldet.

Auf die von Berlin aus ergangene Einladung zum Anschließen an den Handelsvertrag oder Handelsverein zwischen Preußen, Baiern, Würtemberg, hätte Herr von Berstetten erwidert, daß Baden hiezu bereit sey, sobald der Bentheimer Vertrag als aufgehoben erklärt und die Sponheimer Angelegenheit aus der Welt geschafft seyen. Dies müßte ohne alle Bedingung oder Opfer statthaben von Seiten Badens, das sich nie zu dergleichen verstehen würde. Der preußische Gesandte hätte hierauf eine ostensible und eine geheime Ant-

wort erhalten; in jener wäre dessen Benehmen gelobt und dabei bemerkt worden, daß somit von Seiten Preußens keine weiteren Schritte gemacht werden könnten;

in dieser, der geheimen, sey wörtlich enthalten:

Da Baiern versäumt habe, bei Abschluß des Handelsvertrags darauf zu unterhandeln und zu bestehen, daß Preußen sich der Ausgleichung der Sponheimer Angelegenheit unterziehe, so sey dieses aller weiteren Verbindlichkeit entbunden, sich dafür zu verwenden, indem es durch den Wunsch der Ausgleichung Alles gethan habe, was erwartet hätte werden können; ohnedies würde Preußen nie zugeben, daß der König von Baiern sich weder diesseits noch jenseits des Rheins vergrößere.

Diese geheime Note sey zur Kenntniß des Großherzogs gebracht worden; sie soll v. Schönberg unterzeichnet seyn.

Graf Diebitsch-Sabalkanski,
Kais. Russ. Generalfeldmarschal.

a.

An den General von Witzleben in Berlin.

Zarskoe Selo, den 28. April 1824.

Werthgeschätzter Herr General!

Mit dem innigsten Dank habe ich Ihren Brief durch den Obristlieutenant v. Loucadou empfangen, bester General, und wenn meine Antwort darauf viel zu spät für meine Wünsche kommt, so ist hievon nur ein Zusammenfluß von Umständen, besonders aber mein Wunsch Ursache, Ihnen, verehrtester General, die vom Herrn v. Loucadou gewünschte Liste unserer Armee überschicken zu können, welches theils wegen des Unwohlseyns des Kaisers, und später durch einige bevorstehende Abänderungen in der Dislocation der Colonien sich verspätete. — Ich hoffe, daß Ihre freundschaftliche Güte mich hiervon entschuldigen wird und bitte darum recht inständigst.

Die Gnade Sr. Majestät des Kaisers hat durch die Verlängerung meines jetzigen Berufs und die Bestimmtheit desselben meine nie aufgegebene Hoffnung, Ihnen einmal wieder persönlich die herzlichste Gesinnung von Hochachtung und Ergebenheit wiederholen zu können, auf eine wohl jetzt schwer zu bestimmende Zeit ausgesetzt. Innig bedaure ich solches, so wie die Nichterfüllung des so lange gehegten Wunsches Augen-

zeuge der nach allen Nachrichten zu so einem hohen Grad von Manövrirfähigkeit gelangten Versammlungen der königlichen Truppen seyn zu können, und mir durch Selbstansicht Erfahrungen sammeln zu können, die ich leider jetzt nie so vollständig durch Andere zu erhalten suchen muß, da sie doch für meinen jetzigen Posten von doppelter Wichtigkeit sind. — Eben so fühle ich, daß alle Nachrichten über Organisation und Administration nie die Selbstanschauung und die mündliche Mittheilung der an der Spitze stehenden Männer ersetzen können, jedoch ist es mein innigstes Bestreben, wenigstens nach Kräften dieses Mittel zu benutzen, und jede gütige Mittheilung hierüber werde ich mit dem herzlichsten Danke aufnehmen.

In vollem Maaße theile ich Ihre Ansichten über die unberechenbaren Vortheile, die einer Armee durch eine Mehrzahl nach einer richtigen Tendenz militairisch wissenschaftlich gebildeter Offiziere erwächst. Dieser Vortheil ist unendlich, wenn Wissenschaft, Geist und Moral gleichen Schritt halten, und das jetzt wieder in seinem hohen Werthe anerkannte Prinzip wahrer Ehre mit der Ueberzeugung der Nothwendigkeit wissenschaftlicher Bildung verbunden ist. Das verhältnißmäßig gleiche Fortschreiten aller Stände in intellectueller Hinsicht, wobei die höheren durch Beispiel und Erziehung im Prinzip der Ehre das große Uebergewicht haben, welches, wenn es die Niedern theilen, desto schöner und sicherer wirkt, ist nach meiner Meinung das sicherste Mittel zum Fortschreiten zum Bessern ohne Umwälzungen. Ihr lieber Brief, bester General, hat mich zu dieser kurzen Aeußerung meiner Ansichten über diesen wichtigen Punkt veranlaßt, ich stelle sie Ihrem freundschaftlichen Urtheil mit der Freimüthigkeit dar, die immer meine Handlungen leitet.

Es folgen hierbei die Listen der Armee und eine Tabelle der Uniformen derselben, ich übersende solche an den Major Thun und bitte Sie, verehrtester General, für den Gebrauch Sr. Majestät des Königs zu benutzen, und bei möglicher Gelegenheit Allerhöchstdemselben die Gefühle meiner innigsten dankbaren Anhänglichkeit und Erfurcht zu Füßen legen zu wollen.

Nehmen Sie dabei, geehrtester General, die Versicherung der Hochachtung und aufrichtigsten Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Dero

treuergebenster Freund und Diener
B. v. Diebitsch.

b.

An denselben.

Burgos, den $\frac{8ten}{20sten}$ Februar 1830.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom [illegible] December und für alles das Gute und Schöne, welches es für mich enthält, und das bei meiner herzlichen Hochachtung für Sie, bester General, doppelten Werth für mich hat.

Der Allerhöchste hat die Zuversicht, mit der wir alle freudig in den gerechten Kampf für unsern geliebten Monarchen gingen, über unsere Hoffnungen gesegnet, und Seine Gnade hat mein persönliches Vertrauen zu meinen braven Waffengefährten, das so mancher blutige Kampf seit Jahren fest begründet, belohnt.

Wenn irgend ein persönliches Verdienst in der pflichtmäßigen Erfüllung des erhabenen Willens meines geliebten Monarchen, der mir so genau bekannt in der von Ihnen so gütig und ausgezeichnet erwähnten Disciplin war, so kann ich dies nur dem Beispiel und den Lehren unsers unvergeßlichen Alexanders und dessen treuen Dieners zumessen, der in strenger Pflichterfüllung unsrer Armee im vaterländischen Kriege in dieser Hinsicht besonders so ganz die vom Monarchen gewünschte Richtung gegeben. Unter dem eben so großmüthigen als festen Willen, den die Gnade des Allmächtigen unserm großen Reiche zum Leiter geschenkt, können die damals be-

gründeten Tugenden sich nun vervollkommnen, und ich theile von ganzem Herzen Ihre Meinung, bester General, daß solches eine höchst freudenvolle Aussicht für die Zukunft giebt.

Empfangen Sie gütigst die wiederholte Versicherung der aufrichtigen Gesinnungen von Hochachtung und Ergebenheit, mit denen ich die Ehre habe mich zu nennen

Euer Excellenz

treu ergebenster Freund und Diener
Gr. Diebitsch Sabalkanski.

c.

An denselben.

Welkendorff bei Löwenberg, den $\frac{25\text{sten Juni}}{6\text{ten Juli}}$ 1830.

Die Nothwendigkeit noch ein Mal zur Armee zurückzukehren, um die völlige Räumung Bulgariens nach der nächsten Terminzahlung, und die Auflösung der Armee selbst gehörig zu arrangiren, — haben mir nicht erlaubt, von Sr. Majestät dem Kaiser mehr als einige wenige Tage zum Wiedersehen mit meinen Schwestern in Schlesien zu erbitten, und hat mich verhindert meinen innigsten Wunsch zu erfüllen, Sr. Majestät dem König gleich nach der Beendigung des Krieges persönlich meinen tiefsten Dank für alle die Merkmale der Huld und der Allerhöchsten Theilnahme zu sagen, die Se. Majestät mir zu beweisen geruht.

Der beifolgende Brief an Se. Majestät den König enthält daher solchen in wenigen Worten, und ich bitte Sie, verehrtester General, denselben gütigst übergeben zu wollen und dabei freundschaftlichst mein Vertreter der Gesinnungen treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit seyn zu wollen; genehmigen Sie, bester General, dabei die Versicherung der tiefen Hochachtung und treuen Ergebenheit, mit denen ich die Ehre habe zu seyn

Ihr treu gehorsamster Freund und Diener
Diebitsch Sabalkanski.

d.

An denselben.

Berlin, den $\frac{11}{23}$. October 1830.

Ich habe diese Nacht durch einen Feldjäger aus Warschau, wo man mich in Petersburg geglaubt, einen Brief vom Grafen Czernitscheff und die Copie eines an Sie gerichteten Schreibens desselben erhalten; da ich vermuthe, daß Sie das Original noch nicht erhalten, so eile Ihnen solches noch des Morgens zu übersenden. Zugleich schreibt mir der Großfürst Constantin, daß er den Befehl erhalten, die Armee marschfertig zu formiren, und frägt hierüber meine Meinung, da die Umstände dies vielleicht durch die aus einer solchen Formirung entstehenden Gerüchte nicht nach dem allgemeinen pacificirenden Plan wirkend, machen könnten. Sie wissen, daß aus ähnlicher Ursache ich in meinem Vorschlage auch die Garden und Polen bei der Ruhe der letztern von der vorläufigen Mobilisirung ausnahm. Jedoch wünschte ich, um dem Großfürsten eine peremptorische Antwort geben zu können, hierüber die Ansichten Sr. Majestät des Königs bestimmt zu kennen. Vielleicht würden mir Sr. Majestät heute vor oder nach dem Diner einige wenige Minuten hiezu accordiren oder erlauben, heute oder morgen Vormittag deshalb auf einen Augenblick Se. Majestät in Charlottenburg zu sehen. Auf jeden Fall bitte ich Sie, bester General, gütigst bei Ihrer Ankunft hier in Berlin einen Augenblick bei mir ankommen zu wollen.

Der Brief vom Grafen Czernitscheff ist vom $\frac{7}{19}$. October, nach demselben sind die Nachrichten aus Moskau sehr befriedigend und man hofft in wenigen Tagen Se. Majestät den Kaiser in Petersburg zu sehen, da solcher den $\frac{6}{18}$. von Moskau abgehen will und nur eine kurze Quarantaine in Twer halten will.

Mit herzlich freundschaftsvoller Hochachtung

Ihr treu ergebener
Diebitsch Sabalkanski.

Graf Diebitsch-Sabalkanski,
Kais. Russ. Generalfeldmarschal.

2.

An den General von Witzleben in Berlin.

Zarskoe-Selo, den 26. April 1824.

Werthgeschätzter Herr General!

Mit dem innigsten Dank habe ich Ihren Brief durch den Obristlieutenant v. Loucadou empfangen, bester General, und wenn meine Antwort darauf viel zu spät für meine Wünsche kommt, so ist hievon nur ein Zusammenfluß von Umständen, besonders aber mein Wunsch Ursache, Ihnen, verehrtester General, die vom Herrn v. Loucadou gewünschte Liste unserer Armee überschicken zu können, welches theils wegen des Unwohlseyns des Kaisers, und später durch einige bevorstehende Abänderungen in der Dislocation der Colonien sich verspätete. — Ich hoffe, daß Ihre freundschaftliche Güte mich hiervon entschuldigen wird und bitte darum recht inständigst.

Die Gnade Sr. Majestät des Kaisers hat durch die Verlängerung meines jetzigen Berufs und die Bestimmtheit desselben meine nie aufgegebene Hoffnung, Ihnen einmal wieder persönlich die herzlichste Gesinnung von Hochachtung und Ergebenheit wiederholen zu können, auf eine wohl jetzt schwer zu bestimmende Zeit ausgesetzt. Innig bedaure ich solches, so wie die Nichterfüllung des so lange gehegten Wunsches Augen-

zeuge, der nach allen Nachrichten zu so einem hohen Grad von Manövrirfähigkeit gelangten Versammlungen der königlichen Truppen seyn zu können, und mir durch Selbstansicht Erfahrungen sammeln zu können, die ich leider jetzt nie so vollständig durch Andere zu erhalten suchen muß, da sie doch für meinen jetzigen Posten von doppelter Wichtigkeit sind. — Eben so fühle ich, daß alle Nachrichten über Organisation und Administration nie die Selbstanschauung und die mündliche Mittheilung der an der Spitze stehenden Männer ersetzen können, jedoch ist es mein innigstes Bestreben, wenigstens nach Kräften dieses Mittel zu benutzen, und jede gütige Mittheilung hierüber werde ich mit dem herzlichsten Danke aufnehmen.

In vollem Maaße theile ich Ihre Ansichten über die unberechenbaren Vortheile, die einer Armee durch eine Mehrzahl nach einer richtigen Tendenz militairisch wissenschaftlich gebildeter Offiziere erwächst. Dieser Vortheil ist unendlich, wenn Wissenschaft, Geist und Moral gleichen Schritt halten, und das jetzt wieder in seinem hohen Werthe anerkannte Prinzip wahrer Ehre mit der Ueberzeugung der Nothwendigkeit wissenschaftlicher Bildung verbunden ist. Das verhältnißmäßig gleiche Fortschreiten aller Stände in intellectueller Hinsicht, wobei die höheren durch Beispiel und Erziehung im Prinzip der Ehre das große Uebergewicht haben, welches, wenn es die Niedern theilen, desto schöner und sicherer wirkt, ist nach meiner Meinung das sicherste Mittel zum Fortschreiten zum Bessern ohne Umwälzungen. Ihr lieber Brief, bester General, hat mich zu dieser kurzen Aeußerung meiner Ansichten über diesen wichtigen Punkt veranlaßt, ich stelle sie Ihrem freundschaftlichen Urtheil mit der Freimüthigkeit dar, die immer meine Handlungen leitet.

Es folgen hierbei die Listen der Armee und eine Tabelle der Uniformen derselben, ich übersende solche an den Major Thun und bitte Sie, verehrtester General, für den Gebrauch Sr. Majestät des Königs zu benutzen, und bei möglicher Gelegenheit Allerhöchstdemselben die Gefühle meiner innigsten dankbaren Anhänglichkeit und Erfurcht zu Füßen legen zu wollen.

Nehmen Sie dabei, geehrtester General, die Versicherung der Hochachtung und aufrichtigsten Ergebenheit, mit der ich die Ehre habe mich zu nennen

Dero

treuergebenster Freund und Diener
B. v. Diebitsch.

h.

An denselben.

Burgos, den $\frac{8ten}{20sten}$ Februar 1830.

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihr gütiges Schreiben vom $\frac{11}{23}$ December und für alles das Gute und Schöne, welches es für mich enthält, und das bei meiner herzlichen Hochachtung für Sie, bester General, doppelten Werth für mich hat.

Der Allerhöchste hat die Zuversicht, mit der wir alle freudig in den gerechten Kampf für unsern geliebten Monarchen gingen, über unsere Hoffnungen gesegnet, und Seine Gnade hat mein persönliches Vertrauen zu meinen braven Waffengefährten, das so mancher blutige Kampf seit Jahren fest begründet, belohnt.

Wenn irgend ein persönliches Verdienst in der pflichtmäßigen Erfüllung des erhabenen Willens meines geliebten Monarchen, der mir so genau bekannt in der von Ihnen so gütig und ausgezeichnet erwähnten Disciplin war, so kann ich dies nur dem Beispiel und den Lehren unsers unvergeßlichen Alexanders und dessen treuen Dieners zumessen, der in strenger Pflichterfüllung unsrer Armee im vaterländischen Kriege in dieser Hinsicht besonders so ganz die vom Monarchen gewünschte Richtung gegeben. Unter dem eben so großmüthigen als festen Willen, den die Gnade des Allmächtigen unserm großen Reiche zum Leiter geschenkt, können die damals be-

gründeten Tugenden sich nun vervollkommnen, und ich theile von ganzem Herzen Ihre Meinung, bester General, daß solches eine höchst freudenvolle Aussicht für die Zukunft giebt.

Empfangen Sie gütigst die wiederholte Versicherung der aufrichtigen Gesinnungen von Hochachtung und Ergebenheit, mit denen ich die Ehre habe mich zu nennen

Euer Excellenz

treu ergebenster Freund und Diener
Gr. Diebitsch Sabalkanski.

c.

An denselben.

Welkendorff bei Löwenberg, den $\frac{\text{25sten Juni}}{\text{6ten Juli}}$ 1830.

Die Nothwendigkeit noch ein Mal zur Armee zurückzukehren, um die völlige Räumung Bulgariens nach der nächsten Terminzahlung, und die Auflösung der Armee selbst gehörig zu arrangiren, — haben mir nicht erlaubt, von Sr. Majestät dem Kaiser mehr als einige wenige Tage zum Wiedersehen mit meinen Schwestern in Schlesien zu erbitten, und hat mich verhindert meinen innigsten Wunsch zu erfüllen, Sr. Majestät dem König gleich nach der Beendigung des Krieges persönlich meinen tiefsten Dank für alle die Merkmale der Huld und der Allerhöchsten Theilnahme zu sagen, die Se. Majestät mir zu beweisen geruht.

Der beifolgende Brief an Se. Majestät den König enthält daher solchen in wenigen Worten, und ich bitte Sie, verehrtester General, denselben gütigst übergeben zu wollen und dabei freundschaftlichst mein Vertreter der Gesinnungen treuester Dankbarkeit und Anhänglichkeit seyn zu wollen; genehmigen Sie, bester General, dabei die Versicherung der tiefen Hochachtung und treuen Ergebenheit, mit denen ich die Ehre habe zu seyn

Ihr treu gehorsamster Freund und Diener
Diebitsch Sabalkanski.

Cotta von Cottendorf,

Buchhändler in Stuttgardt.

An den General v. Witzleben.

Ew. Excellenz

kann ich meine Freude nicht mit Worten ausdrücken, die mir die Nachricht von der Wiederherstellung Ihrer Gesundheit und der Wiederaufnahme Ihrer früheren Geschäfte verursachte. — Keine frohere Kunde konnte mir zukommen: mein sehnlichster Wunsch war erfüllt. —

Es wird Hochdenselben Vergnügen machen, zu vernehmen, daß der abgeschlossene Handelsvertrag mit Preußen, dessen erste Idee Sie so lebendig auffaßten, und zu dessen Realisirung Sie und Herr Finanzminister v. Motz mich so kräftig unterstützten, in Baiern und Würtemberg allgemein, von den Königen sowohl, als von den Unterthanen als das schönste Werk der neuern Zeit geschätzt wird, und es ist nur noch der Wunsch übrig, daß Baden sich anschließe, und ein Verein zwischen diesen drei Südstaaten mit Rheinpreußen und dem Großherzogthum Hessen in Stand kommen möchte. Was ich darüber in Carlsruhe von den nächsten Umgebungen des Großherzogs vernahm, läßt mich nicht zweifeln, daß eine Ausgleichung durch die Vermittelung Preußens bewirkt werden kann. Nur ein störendes Element scheint dagegen zu seyn, und diesem schreibe ich auch die Verbreitung falscher Gerüchte zu, wie das in Anlage beschriebene, das einzig dazu fabricirt worden zu seyn scheint, um das so schön hergestellte

Der Brief vom Grafen Czernitscheff ist vom $\frac{7}{19}$. October, nach demselben sind die Nachrichten aus Moskau sehr befriedigend und man hofft in wenigen Tagen Se. Majestät den Kaiser in Petersburg zu sehen, da solcher den $\frac{6}{18}$. von Moskau abgehen will und nur eine kurze Quarantaine in Twer halten will.

Mit herzlich freundschaftsvoller Hochachtung

Ihr treu ergebener
Diebitsch Sabalkanski.

e.

An denselben.

Schneidemühl, den 6ten Decbr. 1830.
6 Uhr Morgens.

Der Feldjäger, so ich zum Großfürsten geschickt, hat nicht durchkommen können und bringt Ihnen diese Zeilen, auch Kalisch hat den 5ten d. Mts. revoltirt und die Truppen scheinen alle untreu zu sein.

Ich werde jetzt direct nach Petersburg und dort alles so viel als möglich beeilen. Ich hoffe, daß man in Wilna wachsam ist und werde darüber das Nöthige in Mietau erinnern.

Ob bei so bewandten Umständen die an Pozzo gegebene Nachricht nicht einige Wahrscheinlichkeit bekommen sollte, ob man bei dem unbegreiflichen Betragen der Polen mehr auf die Rheinländer als auf sie rechnen kann, besonders wenn sie noch nicht in Reihe und Glied und zerstreut auf dem Lande sind, und ob es nicht unumgänglich nöthig wäre, den Truppen am Rhein einen Centralchef zu geben, bis der Prinz Wilhelm dahin kommen kann und diesem Chef das Recht bei Annäherung französischer Streitkräfte die Landmacht zu sammeln. Das alles sind Gedanken, die die jetzigen Umstände während der Reise in mir erregt, ich glaube, daß sie mit den Ihrigen im Allgemeinen übereinstimmen und überlasse solche Ihrer nähern Prüfung.

Leben Sie wohl, bester General, wir werden mit dem Wahlspruch je schlimmer, je kräftiger beide unser Mög=

lichstes thun. Gott erhalte Sie gesund. Haben Sie die Güte mich Sr. Majestät dem König zu Füßen zu legen mit den Gefühlen des innigsten Dankes für alle mir bewiesene Gnade.

Ihrer Frau Gemahlin meine herzlichste Empfehlung, und freundschaftlichen Gruß.

Mit treuer Ergebenheit und Hochachtung

Ihr Freund
Diebitsch Sabalkanski.

Graf Diebitsch-Sabalkanski,

Kais. Russ. Generalfeldmarschal.

a.

An den General von Witzleben in Berlin.

Zarskoe Selo, den 26. April 1824.

Werthgeschätzter Herr General!

Mit dem innigsten Dank habe ich Ihren Brief durch den Obristlieutenant v. Loucadou empfangen, bester General, und wenn meine Antwort darauf viel zu spät für meine Wünsche kommt, so ist hievon nur ein Zusammenfluß von Umständen, besonders aber mein Wunsch Ursache, Ihnen, verehrtester General, die vom Herrn v. Loucadou gewünschte Liste unserer Armee überschicken zu können, welches theils wegen des Unwohlseyns des Kaisers, und später durch einige bevorstehende Abänderungen in der Dislocation der Colonien sich verspätete. — Ich hoffe, daß Ihre freundschaftliche Güte mich hiervon entschuldigen wird und bitte darum recht inständigst.

Die Gnade Sr. Majestät des Kaisers hat durch die Verlängerung meines jetzigen Berufs und die Bestimmtheit desselben meine nie aufgegebene Hoffnung, Ihnen einmal wieder persönlich die herzlichste Gesinnung von Hochachtung und Ergebenheit wiederholen zu können, auf eine wohl jetzt schwer zu bestimmende Zeit ausgesetzt. Innig bedaure ich solches, so wie die Nichterfüllung des so lange gehegten Wunsches Augen-

sehr erschöpften Truppen in Wlodowa angekommen. Auch verspricht man uns eine Deputation der provisorischen Regierung, das alles wird mit Gottes Hülfe keinen Stillstand in unsern Bewegungen machen — und unser Monarch natürlich keine Sendung von rebellischen Unterthanen annehmen.

Da heute ein Courier nach Wien über Berlin abgeht, so eile ich zum Schluß, ich muß Ihnen, bester General, noch im Auftrage des Kaisers sagen, daß in den letzten Berichten des Grafen Alopeus eine Copie eines Briefes des Directors der polnischen Banque Jelski an Lafitte enthalten, nach welchem er solche bittet die polnische Revolution der französischen Regierung im vortheilhaften Lichte darzustellen. Da dergleichen Briefe wahrscheinlich jetzt öfter vorkommen dürften und natürlich eine schädliche Wirkung hervorbringen können, so ist der Wunsch des Kaisers, daß man dergleichen wo möglich aufhalten und vernichten möge, und hat er mir aufgetragen, Sie, bester General, zu bitten, auch diesen Wunsch Sr. Majestät dem König vorzulegen.

Ich bitte Sie bei Gelegenheit mich zu den Füßen Sr. Majestät legen zu wollen. Leben Sie wohl, bester General, Ihrer Frau Gemahlin meine herzlichste Empfehlung und seyn Sie überzeugt von der innigen Hochachtung und Ergebenheit

Ihres

treu ergebenen
Diebitsch Sabalkanski.

8.

An denselben.

Dünaburg, den 23sten Decbr. 1830. / 4ten Jan. 1831.

Um den regulairen Lauf unsers Briefwechsels so wenig als möglich zu unterbrechen, schreibe ich Ihnen von diesem meinen ersten Ruhepunkt, wo ich mit ziemlich hergestellten Kräften vorgestern angekommen — und schon morgen Nachmittag — über Wilna nach Grodno gehen will, von wo ich Ihnen wieder zu schreiben hoffe und Sie bitten werde, mir künftig, wenn Sie keine andere Anordnung getroffen, Ihren Brief gütigst an den Generalgouverneur von Liefland, Esthland und Kurland, Baron Pahlen zu adressiren, der mir solchen alsdann durch Estafette von Riga direct zuschicken wird, worüber ich von hier aus an ihn schreibe.

Alle Nachrichten von unsern Grenzprovinzen sind höchst genügend, der Geist selbst der Unzufriedenen sieht die Richtigkeit der Mittel der Rebellen ein, der Geist des früher litthauischen, jetzt 6ten Armeecorps ist nach allen Nachrichten sehr gut selbst unter den Offizieren, obschon die größere Hälfte von Eingebornen der früheren polnischen Gouvernements besteht; die Soldaten zur Hälfte beinahe aus den innern Gouvernements haben auch in der zweiten Hälfte mehr als ¾ Kleinrussen oder Altgläubige, die die Polen (als ächte und stolze Nachkommen der Moragerslawen) noch mit dem verächtlichen Titel der Sächy ihres sarmatischen Ursprungs wegen tractiren. — Der einzige Vorfall von Verrath, der bis jetzt vorgekommen, hat diesen Geist bewiesen, vier Offiziere vom

Samogitischen Grenadier-Regiment, wovon 3 Polen und der 4te ein Schüler der famösen Junkerschule gewesen zu seyn scheint, hatten ihren Kapitain in seinem Quartier ermordet, und wollten den Zufall benutzen einen Posten von 30 Mann, der an der Grenze stand und von dem Verrath nichts wissen konnte, zur Flucht über die Grenze zu bewegen, doch ganz einstimmig wurde ihr Vorschlag verworfen und mit Mühe entliefen sie den ihnen nachfolgenden Flintenschüssen, die jedoch den strengen Gehorsam unserer Krieger nicht bewegen konnten, die ihnen als Haltpunkt bestimmte Grenze nicht streng zu respectiren.

Die Kriegsmacht der Rebellen hat einige Bewegungen unserer Grenze zu gemacht; es sind Avantgarden in Augustowo und Medzierzyce eingetroffen. Die Linie ist wenigstens nicht kurz, man erwartet den Dictator mit seinen Gehülfen und Aufsehern und seinen Studenten-Garden in Sieldce und spricht auf Bialostok zu gehen, in diesem mir bis jetzt unwahrscheinlichen Fall würde ich bis zum 28sten d. M. 55 Bataillone, 52 Escadronen und über 200 Kanonen, die Bataillons zu 800 Bajonetten und die Escadron zu 140 Pferden bei Gordno concentriren können, etwas über 14 Tage später 80 Bataillons, über 100 Escadrons und über 300 Kanonen, welches ungefähr die kleinere Hälfte der ganzen mir Allerhöchst anvertrauten Armee macht, deren zweite Hälfte ich mit Gottes Hülfe nicht nöthig halte abzuwarten; dagegen gern die ganze erstere concentriren würde, um die Sache energischer und schneller zu beenden.

Von Grodno aus hoffe ich Ihnen bald einige bestimmtere Nachrichten geben zu können, bester General. — Haben Sie die Güte mich Sr. Majestät dem Könige zu Füßen zu legen

— und mich so viel als möglich von dem, was in Frankreich, Belgien und Deutschland vorgeht, in Kenntniß zu setzen, da dies nicht ohne Einfluß selbst auf meine Operationen, aber besonders auf die zu führende Sprache seyn kann. Ich hoffe von Grodno aus Ihnen auch meine auf kaiserlichen Befehl abzufassende Proclamation an die Rebellen zusenden zu können. Die Diplomatie glaubt die reine Sprache des treuen Soldaten dabei manchmal etwas mäßigen zu müssen, doch ist es auch mit Mäßigung geschehen. Ich gestehe, daß ich die Mäßigung hauptsächlich nach dem Siege liebe, — wenn man zum Kriege gezwungen ist.

Ihrer Frau Gemahlin meine aufrichtigste und ergebenste Empfehlung und Ihnen, lieber General, die herzliche Versicherung der treuen Ergebenheit und Freundschaft

Ihres

Diebitsch Sabalkanski.

h.

An denselben.

Grodno, den 1/13. Januar 1831.

Den 28sten December alten Styls bin ich glücklich hier in Grodno angekommen und denke noch einige Tage mit dem Hauptquartiere hier zu bleiben und etwa gegen die Mitte unsers Januars nach Bialostok zu gehen. Die große Entfernung unserer Grenadiere und der Wunsch, wenigstens eine Division derselben bei der activen Armee zu haben, so wie so manche Einrichtung, die ein Winterfeldzug mehr als jeder andere mit gehöriger Umsicht erheischt, verspäten sehr den Anfang unserer Operationen; wenn schon dies den Rebellen einige tausend geübter Soldaten und eine ganze Menge Milizen mehr geben kann, so hoffe ich doch dafür die Operationen mit desto mehr Kraft und Sicherheit ausführen zu können. Es scheint, daß die Rebellen einen Augenblick den Entschluß gefaßt hatten uns entgegen zu kommen. Sie hatten einige Bewegungen gegen Lomza auf der einen und gegen Siedlce auf der andern Seite gemacht, leider scheinen sie aber den Unsinn einer solchen Ausdehnung eingesehen zu haben und sind jetzt wieder mehr in dem Dreieck zwischen Pultusk, Siedlce und Warschau concentrirt, so daß ich fast fürchte, daß sie kein wahrhaftes Gefecht diesseits der Weichsel annehmen dürften.

Der Geist in unsern polnischen Provinzen ist bei weitem besser als man es im Allgemeinen glaubt. Natürlich sind manche Unzufriedene, noch mehr die immer noch von einer Wiederherstellung Polens träumen, — doch ist dies nur unter

mir solche schneller zukommt. Alles, was ich von unsern Truppen gesehen, ist im besten Zustande und eilt mit der größten Ungeduld zum Kampf; das Einzige was mich besorgt macht, ist die Verpflegung, besonders der Cavallerie, es wird dabei mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen seyn, insonderheit bei einer Wintercampagne. Gott wird uns beistehen und mit viel Cavallerie kann man auch mehr Raum einnehmen. — Sehr wichtig ist was Frankreich in dieser Lage thun wird, fährt es fort mit Mäßigung zu agiren, so ist die Erhaltung des allgemeinen Friedens auf längere Zeit keine leere Hoffnung mehr. Fängt es unmittelbar Krieg an, so hoffe ich, daß dessen Streitkräfte vor April und Mai nur unbedeutend seyn können und daß England sich an uns schließt. — Das wahrscheinlichere scheint mir, daß Frankreich jetzt gleich seine Sprache verstärken — sich bis zum April rüstend, England und die Continentalmächte — mit schwachen Hoffnungen hinhält und dann im April mit kriegerischer und revolutionairer Uebermacht sich auf die Rheinprovinzen wirft. — In diesem Falle hoffe ich aber, daß wir mit Gott, ganz mit Polen fertig, und die vereinten Kräfte den feindlichen, besonders bei einem Angriffskriege überlegen seyn werden.

Unsere Cholera hat im Norden ganz aufgehört, dagegen zeigen sich in den südwestlichen Provinzen noch immer Spuren und haben sich auch nach Podolien ausgedehnt, jedoch ist sie daselbst weder so contagiös noch so tödtend als im Osten und begnügt sich gewöhnlich an einem Orte und auf wenige Individuen.

Den 8ten December.

Heute Nacht haben wir endlich Nachricht von dem Großfürsten Cäsarewitch bekommen, er ist mit seinen, wie es scheint

sehr erschöpften Truppen in Wlodowa angekommen. Auch verspricht man uns eine Deputation der provisorischen Regierung, das alles wird mit Gottes Hülfe keinen Stillstand in unsern Bewegungen machen — und unser Monarch natürlich keine Sendung von rebellischen Unterthanen annehmen.

Da heute ein Courier nach Wien über Berlin abgeht, so eile ich zum Schluß, ich muß Ihnen, bester General, noch im Auftrage des Kaisers sagen, daß in den letzten Berichten des Grafen Alopeus eine Copie eines Briefes des Directors der polnischen Banque Jelski an Lafitte enthalten, nach welchem er solche bittet die polnische Revolution der französischen Regierung im vortheilhaften Lichte darzustellen. Da dergleichen Briefe wahrscheinlich jetzt öfter vorkommen dürften und natürlich eine schädliche Wirkung hervorbringen können, so ist der Wunsch des Kaisers, daß man dergleichen wo möglich aufhalten und vernichten möge, und hat er mir aufgetragen, Sie, bester General, zu bitten, auch diesen Wunsch Sr. Majestät dem König vorzulegen.

Ich bitte Sie bei Gelegenheit mich zu den Füßen Sr. Majestät legen zu wollen. Leben Sie wohl, bester General, Ihrer Frau Gemahlin meine herzlichste Empfehlung und seyn Sie überzeugt von der innigen Hochachtung und Ergebenheit

Ihres

treu ergebenen

Diebitsch Sabalkanski.

8.

An denselben.

Dünaburg, den 23sten Decbr. 1830. / 4ten Jan. 1831.

Um den regulairen Lauf unsers Briefwechsels so wenig als möglich zu unterbrechen, schreibe ich Ihnen von diesem meinen ersten Ruhepunkt, wo ich mit ziemlich hergestellten Kräften vorgestern angekommen — und schon morgen Nachmittag — über Wilna nach Grodno gehen will, von wo ich Ihnen wieder zu schreiben hoffe und Sie bitten werde, mir künftig, wenn Sie keine andere Anordnung getroffen, Ihren Brief gütigst an den Generalgouverneur von Liefland, Esthland und Kurland, Baron Pahlen zu adressiren, der mir solchen alsdann durch Estafette von Riga direct zuschicken wird, worüber ich von hier aus an ihn schreibe.

Alle Nachrichten von unsern Grenzprovinzen sind höchst genügend, der Geist selbst der Unzufriedenen sieht die Richtigkeit der Mittel der Rebellen ein, der Geist des früher litthauischen, jetzt 6ten Armeecorps ist nach allen Nachrichten sehr gut selbst unter den Offizieren, obschon die größere Hälfte von Eingebornen der früheren polnischen Gouvernements besteht; die Soldaten zur Hälfte beinahe aus den innern Gouvernements haben auch in der zweiten Hälfte mehr als ⅔ Kleinrussen oder Altgläubige, die die Polen (als ächte und stolze Nachkommen der Woragerslawen) noch mit dem verächtlichen Titel der Sächy ihres sarmatischen Ursprungs wegen tractiren. — Der einzige Vorfall von Verrath, der bis jetzt vorgekommen, hat diesen Geist bewiesen, vier Offiziere vom

Samogitischen Grenadier-Regiment, wovon 3 Polen und der 4te ein Schüler der famösen Junkerschule gewesen zu seyn scheint, hatten ihren Kapitain in seinem Quartier ermordet, und wollten den Zufall benutzen einen Posten von 30 Mann, der an der Grenze stand und von dem Verrath nichts wissen konnte, zur Flucht über die Grenze zu bewegen, doch ganz einstimmig wurde ihr Vorschlag verworfen und mit Mühe entliefen sie den ihnen nachfolgenden Flintenschüssen, die jedoch den strengen Gehorsam unserer Krieger nicht bewegen konnten, die ihnen als Haltpunkt bestimmte Grenze nicht streng zu respectiren.

Die Kriegsmacht der Rebellen hat einige Bewegungen unserer Grenze zu gemacht; es sind Avantgarden in Augustowo und Medzierzyce eingetroffen. Die Linie ist wenigstens nicht kurz, man erwartet den Dictator mit seinen Gehülfen und Aufsehern und seinen Studenten-Garden in Sieldce und spricht auf Bialostok zu gehen, in diesem mir bis jetzt unwahrscheinlichen Fall würde ich bis zum 28sten d. M. 55 Bataillone, 52 Escadronen und über 200 Kanonen, die Bataillons zu 800 Bajonetten und die Escadron zu 140 Pferden bei Gordno concentriren können, etwas über 14 Tage später 80 Bataillons, über 100 Escadrons und über 300 Kanonen, welches ungefähr die kleinere Hälfte der ganzen mir Allerhöchst anvertrauten Armee macht, deren zweite Hälfte ich mit Gottes Hülfe nicht nöthig halte abzuwarten; dagegen gern die ganze erstere concentriren würde, um die Sache energischer und schneller zu beenden.

Von Grodno aus hoffe ich Ihnen bald einige bestimmtere Nachrichten geben zu können, bester General. — Haben Sie die Güte mich Sr. Majestät dem Könige zu Füßen zu legen

Was Deutschland anbetrifft, so war in Göttingen vor einigen Tagen zwar eine complette Revolution ausgebrochen. Man hatte den Magistrat und die andern Behörden abgesetzt und einen Gemeinderath constituirt, auch das Pflaster aufgerissen, Barricaden gemacht, die Thore geschlossen und erklärt, daß man keine Truppen einlassen würde. Der Herzog von Cambridge hatte alle disponiblen Truppen unter den General Busch vereinigt und die Stadt auffordern lassen, die sich denn auch auf Discretion ergeben hat. In Hessen sieht es noch ziemlich bunt aus, ohngeachtet der Kurfürst eine Constitution gegeben hat. Die Bürger haben es erlangt, daß er seine Maitresse, die Gräfin Reichenbach, die er kommen ließ, nachdem er die Constitution beschworen hatte, fortschickte. Dort ist eine neue Explosion wohl zu erwarten.

Was unsere militairischen Maaßregeln anbetrifft, so sind die Ew. Excellenz bekannten jetzt vollständig ausgeführt. Das 1ste Corps hat eine Mobile 3 Bataillons, 8 Escadrons, 12 Geschütze zwischen Osterode und Allenstein aufgestellt, um der Grenze da zu Hülfe zu eilen, wo es nöthig werden dürfte. Die ganze Grenze von Thorn bis zum Niemen wird durch das bewaffnete 2te Aufgebot bewacht, dem die auf die Kriegsstärke zusammengezogenen Landwehrbataillone 1sten Aufgebots mit der zugehörigen Kavallerie als replis dienen. Thorn ist sowohl hinlänglich mit Besatzung als mit allem übrigen versehen. Bei Bromberg, Posen und Lissa steht das 5te Corps mit 20 Bataillonen à 1000 Mann, 28 Escadrons à 140 — 150 Pferde und 96 Geschützen. Alle Truppen, deren Canton im Großherzogthum ist, sind hinter die Oder gezogen worden. Glogau ist wie Thorn versehen, das 2te und 6te Corps sind

in ihren Bezirken, Posen und Schlesien, aber völlig marschfertig, um sich nach Umständen dahin zu begeben, wo es nöthig ist.

v. Witzleben.

b.

An denselben.

Berlin, den $\frac{23. \text{ Febr.}}{5. \text{ März}}$ 1831.

Ew. Excellenz geneigtes Schreiben vom $\frac{15}{27}$. habe ich gestern erhalten und den Inhalt Sr. Majestät mitgetheilt. Wir waren sehr lange ohne directe Nachricht von der Ihren Befehlen untergebenen Armee und mußten uns mit den polnischen Lügen behelfen, so daß Ihre Mittheilungen um so wichtiger und interessanter waren. Nach den von Warschau zugekommenen Privatnachrichten kann ich noch hinzufügen, daß man den Verlust der Rebellen seit Eröffnung der Campagne auf 30,000 Mann annimmt. Sie sind daher auf die Hälfte reducirt und es soll große Niedergeschlagenheit bei ihnen herrschen. Demohngeachtet waren uns Nachrichten zugekommen, daß einzelne Stimmen von einem Durchschlagen nach Frankreich redeten, und da ein solcher Versuch in der Verzweiflung vielleicht gemacht werden könnte, so haben Se. Majestät die in meinem offiziellen Schreiben enthaltenen Maaßregeln befohlen. Feldmarschall Gneisenau ist gestern nach Posen abgegangen und wird sogleich ein Offizielles an Ew. Excellenz absenden, um sich mit Ihnen in Communication zu setzen.

Ueber die europäischen Angelegenheiten erlaube ich mir Ew. Excellenz Folgendes gehorsamst mitzutheilen.

In England hat sich nichts geändert. Nachdem die Belgier in ihrer Obstination beharren und gegen alle Protocolle der Londoner Conferenz protestiren, sollte zu coercitiven Maaßregeln geschritten werden. Hierbei hat sich das englische

Ministerium etwas lauer als früher ausgesprochen, so daß in dieser Beziehung noch nichts bestimmt worden.

Frankreich nähert sich wahrscheinlich einer innern Crise. Die Vorfälle wegen der Todtenfeier des Herzogs von Berry in der Kirche St. Germain l'Auxerrois und die Plünderung des erzbischöflichen Pallastes werden Ihnen bekannt sein, so wie die entsetzliche Schwäche der Regierung; jetzt sieht man der Auflösung der Kammern entgegen und dann wird die Krise eintreten, deren Ausgang nicht zu berechnen ist. Die Kriegsrüstungen dauern fort und Ende April kann die französische Armee mit 400,000 Mann schlagfertig sein.

Italien. Die Revolution, welche in Modena ausgebrochen ist, und die ich in meinem letzten Schreiben als gedämpft angab, ist dies keineswegs und hat sich plötzlich noch weiter verbreitet. In Parma, Modena, Ferrara, Bologna, den Legationen der Mark Ancona, Spoleto, Peruggia, Foligno und bis auf einige Meilen von Rom steht alles in Flammen.

Oestreich hat erklärt einschreiten zu wollen und wir sehen jeden Augenblick der Nachricht von dem Einrücken östreichischer Truppen in Modena ꝛc. entgegen. Dann wird Frankreich mit seinem Prinzip der non intervention auf die Probe gestellt werden.

In Deutschland ist es ruhig.

In Belgien dauert die Armirung fort. Man hat in den Surlet de Choquier jetzt einen Regenten gewählt. Dabei protestiren sie gegen alle Beschlüsse der großen Mächte und werden dies treiben bis man Ernst macht. Das 19te Protocoll, welches Ew. Excellenz in dem anliegenden Zeitungsblatt finden werden, ist in sofern wichtig, als es eine Art Glaubensbekenntniß der fünf Mächte ist.

Se. Majestät lassen Ew. Excellenz bestens grüßen und gratuliren Ihnen zu den Siegen, die noch erfreulicher sein würden, wenn sie weniger treues Blut gekostet hätten. Indeß war eine hartnäckige Gegenwehr immer zu vermuthen, und es macht Ihrer Treue doppelt Ehre, eben so die Schwierigkeiten des Terrains als den rasenden Widerstand Verzweifelter überwunden zu haben. Wo sind wohl die Witterungsverhältnisse militairischen Operationen nachtheiliger gewesen als jetzt. Hätte der Frost angehalten, so wäre die Sache längst vorbei. Ich bitte Ew. Excellenz doch ja sich nicht mit eigenhändigen Schreiben zu incommodiren, und nur Jemand zu beauftragen, der uns Nachricht giebt.

Mit der herzlichsten und aufrichtigsten Verehrung

Ew. Excellenz

v. Witzleben.

P. S. Meinen Brief vom 16ten werden Sie doch bekommen haben? Meine Frau empfiehlt sich zu geneigtem Andenken. Die Anlagen sind mir für Ew. Excellenz zugesandt. Auch füge ich das neulich erwähnte Memoire wegen des Verhältnisses der polnischen Bauern vom Herrn von Treskow bei, der seine polnische Güter bei Kutno Ihrem Schutze empfiehlt.

Den $\frac{25.\ \text{Febr.}}{7.\ \text{März.}}$

Briefe

des

Generaladjutanten v. Witzleben

in die Heimath.

1818 bis 1825.



a.

Moskau, den 19ten Juni 1818.

Deinen Brief No. 2. habe ich vorgestern Abend erhalten. Ich freue mich zwar, daß es Dir so ziemlich geht, wünsche aber doch, daß Du Dich sehr in Acht nehmen und alles pünktlich gebrauchen mögest, was Dir der Arzt verordnen sollte. Daß die Kinder wohl sind, hat mich herzlich erfreut. Gott erhalte Euch alle, Ihr seid ja das Einzige, was mir alle Lasten dieses Lebens leichter ertragen hilft.

Wir sind den 15ten Abends 1 Meile von Moskau, auf einem Landgute des Oberkammerherrn Narischkin angekommen und haben Tags darauf unsern Einzug in Moskau gehalten. Späterhin mehr davon, jetzt ein Paar Worte von der Reise.

Den 7ten Juni Abends 8 Uhr fuhr ich aus Königsberg, um vor dem Könige in Trakehnen zu seyn und das dortige Gestüt recht mit Muße besehen zu können. Litthauen, besonders in der Gegend von Gumbinnen, ist ein herrliches fruchtbares Land, aus welchem, bei gesteigerter Cultur, recht viel werden kann. Den 8ten Mittags traf ich in Trakehnen ein und benutzte die vorhandene Zeit, um mich mit der Gegend bekannt zu machen. Es ist eine herrliche Anstalt. Das Ganze besteht aus 11 Vorwerken, die alle durch vortreffliche Alleen mit einander verbunden sind, zwischen welchen üppige Kornfelder und Viehweiden mit einander abwechseln.

Auf letzteren sieht man Heerden von Pferden zu mehren 100 Stück, aus welchen die schönen königlichen Wagenpferde hervorgehen. Im Ganzen sind über 1000 Pferde, groß und klein im Gestüt. Außerdem noch 270 Landbeschäler, woraus

mir wurden, wie ich sie nach meiner Individualität aufzunehmen im Stande bin, einfach, ohne gesuchten Schmuck, — daß ich überhaupt zu schreiben, wie zu reden pflege.“ —

---

a.

Moskau, den 19ten Juni 1818.

Deinen Brief No. 2. habe ich vorgestern Abend erhalten. Ich freue mich zwar, daß es Dir so ziemlich geht, wünsche aber doch, daß Du Dich sehr in Acht nehmen und alles pünktlich gebrauchen mögest, was Dir der Arzt verordnen sollte. Daß die Kinder wohl sind, hat mich herzlich erfreut. Gott erhalte Euch alle, Ihr seid ja das Einzige, was mir alle Lasten dieses Lebens leichter ertragen hilft.

Wir sind den 15ten Abends 1 Meile von Moskau, auf einem Landgute des Oberkammerherrn Narischkin angekommen und haben Tags darauf unsern Einzug in Moskau gehalten. Späterhin mehr davon, jetzt ein Paar Worte von der Reise.

Den 7ten Juni Abends 8 Uhr fuhr ich aus Königsberg, um vor dem Könige in Trakehnen zu seyn und das dortige Gestüt recht mit Muße besehen zu können. Litthauen, besonders in der Gegend von Gumbinnen, ist ein herrliches fruchtbares Land, aus welchem, bei gesteigerter Cultur, recht viel werden kann. Den 8ten Mittags traf ich in Trakehnen ein und benutzte die vorhandene Zeit, um mich mit der Gegend bekannt zu machen. Es ist eine herrliche Anstalt. Das Ganze besteht aus 11 Vorwerken, die alle durch vortreffliche Alleen mit einander verbunden sind, zwischen welchen üppige Kornfelder und Viehweiden mit einander abwechseln.

Auf letzteren sieht man Heerden von Pferden zu mehren 100 Stück, aus welchen die schönen königlichen Wagenpferde hervorgehen. Im Ganzen sind über 1000 Pferde, groß und klein im Gestüt. Außerdem noch 270 Landbeschäler, woraus

dem Lande ein unzuberechnender Vortheil erwächst. Ich glaube es giebt keine Regierung in Europa, die in dieser Beziehung so sorgsam ist, wie die Unsrige. Unter den königlichen Hengsten waren einige von der edelsten arabischen Race. Was schöneres kannst Du Dir nicht denken. Ich habe durch die Betrachtung dieser vortrefflichen Anstalt einen wahren Genuß gehabt.

Den 9ten früh befand sich der König unwohl, Folge einer in Königsberg erlittenen Verkältung. Es war ungewiß, ob er reisen würde. Endlich entschloß er sich dazu, und sendete mich voraus, um zu verhindern, daß man ihn unterwegs nicht aufhalte. In Wilkowisky aßen wir zu Mittag, in dem nämlichen Hause, von wo Napoléon die berüchtigte Proklamation bei Eröffnung des Krieges ergehen ließ. Die kaiserliche Küche war bis hierher geschickt und alles vortrefflich eingerichtet. Der König dinirte nicht und fuhr gleich weiter. Abends kamen wir bei guter Zeit nach Prenn. Von hier geht die Poststraße nach Wilna eigentlich über Kowno, weil dort eine Brücke über den Niemen, bei Prenn aber kein Uebergang ist. Weil jener Weg aber 5 Meilen um ist, so hatte der Kaiser nicht allein bei Prenn eine Fähre, sondern auch einen 10 Meilen langen Weg gerade auf Trasky führen lassen, woran dem Vernehmen nach 6000 Bauern 4 Wochen gearbeitet haben sollen, da er zum Theil durch Wald geht. Den 10ten Abends kamen wir nach Wilna. Die Stadt liegt in einem Thal an der Wilia und gewährt von den Höhen, mit ihren vielen Kirchen, deren man 21 zählt, einen sehr hübschen Anblick. Auf der nordwestlichen Seite liegen auf einem isolirten kegelförmigen Berge die Ruinen des alten Schlosses der Jagelonen. Die Stadt ist zum Theil sehr gut gebaut

und hat mehrere prächtige Gebäude, unter denen sich das Rathhaus auszeichnet. $\frac{2}{3}$ der Einwohner sind Juden. Auf den Straßen sieht man viel Troschken, ähnlich den unsrigen, aber ohne Verdeck, mit denen man die Stunde für 8 Gr. herumkutschiren kann. Das Wetter war vortrefflich, doch etwas rauh für die Jahreszeit. Den 11ten ging es früh weiter. Wir hatten eine Tour von 27½ Meile. Der Weg führt durch sehr unwirthbare Gegenden. Man sieht höchstens alle 2 — 3 Meilen ein aus wenig elenden hölzernen Hütten bestehendes Dorf. Alles trägt Spuren der Armuth und des Elendes. Das Getreide steht schlecht und ist im Wachsthum zurück, es steht gerade wie bei uns im Anfang Mai. Ueberall giebt es viele Juden, deren Wohnungen sich von den übrigen ziemlich vortheilhaft und auch dadurch auszeichnen, daß sie am Eingange in der Regel eine Art Vorhalle von Säulen haben. Unter den Juden, besonders den Weibern findet man viel hübsche Gesichter. Die Landeseinwohner dagegen sehen beinahe keinem Menschen ähnlich. Oschmianna eine Stadt, die wir berührten, unterscheidet sich von einem Dorfe nur dadurch, daß sie aus mehreren Häusern besteht. In Svorgoni aßen wir zu Mittag in einem sehr hübsch gelegenen Landhause. Die Stadt war aber nicht besser, als die vorigen. Von hier aus verließ Napoleon seine unglückliche Armee. Ehemals war hier eine Bärenakademie, d. h. man lehrte sie hier tanzen.

Wir hatten uns vor der starken Tour gefürchtet, legten sie aber in 16½ Stunde zurück. Das Arrangement war musterhaft, die Wege vortrefflich, auf der ganzen Tour, circa 130 Meilen sind sie ausgebessert worden.

Den 20sten Juni.

Mittags war immer eine außerordentlich schön servirte

dem Lande ein unzuberechnender Vortheil erwächst. Ich glaube es giebt keine Regierung in Europa, die in dieser Beziehung so sorgsam ist, wie die Unsrige. Unter den königlichen Hengsten waren einige von der edelsten arabischen Race. Was schöneres kannst Du Dir nicht denken. Ich habe durch die Betrachtung dieser vortrefflichen Anstalt einen wahren Genuß gehabt.

Den 9ten früh befand sich der König unwohl, Folge einer in Königsberg erlittenen Verkältung. Es war ungewiß, ob er reisen würde. Endlich entschloß er sich dazu, und sendete mich voraus, um zu verhindern, daß man ihn unterwegs nicht aufhalte. In Wilkowisky aßen wir zu Mittag, in dem nämlichen Hause, von wo Napoleon die berüchtigte Proklamation bei Eröffnung des Krieges ergehen ließ. Die kaiserliche Küche war bis hierher geschickt und alles vortrefflich eingerichtet. Der König dinirte nicht und fuhr gleich weiter. Abends kamen wir bei guter Zeit nach Prenn. Von hier geht die Poststraße nach Wilna eigentlich über Kowno, weil dort eine Brücke über den Niemen, bei Prenn aber kein Uebergang ist. Weil jener Weg aber 5 Meilen um ist, so hatte der Kaiser nicht allein bei Prenn eine Fähre, sondern auch einen 10 Meilen langen Weg gerade auf Trasky führen lassen, woran dem Vernehmen nach 6000 Bauern 4 Wochen gearbeitet haben sollen, da er zum Theil durch Wald geht. Den 10ten Abends kamen wir nach Wilna. Die Stadt liegt in einem Thal an der Wilia und gewährt von den Höhen, mit ihren vielen Kirchen, deren man 21 zählt, einen sehr hübschen Anblick. Auf der nordwestlichen Seite liegen auf einem isolirten kegelförmigen Berge die Ruinen des alten Schlosses der Jagelonen. Die Stadt ist zum Theil sehr gut gebaut

3, sogar bis 4 Meilen. Auf dieser Tour berührten wir viel Wald, in welchem ungeheure Massen von Lagerholz liegen und große Spuren von Waldbränden, die hier häufig sind und aus Unvorsichtigkeit herrühren.

Bei dem Ueberfluß an Holz im Vergleich zu den Menschen macht man sich daraus nichts. In Preußen, es war zwischen Marienwerder und Königsberg, hatte ich Gelegenheit, Spuren des Orkans zu sehen. Man hat keine Vorstellung davon, nicht allein, daß eine Menge Bäume mit der Wurzel ausgerissen waren, wie wir das bei uns wohl auch zuweilen finden, sondern streckenweise waren die Bäume in der Mitte auf 20 — 40 Fuß von der Erde abgebrochen. Es sah schrecklich aus. — In den Wäldern von Minsk sah ich an mehreren Bäumen auf einer Höhe von 30 Fuß eine Art Gerüst, welches ich am besten mit dem Gerippe eines aufgemachten Regenschirms vergleichen mögte, und was dazu dient, die Bären abzuhalten, dem Honig, der in solchen Bäumen ist, nachzugehen, Beweis, daß es dergleichen Bestien doch noch hier geben muß. In Borisow an der Beresina, eine Stunde von dem berüchtigten Uebergang, aßen wir zu Mittag, der Gräuel gedenkend, die hier vorgefallen. Bis hierher und noch etwas hinter Borisow ist die Gegend sehr schlecht, unangebaut und mit wenig Dörfern besetzt. Die Stadt selbst besteht nur aus elenden hölzernen Häusern. Einige Stationen hinter Borisow fängt es an etwas besser zu werden. Bei Loschitzo ist die Straße auf jeder Seite mit einer doppelten Reihe großer Birken eingefaßt, wodurch sie ein schönes Ansehen erhält, dies geht bis gegen Smolensk. Der Weg ist außerdem sehr breit, und so vortrefflich, — in trockener Jahreszeit nämlich — daß sich keine Chaussee damit vergleichen kann. Die Gegend wird

Tafel vorhanden. In den Nachtquartieren war ebenfalls für alles gesorgt. Mit einem Wort, man kann nicht mehr Aufmerksamkeit beweisen, als es russischer Seits geschehen ist. Die Postillone, oder auch Bauern, fahren so ungeheuer, daß man anfänglich glaubt, es müsse alles in Stücken gehen, und wären die Wege nicht so schön, so würde es auch. Mehrmals haben wir die Werst ($\frac{1}{7}$ Meile) in $2\frac{3}{4}$ Minuten, selten in mehr als 4 Minuten zurückgelegt, wo der Weg eben war, oder bergab ging; wo das Terrain ungleich war, dauerte es 5 — 6 Minuten, dies macht indeß in allen Fällen die Meile nur 30 — 40 Minuten. In Radowiezky hatte ich das Unglück, daß durch meinen Wagen ein Mensch übergefahren wurde. An Aufhalten war nicht zu denken, ich weiß daher gar nicht, was aus dem Unglücklichen geworden ist.

Wir kamen nach $\frac{1}{2}$10 Uhr nach Minsk und es war gerade noch hell genug um zu sehen, daß es eine nicht unbedeutende Stadt mit einigen hübschen Gebäuden, worunter vornemlich das Rathhaus hervorsticht, ist. Ich logirte in einem großen Gebäude, welches einem Juden gehört. Diese, deren es in den Städten vorzüglich viele giebt, sprachen alle deutsch. Eine große Annehmlichkeit für den Fremden. Den 12ten setzten wir sehr früh unsere Reise fort, weil wir an diesem Tage eine noch stärkere Tour, $28\frac{1}{2}$ Meile, zurückzulegen hatten. Du weißt, daß ich es in Berlin beinahe für unmöglich hielt, dies durchzusetzen, und dennoch haben wir nicht mehr als 16 Stunden; der König noch weniger, dazu gebraucht. Die Bedienung auf den Stationen ist gut, doch spannen unsere Bauern vielleicht noch rascher an, aber im Fahren ist gar kein Vergleich. Und wie es die Pferde aushalten, ist wahrlich unbegreiflich, denn die Stationen sind in der Regel von 2, $2\frac{1}{2}$,

3, sogar bis 4 Meilen. Auf dieser Tour berührten wir viel Wald, in welchem ungeheure Massen von Lagerholz liegen und große Spuren von Waldbränden, die hier häufig sind und aus Unvorsichtigkeit herrühren.

Bei dem Ueberfluß an Holz im Vergleich zu den Menschen macht man sich daraus nichts. In Preußen, es war zwischen Marienwerder und Königsberg, hatte ich Gelegenheit, Spuren des Orkans zu sehen. Man hat keine Vorstellung davon, nicht allein, daß eine Menge Bäume mit der Wurzel ausgerissen waren, wie wir das bei uns wohl auch zuweilen finden, sondern streckenweise waren die Bäume in der Mitte auf 20 — 40 Fuß von der Erde abgebrochen. Es sah schrecklich aus. — In den Wäldern von Minsk sah ich an mehreren Bäumen auf einer Höhe von 30 Fuß eine Art Gerüst, welches ich am besten mit dem Gerippe eines aufgemachten Regenschirms vergleichen mögte, und was dazu dient, die Bären abzuhalten, dem Honig, der in solchen Bäumen ist, nachzugehen, Beweis, daß es dergleichen Bestien doch noch hier geben muß. In Borisow an der Beresina, eine Stunde von dem berüchtigten Uebergang, aßen wir zu Mittag, der Gräuel gedenkend, die hier vorgefallen. Bis hierher und noch etwas hinter Borisow ist die Gegend sehr schlecht, unangebaut und mit wenig Dörfern besetzt. Die Stadt selbst besteht nur aus elenden hölzernen Häusern. Einige Stationen hinter Borisow fängt es an etwas besser zu werden. Bei Loschitzo ist die Straße auf jeder Seite mit einer doppelten Reihe großer Birken eingefaßt, wodurch sie ein schönes Ansehen erhält, dies geht bis gegen Smolensk. Der Weg ist außerdem sehr breit, und so vortrefflich, — in trockener Jahreszeit nämlich — daß sich keine Chaussee damit vergleichen kann. Die Gegend wird

gegen Orcza etwas bebauter. Orcza selbst ist ein elendes Nest am Dnieper, der etwas breiter als die Spree, still zwischen steilen Ufern fließt. Es ist hier eine Fähre. In der Stadt sind einige schöne Klöster, unter denen das Jesuitercollegium, — wie bekannt ist der Orden in Rußland geduldet — das beste. Meine Wohnung sollte in einem andern seyn, es war aber nicht auszuhalten vor Schmutz. Glücklicherweise bekam ich eine andere, die besser war.

Den 13ten ging es nach Smolensk, 16½ Meile, gegen die bisherigen also eine kleine Tour. Der Weg war wie der vorige, die Gegend ziemlich frei und bebauet, im Verhältniß zum Flächeninhalt indeß immer nur geringe, und die Dörfer haben noch immer dasselbe Ansehen. In Krasnoi, wo bei dem Rückzug der Franzosen ein bedeutendes Gefecht war, was, wenn Kutusoff kühner war, die totale Vernichtung der französischen Armee, vielleicht gar die Gefangennehmung Napoleons zur Folge gehabt hätte, aßen wir zu Mittag. Ich benutzte die Zeit, da ich früher als der König ankam, um das Schlachtfeld zu besuchen und kam nicht sehr erbaut von den russischen Operationen, aber voll Erstaunen über die französische Tapferkeit zu Hause. Abends bei sehr guter Zeit kam ich nach Smolensk. Die unglückliche Stadt ist beinahe noch ganz ein Schutthaufen. Sie ist von bedeutendem Umfange, hat mehrere schöne Kirchen und andere Gebäude. Als Militair war sie mir besonders interessant, ich hätte sie mir sobald nicht nehmen lassen. Der König wohnte bei einer reichen Frau Namens Malischef, die ihm Abends mit einem Concert, was ihre eigene Kapelle recht gut executirte, aufwartete. Von Krasnoi an werden die Juden selten, in Smolensk und im ganzen alten Rußland giebt es beinahe gar keine.

3, sogar bis 4 Meilen. Auf dieser Tour berührten wir viel Wald, in welchem ungeheure Massen von Lagerholz liegen und große Spuren von Waldbränden, die hier häufig sind und aus Unvorsichtigkeit herrühren.

Bei dem Ueberfluß an Holz im Vergleich zu den Menschen macht man sich daraus nichts. In Preußen, es war zwischen Marienwerder und Königsberg, hatte ich Gelegenheit, Spuren des Orkans zu sehen. Man hat keine Vorstellung davon, nicht allein, daß eine Menge Bäume mit der Wurzel ausgerissen waren, wie wir das bei uns wohl auch zuweilen finden, sondern streckenweise waren die Bäume in der Mitte auf 20 — 40 Fuß von der Erde abgebrochen. Es sah schrecklich aus. — In den Wäldern von Minsk sah ich an mehreren Bäumen auf einer Höhe von 30 Fuß eine Art Gerüst, welches ich am besten mit dem Gerippe eines aufgemachten Regenschirms vergleichen mögte, und was dazu dient, die Bären abzuhalten, dem Honig, der in solchen Bäumen ist, nachzugehen, Beweis, daß es dergleichen Bestien doch noch hier geben muß. In Borisow an der Beresina, eine Stunde von dem berüchtigten Uebergang, aßen wir zu Mittag, der Gräuel gedenkend, die hier vorgefallen. Bis hierher und noch etwas hinter Borisow ist die Gegend sehr schlecht, unangebaut und mit wenig Dörfern besetzt. Die Stadt selbst besteht nur aus elenden hölzernen Häusern. Einige Stationen hinter Borisow fängt es an etwas besser zu werden. Bei Loschitzo ist die Straße auf jeder Seite mit einer doppelten Reihe großer Birken eingefaßt, wodurch sie ein schönes Ansehen erhält, dies geht bis gegen Smolensk. Der Weg ist außerdem sehr breit, und so vortrefflich, — in trockener Jahreszeit nämlich — daß sich keine Chaussee damit vergleichen kann. Die Gegend wird

Tuch um den Kopf. Am erfreulichsten sahen die Kinder aus. Alle sind ungemein reinlich, gesund und kernig. Uebrigens gewinnt man den gemeinen Russen immer mehr lieb. Es sind wahre Naturkinder und unleugbar voller Anlagen. Sie haben fast alle eine sehr muntere Laune und die Kutscher sind im beständigen Singen und Rufen. Sie sprechen ordentlich mit den Pferden in dichterischen Phrasen als: Fort, meine Kleinen, rasch wie die Vögel in der Luft; oder: Lauft, Kinder, damit ihr zu Haus kommt und euch ausruht. Und es ist, als wenn die Pferde es verständen, denn so wie der Kerl so etwas sagt, laufen sie immer rascher als vorher. Wiäsma ist ein großer Ort mit vielen Kirchen, deren man 20 zählt. Die Stadt hat sehr gelitten, die meisten massiven Häuser liegen noch in Schutt. Wie die Vegetation noch zurück ist, zeigt der einliegende Zweig eines aufblühenden Pflaumenbaums. Die Stadt treibt vielen Handel. Ein Hauptartikel ist Pfefferkuchen, von dem ich Dir eine Probe schicke. Mein Wirth, mit dem ich mich leider nicht unterhalten konnte, war ein ungemein guter gastfreier Mann, der eine recht hübsche Frau und allerliebste Kinder hatte. In der Stube, worin ich geführt wurde, hingen eine Menge Heiligenbilder und 2 Madonnen, von denen nur die Köpfe und Hände gemalt, das übrige aber übergoldetes Silberblech war. Wir fuhren Abends weiter, weil die folgende Tagereise nicht weniger als 30½ Meile betrug. Bis hieher war das Wetter vortrefflich gewesen. Zwar etwas rauh, denn des Nachts fror uns in der Regel ein wenig, aber zum Reisen war es nicht unangenehm. Nur vom Staube waren wir etwas incommodirt. In der Nacht vom 15ten zum 16ten änderte es sich, es fing an zu regnen, wurde immer kälter und gegen Morgen ging der Regen förmlich in Schnee

über, so daß die Felder einige Zoll hoch damit bedeckt und unsere Leute auf dem Bock ganz verklammt waren. Der Weg war schlechter geworden und dabei hatten wir Stationen von 4 — 5 Meilen, so daß es viel langsamer ging als gewöhnlich. Demohngeachtet haben wir die Tour in 25 Stunden zurückgelegt. Auf dem Schlachtfelde von Mojaisk blieb ich halten und übersah von einem nahen Hügel dieses Blutfeld, auf welchem eine der denkwürdigsten Schlachten des Zeitalters geliefert und der erste Keim zur Freiheit der Welt mit dem Blute von 80,000 Menschen gedüngt wurde. Nachts kamen wir nach Kuntzowe, einem Landhause des Oberkammerherrn Narischkin. Es war ½2 Uhr Morgens, die Dämmerung war schon angebrochen, wir konnten einen Theil von Moskau übersehen.

Am 16ten Morgens 11 Uhr kam der Kaiser und holte den König zum Einzuge ab. Tags vorher war er ihm bis zur nächsten Station entgegengefahren. Die Großfürstin war in Kunßowe und der Empfang ungemein rührend gewesen. Wir fuhren bis zur Barriere von Moskau, wo die Truppen aufgestellt waren, die bis zum Kreml, gewiß ½ Meile reichten. Von dem Eindruck, den Moskau auf jeden machen wird, muß ich Dir mündlich einen Begriff zu geben suchen, schriftlich läßt sich so etwas schwer geben. So viel ist gewiß, es ist eine höchst imposante Stadt von ungeheurem Umfange. Und wenn man auch jetzt noch vielfältig Spuren der Verheerung antrifft, so ist doch in der verflossenen Zeit schon so viel geschehen, daß man erstaunen muß. Wir wohnen alle im Kreml, von dem ich mir die Beschreibung mündlich vorbehalte. So viel für heute. Die Lebensweise ist bei aller Aufmerksamkeit lästig. Ein Fest jagt das andere, man kommt

kaum zur Besinnung. Nächstens mehr davon. Nach Shwals habe ich mich umgesehen, sie stehen aber in einem enormen Preise. Unter 12 — 16,00 Rubel, (3 — 400 Rthlr.) bekömmt man keinen guten. Bulgarische sind wohlfeiler. Es giebt deren zu 30 Rubel bis 200 (8 — 50 Rthlr)

Nun lebe wohl, Gott erhalte Dich. Noch einen Brief erhältst Du aus Moskau. Den 27sten gehen wir ab. Den 1sten Juli sind wir in Petersburg und von da geht es den 16ten weiter.

Tausend Küsse an Dich und die Kleinen. Grüße Deinen Vater. Schreibe mir ja recht weitläuftig.

Ewig Dein

Job.

Heute über 4 Wochen sind wir unsern der finnischen Grenze und in 6 Wochen bin ich bei Dir. Gott erhalte Dich, daß ich Dich recht wohl finde. Mir geht es sehr gut. Ich habe gar keine Schmerzen mehr, trage aber die Bandage immer fort.

b.

Zarskoje Selo, den 3ten Juli 1818.

Vorgestern Abend sind wir hier eingetroffen, nachdem wir die Reise von Moskau, — 100 Meilen, — in 5 Tagen zurückgelegt haben. Der Weg war zum Theil sehr schlecht, da er durch ungeheure Moräste führt, großentheils aus Knüppel- oder Steindämmen besteht und es die 2 letzten Tage in Moskau sehr stark geregnet hatte.

Von Moskau selbst will ich Dir nur wenig schreiben, weil ich mir vorbehalte Dir mündlich recht viel davon zu erzählen. Ohne es gesehen zu haben, wird man sich nicht leicht eine klare Vorstellung davon machen können, da die Stadt mit keiner andern in Europa zu vergleichen ist. Am nächsten kommt man, wenn man sich eine Menge kleine Städte und Dörfer mit prächtigen Pallästen, mittelmäßigen Häusern in eine große Masse vereinigt, denkt. Vor dem Brande paßte dies Bild noch mehr, weil in den Straßen beinahe gar kein angelegter Plan sichtbar war. Jetzt zeigt sich mehr Ordnung, aber man sieht noch immer einen Pallast in italienischem Styl, neben einem aus Querbalken zusammengesetzten im ächt russischen. Die Ausdehnung ist ungeheuer, weil große Plätze und Gärten unangebaut darin sind. Wodurch sie sich hauptsächlich von andern Städten unterscheidet, sind die Menge der Kirchen und Kuppeln. Es giebt 200 Kirchen, deren jede wenigstens 5 grüne oder vergoldete Kuppeln hat. In der Ringmauer des Kreml sind allein 17 Kirchen, von denen einige 12 vergoldete Kuppeln haben. Von dem hohen in Kreml, Iwan Welicki (Iwan der Große) genannt, der

beiläufig gesagt aber nicht so hoch als der Männerthurm ist, hat man eine prächtige Aussicht, da der Kreml selbst auf einer Anhöhe liegt. Demnächst ist noch eine schöne Aussicht von den Sperlingsbergen, wo die große Kirche hinkommen soll, und von einer andern Seite bei einem Kloster, dessen Namen mir entfallen. — Besonders merkwürdig ist der Handel von Moskau, die heilige Mutter (so nennen sie die Russen) ist der Markt von Europa und Asien für Rußland. Auf einem sehr kleinen Raum in dem sogenannten Kitai gorod (chinesischen Stadt) in dem, dem Kreml zunächst gelegenen Stadttheil, findet man tausende dieser Buden und Gewölbe, in denen vornemlich Thee, Eisenwaaren, Zeug, Zedern, Hanf ꝛc. verkauft werden. Eine Straße wird beinahe ganz von Tartaren bewohnt, die mit Chamins handeln, von denen ich in einem einzigen Gewölbe 500 Stück gesehen habe. Die guten und fehlerfreien kosten 1000 Rubel, (333 Rtlr. Preuß.) Die wohlfeileren waren entweder voller Flecken, oder alt und gestopft. Auch giebt es hier bulgarische Shawls und Tücher, die auch schön und wohlfeil sind.

Den 27ten gingen wir bis Twer, eine recht hübsche Stadt, von der ich aber wenig zu sagen weiß, weil ich zu spät ankam. Der Weg war sehr schlecht. Ich zerbrach eine Feder am Wagen, die indeß schleunig reparirt wurde und hernach auch bis hierher gehalten hat.

Den 28sten nach Wirchney Wolstrehom, wo sich mehrere schiffbare Gewässer concentriren und ein Canal die Wolga mit dem Meta, oder das Caspische Meer mit der Ostsee verbindet. Es wird hier starker Handel getrieben. Die Gewässer waren im eigentlichen Sinn mit flachen Schiffen eigner Bauart bedeckt. Man behauptete es gingen hier jährlich für

200 Millionen Rubel Waaren durch. Nemlich Hanf, Pech und Theer. In Sorrchok, auf dem halben Wege, sind bedeutende Saffianfabriken.

Den 29sten Kreczi', ein kleines erbärmliches Städtchen. Der Weg führt durch Moräste und unwirthbare Gegenden. Die wenigen Dörfer waren aber reinlich und ziemlich gut gebaut. Sie nähren sich vorzüglich vom Fuhrwesen. Ich kam den 30sten über Novogröd nach Spasroja Polenk, die erstere ist eine sehr bemerkenswerthe Stadt am Ilmen-See, da wo die Meta hinein und die Wolchow hinausfließt. Sie treibt bedeutenden Handel und ist herrlich dazu gelegen. Wie Moskau hat auch sie einen Kreml, den ehemaligen Czarensitz, der aber mit jenem nicht zu vergleichen.

Den 1sten July, Zarskoje Selo kaiserliches Lustschloß, 22 Werst von Petersburg. Was Kunst vermag, ist hier sichtbar. In einer sehr unwirthbaren Gegend ist einer der herrlichsten Gärten angelegt, den man sehen kann. Wer glaubt es, daß man sich hier unter dem 60. Grad der Breite befindet? wo die Sonne jetzt beinahe nicht untergeht — und diese üppige Vegetation! Inschwischen ist denn doch gegen die unsrige ein bedeutender Unterschied. Während in unseren Parks die Gebüsche 2c. aus Acazien, Platanen und vielen ausländischen Gewächsen bestehen, sieht man hier nur Birken, Fichten, selten Ahorn und Eichen, der Flieder gedeiht gut. Als wir Berlin und Potsdam verließen, war er eben abgeblüht. In Moskau verließen wir ihn im Abblühen und hier finden wir ihn im Aufblühen.

So viel für heute, denn die Zeit drängt, der Courier soll noch heute fort und ich muß um 6 Uhr zum Thee zur Kaiserin Mutter nach Pawlowsk, 2 Werst von hier.

Gott erhalte Dich und die Kinder. Ihr seid mein ei
ziger Gedanke, ich lebe nur in Euch.

Mit meiner Gesundheit geht es gut. Lebe wohl, de
24sten Juli bin ich bei Dir; hier unten die heut genehmig
Marschroute, die sich vielleicht noch um einen Tag ve
schiebt.

Ewig Dein

Job.

c.

Petersburg, den 10ten Juli 1818.

Seit dem 2ten sind wir hier. Es ist ein großer Unterschied zwischen Moskau und Petersburg. Jenes ist Rußland, d. h. ein Gemisch von Europa und Asien, dieses, ganz Europa. Man findet vortreffliche Gebäude und breite regelmäßige Straßen, aber Moskau die heilige Stadt mit ihren tausend Kuppeln, Pallästen und Hallen gewährt einen viel interessanteren Anblick. Nun freilich die Neva, dieser herrliche Strom, mit den prächtigen Quais und den vielen Schiffen ist etwas, was Moskau entbehrt und was dem hiesigen Aufenthalt einen eigenthümlichen Reiz giebt. Der Anblick, wenn man auf der großen Brücke steht und das Gesicht gegen die Börse gekehrt hat, ist einzig. Der großen Gebäude giebt es sehr viele. Von den Kirchen ist die von Kasan, um deswillen merkwürdig, weil sie eine Copie der Peterskirche im verjüngten Maaßstabe ist. Die übrigen wollen nicht viel sagen. Es ist eine von Marmor darunter, dem heiligen Isaak geweihet, die des Marmors nicht werth ist. Kaiser Alexander will sie jetzt verändern lassen. Die Statue Peters des Großen hat viel Gutes, kömmt aber unserem glorreichen Kurfürsten nicht gleich. Der Granitblock ist staunenswerth. An Peters Grabe habe ich gestanden — in seinem Hause bin ich gewesen —! Es ist ein eigenes, ein ehrfurchtvolles Gefühl, wenn man solche der Erinnerung großer Männer geweihte Plätze sieht. Und namentlich bei diesen in seiner Schöpfung!!! Außer vielen Merkwürdigkeiten, von denen ich Dir mündlich erzählen werde, weil es mir heute an Zeit gebricht, haben wir auch die Por-

cellanfabrik und die Glashütte gesehen, wo Spiegel von ungeheurer Größe gegossen werden. Se. Maj. der Kaiser haben Albrecht, Jagow und mir jedem einen Glasaufsatz und ein Déjeuné geschenkt. Nun lebe wohl, mein liebes Weib. Gott erhalte Dich und die Kleinen. Ich sehne mich unendlich nach Euch und zähle die Minuten bis zum 29sten.

Ewig Dein

Joh.

d.

Peterhof, den 15ten Juli 1818.

Am 13ten, dem Geburts- und Vermählungstage unserer Großfürstin Charlotte sind wir hierher gegangen, um einem großen Feste beizuwohnen, was sonst gewöhnlich den 3ten August, als den Namenstag der Kaiserin Mutter und Geburtstag unseres verehrten Königs, also ein doppeltes Familienfest, gegeben wird, dies Mal aber des Königs Maj. wegen auf diesen Tag, den 13ten, verlegt worden. Es war eine große Redoute, von der ich Dir mündlich viel zu hören geben werde, da sie sich sehr von allen Festen der Art unterscheidet. Abends war der Garten illuminirt und auf eine so brillante Art, daß man dergleichen nur an einem asiatischen Hofe findet. Man rechnete 240,000 Lampen und ich finde diese Angabe sehr mäßig, wenn man die ungeheuren Gänge, Tempel, Bosquets ꝛc. betrachtet. Gestern sind wir in Oranienburg gewesen, 13 Werst von hier, wo ein großes Feuerwerk abgebrannt wurde, das prächtigste, was ich je gesehen. Außer manchen sehr schönen Decorationen, machte den Beschluß ein Bouquet, wie es die Artilleristen nennen, von 40,000 Raketen. Man hat keine Idee von diesem Schauspiel. Das Wetter begünstigte alles ungemein und die Einrichtungen sind hier überall so colossal, vortrefflich und asiatisch prächtig, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Die zarten Aufmerksamkeiten, die unserm Monarchen von seinem kaiserlichen Freunde widerfahren, sind wahrhaft rührend. Das Glück des jungen großfürstlichen Paares erhöht die Zufriedenheit unseres verehrten Königs, und knüpft die Bande immer inniger, die beide hohen Herrscher-

familien umschlingen, zum Glücke ihrer ihnen von Gott anvertrauten Völker, zur Ruhe von Europa. Die Gegend am Meere, Kronstadt auf 2 Meilen vor sich, mit einem Mastenwald und einer Kriegsflotte auf der Rhede ist herrlich. Heute geht es zu Schiffe nach Kronstadt und zwar auf die Fregatte Rußland von 22 Kanonen, die die gelbe kaiserliche Standarte führt, und eigends für den Kaiser gebaut und ein wahres Prachtschiff ist.

Heute Abend nach Petersburg zurück. Morgen Abschiedsvisiten und übermorgen endlich!!! — Bei Kronstadt wird die Flotte manövriren — ich freue mich unendlich dazu.

Petersburg, den 16ten Juli 1818.

Gestern Abend sind wir zurückgekommen, nachdem wir bei dem schönsten Wetter eine unvergleichliche Partie nach Kronstadt gemacht, Mittags auf dem Radomislav von 110 Kanonen gegessen haben. Mündlich mehr von diesem herrlichen, herrlichen Schauspiel!

Heute habe ich ganz unvermuthet den St. Annen-Orden 1ster Classe erhalten. Wie wenig ich auf so etwas Werth lege, weißt Du, also genug davon.

Morgen endlich reisen wir ab.

Dein Job.

Auszüge.

1819—1821.

e.

Kappsdorf, den 8ten September 1819.

Sehr übel steht es mit dem Fürsten Blücher. Ich habe ihn den 5ten besucht und so verändert und schwach gefunden, daß ich gar keine Hoffnung habe. Der König ist den 6ten da gewesen und hat ihn noch übler gefunden und nach den letzten Nachrichten giebt man ihm höchstens noch 4 Tage. Es ist immer ein großer Verlust, denn wir haben keinen, der ihn in Rücksicht auf das Vertrauen, welches die Armee in ihm hatte, ersetzen kann. Mir hat er mit großer Resignation von seinem Tode gesprochen und herzlich von mir Abschied genommen. Er hatte die Seelenruhe eines wahrhaft großen Mannes. Ich bin sehr ergriffen gewesen.

f.

Den 18ten October 1820.

Es war die Rede davon, ob ein Verbot gegen das Anmachen von Feuer an diesem Tage existire. Man möchte es diesmal noch so lassen, meinte der König. Ich stimmte bei und fügte hinzu: daß man von Seiten der Regierung solche Regungen nicht unterdrücken müsse, sich ihrer aber bemächtigen und sie leiten. Sophistereien, ob dieser oder jener Tag gerade der entscheidende gewesen, ob dieses oder jenes Volk am meisten dazu beigetragen, führen zu nichts. Die Idee ist einmal zu tief eingedrungen und was beherrscht die Welt, was hat sie immer beherrscht? — die Meinung.

g.

Den 12ten Juni 1821.

Um halb 8 Uhr fuhr ich bei sehr unfreundlichem Wetter mit dem Könige nach dem Schlachtfelde über Kaja, Rahnow und Gr. Görschen nach dem Monument. Je mehr man über diese Schlacht nachdenkt, je mehr überzeugt man sich, daß außer dem Geiste der Truppen, alle Verhältnisse gegen uns waren. Das Terrain hat zuvörderst die für uns sehr nachtheilige Beschaffenheit, daß es die Stellung des Feindes gänzlich verbirgt, während wir zum Angriff von einem Plateau abwärts marschiren mußten, wodurch der Feind unsre ganze Stärke übersah. Der Feind war uns zweitens an Stärke sehr überlegen. Dieser Umstand, so wichtig an sich, kann dem verbündeten Feldherrn nicht ganz zur Last fallen, da man selten in dergleichen Augenblicken völlig genaue Nachrichten hat, und immer etwas dem Zufall überlassen bleiben wird. Das Terrain war drittens auch in sofern für uns ungünstig, als es uns in Dorfgefechte verwickelte, worin uns die Franzosen überlegen sind, und worin sehr häufig Gewandtheit den Sieg über Tapferkeit davon trägt. Ich habe mir die Frage aufgeworfen, was ich gethan haben würde, wenn ich den Oberbefehl gehabt hätte, vorausgesetzt, daß einmal geschlagen werden sollte. Ich hätte die Truppen hinter der Höhe folgendermaßen aufgestellt: Auf dem rechten Flügel das Corps von York, marschirt in der Direction auf Kitzen und Eisdorff, um sich der dortigen Uebergänge zu bemächtigen und zugleich die rechte Flanke der Angriffe auf Gr. Görschen u. s. w. zu decken. Die Brigaden

von Klir und Zieten sind zum Angriff der Dörfer bestimmt und werden durch die Brandenburgische Brigade unterstützt. Die ganze preußische Cavallerie ist auf dem linken Flügel im zweiten Treffen. Sobald die Dörfer genommen, bricht sie zwischen Rahnow und Starsiedel mit aller reitenden Artillerie vor, und wirft sich auf den Feind, oder beschießt ihn, nach Umständen. Das Corps von Berg ist gegen Starsiedel und Kitzen bestimmt, nimmt diese Dörfer und dirigirt sich dann gegen Lützen mit den preußischen Truppen in Verbindung bleibend. Das Corps von Winzingerode unterstützt diese Bewegung. Das Corps von Tormassow bleibt als Reserve hinter den Höhen und rückt erst bis an die Dörfer, wenn der Floßgraben passirt wird. Dieser wird von den preußischen Truppen überschritten, während die russischen auf dem linken Ufer gegen Lützen vorziehen, um die Straße von Weißenfels zu gewinnen. Der Zweck ist, den Feind gegen Merseburg und wo möglich in den Zickzack der Saale und Elster zu werfen. Das Corps von Miloradowitsch (das beste wäre immer gewesen es heranzuziehen) rückt gegen Weißenfels vor, um dort eine Jalousie zu geben, ohne sich in ein ernsthaftes Gefecht einzulassen. Sobald als möglich wird mit dem General v. Kleist eine Verbindung eröffnet und diese cooperirt mit den diesseitigen Truppen, indem er aus Leipzig rückt und gegen den feindlichen linken Flügel vorgeht. Wenn die Wegnahme der Dörfer gelang und man den Floßgraben überschritt, so war von unserer überlegenen Cavallerie in den Ebenen von Lützen viel Vortheil zu ziehen.

h.

Aachen, den 5ten Juli 1821.

Mir geht es gut. Ich bin sehr wohl, der König auch. Die Truppen sind herrlich, die Stimmung des Volks gut. Thoren glauben in den Rheinprovinzen den Sitz gefährlicher Elemente. Schurken giebt es überall, aber das Volk ist wahrlich gut und der König hat überall ganz unzweideutige Beweise von wahrer Freude über seine Anwesenheit erhalten. Mehr kann man von einer neuen Provinz, die so unglückliche geschichtliche Erinnerungen hat, und die durch die Vereinigung mannigfach in ihren Verhältnissen zerstört worden ist, nicht verlangen.

i.

Münster, den 11ten Juli 1821.

So unverkennbar auch die Theilnahme war, welche sich bei des Königs Anwesenheit in den neuen Provinzen äußerte, so kann man sich doch keinen Begriff von dem Jubel machen, der in den altpreußischen Provinzen auf dem linken Rheinufer und namentlich zu Crefeld statt fand. Und dieser Landestheil war von 1795 bis 1814, also volle 19 Jahre, von der Monarchie getrennt. Man könnte die neuen Unterthanen hierauf aufmerksam machen, und ihnen sagen, es müßte doch unter den Flügeln des schwarzen Adlers so übel nicht wohnen seyn, da diese Leute nach einer so langen Trennung solche Anhänglichkeit bewahrt hätten.

Italienische Reise.
1822.

a.

Basel, den 22sten September 1822.

Ich hätte Dir gern von Frankfurt a. M. geschrieben, von wo gerade ein Courier abging, aber es fehlte mir dergestalt an Zeit, daß ich auch nicht eine Zeile zu Stande bringen konnte. Otterstedt versprach mir, Dir von meinem Befinden Nachricht zu geben, und er wird es nicht vergessen haben. Mit meiner Gesundheit geht es vortrefflich. Von Angelrode hatte ich einen leichten Schnupfen hinweggenommen, wahrscheinlich, weil dort schon geheizt wurde, indeß ist er heute am 7ten Tage nach der Abreise völlig verschwunden. In Mailand hoffe ich, von Dir Nachricht zu erhalten. Der Himmel gebe, daß sie recht günstig laute. Ich werde nun in diesem Briefe anfangen, ein ordentliches Tagebuch zu führen und damit fortfahren, bis ich Dich wieder in meine Arme schließe.

Den 26sten gingen wir von Frankfurt über Darmstadt nach Weinheim. In Darmstadt wurde bei Hofe zu Mittag gespeist. Da ich mich nicht aufhalten konnte, und doch mit Otterstedt mancherlei zu sprechen hatte, so fuhr ich mit ihm zusammen nach Weinheim. Von dem schönen Wege, der sogenannten Bergstraße, konnten wir nichts genießen, da es ein abscheuliches Wetter war. In Weinheim war der General v. Stockhorn, um den König zu complimentiren, auch hatte der Großherzog von Baden schon Relais von seinen Pferden bis hierher entgegengeschickt.

Den 27sten kamen wir um Mittag in Carlsruhe an.

Anfänglich war das Wetter eben so schlecht, wie gestern, gegen Mittag klärte es sich aber auf. Von der Gegend will ich Dir nichts weiter sagen, als daß man von Darmstadt an immer in einem Garten fährt. Die Straße ist mit den schönsten Nuß- und andern Obstbäumen besetzt, das Land höchst angebaut und ebenfalls mit Fruchtbäumen übersäet. Zur Linken zieht sich die Bergkette des Odenwaldes hin, und rechts im Hintergrunde über den Rhein hinweg begrenzen die Vogesen den Horizont. Der Empfang des Königs von Seiten des Großherzogs war über alles herzlich und wurde ebenso erwidert. Die Anhänglichkeit desselben an den König spricht sich bei jeder Gelegenheit auf das Unzweideutigste aus. Die Aufmerksamkeit, welche er auf alle Wünsche hatte, übersteigt fast alle Grenzen. Folgendes Beispiel für viele. Er hatte den Kuchen und die Bretzeln zum Thee aus Berlin kommen lassen, weil er wußte, daß bei Hofe dort immer eine gewisse Gattung dieser Sachen gebraucht wird. An die Umgebungen des Königs hat der Großherzog auch seine Gnade ausgeschüttet, und zwar haben Albrecht und meine Wenigkeit den großen Zähringer Löwenorden, Bojanowski das Commandeur-Kreuz des Militair-Ordens, Thümen das Commandeur-Kreuz des Löwen- und v. Wiebel u. s. w. das kleine Kreuz desselben erhalten. Abends sahen wir im Schauspielhause Peter und Paul, worin Mad. Neumann sehr brillirte.

Den 28sten war Revue bei Carlsruhe von 4 Bataillons Infanterie, 8 Escadrons Cavallerie und 14 Kanonen. Die Truppen haben eine solche Aehnlichkeit mit den unsrigen, daß sie kaum zu unterscheiden sind. Ueberhaupt hat hier alles ein preußisches Ansehen. Die Leute sind auch gut für uns gesonnen, und die Anwesenheit des Königs, begleitet von einigen

Gnadenspenden, wird dies noch vermehrt haben. Abends war Preciosa, von der ich denn endlich einmal das Ende gesehen habe.

Den 29sten ging es über Kehl nach Offenburg. Von ersterm Orte aus fuhr der König in Begleitung meiner und eines Adjutanten nach Straßburg, besah den Münster und die Thomaskirche mit dem Mausoleum des Marschall von Sachsen, sowie einige Promenaden, ein neues sehr schönes Theater, dem das unsrige nach meinem Geschmack, weit nachsteht, und kehrten dann nach Kehl zurück, um noch bis Offenburg zu gehen. Die Franzosen, namentlich der Gouverneur, ein General La Croix, waren überaus zuvorkommend. Als wir im Begriff waren, den Münster zu besteigen, rief der Gouverneur, man solle sogleich mit dem Telegraphen nach Paris berichten, daß der Graf von Ruppin um ½4 Uhr den Thurm der Cathedrale bestiegen, und man möchte augenblicklich darauf antworten. Nach ungefähr ¾ Stunden kam auch wirklich die Antwort — daß der Directeur des Telegraphen nicht zu Hause sey, daher nichts berichtet werden könne.

Den 30sten ging es durch das herrliche badensche Oberland, über Freiburg, nach Basel. Es war eine starke Tagereise von 18 Meilen, die aber wegen der schönen Wege und guten Posteinrichtungen in 11 Stunden zurückgelegt wurden. Der König hatte gar nur 9 Stunden gebraucht. In Freiburg besahe ich mir die Kirche, auch Münster genannt, von dem Du einen Kupferstich besitzest. Es ist ein merkwürdiges Gebäude, hauptsächlich der Thurm, wegen seiner künstlichen durchbrochenen Arbeit. Einige Meilen vor Basel wird man von einer Höhe mit einem Mal auf das Angenehmste durch den Anblick eines großen Theils der Schweizer-Alpenkette überrascht. Das Wetter war an diesem Tage besonders schön, der Abend klar und heiter, daher machten die von den

Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten ewigen Schnee- und Eismassen einen imponirenden Eindruck. Ich werde später noch einmal darauf zurückkommen.

Neufchatel, den 3ten October.

Den 1sten October ging es früh von Basel, bei dem ich noch nachhole, daß es eine ziemlich bedeutende Stadt ist. Das Wirthshaus, in dem wir wohnten, lag dergestalt hart am Rhein, daß wir ihn aus unsern Fenstern an den Fundamenten des Hauses brausen hörten. Wir hatten an diesem Tage eine ziemlich starke Tagereise, dem Vernehmen nach ziemlich schlechte Wege, wenigstens einige Berge zu übersteigen, und was das Uebelste war, mit dem Eintritt in die Schweiz hörten die Posten auf. Es giebt hier nur Hauderer (Wirthsfuhrleute). Zur Vorsorge hatte ich schon einen Feldjäger von Frankfurt aus vorausgeschickt, um über die Art und Weise, wie wir reisen könnten, ob in einer oder mehreren Abtheilungen rc. Erkundigungen einzuziehen. Er brachte uns in Basel die Nachricht, daß auf den verschiedenen Stationen die erforderlichen Pferde vorhanden, wir uns daher nicht zu theilen brauchten. Der Postmeister ging nun von Basel voraus, um das Detail zu reguliren, und so vorbereitet setzten wir uns im Marsch. Der Weg führt bald in ein recht angenehmes Thal, zum Theil mit Wein bepflanzt, vorzüglich aber mit üppigen Wiesenstücken besetzt, auf welchen das schönste Schweizervieh weidete, und mit dem harmonischen Geläute erinnerte, wo wir waren. In der ersten Station hatten wir schon eine Probe der uns durch die Fama übel berüchteten Ehrlichkeit der Wirthe. Die Frau des Hauderers verlangte Bezahlung für die Pferde, und nach einigen Discussionen und der sehr ernsthaft wiederholten Anmerkung, daß der Postmeister nothwendig Alles bezahlt

haben müsse und wir uns beschweren würden, meinte sie, es könne wohl seyn, daß es schon berichtigt sey. Die alte auf einem Felsen oberhalb des Städtchens gleichen Namens gelegene Ruine des Schlosses Waldenburg gewährte einen schönen Anblick. — Wir empfanden den Unterschied gegen die Posten. Die Pferde, großer schwerer Natur, wie man sie vor den Frachtwagen findet, kamen nie aus einem kurzen Trab, der nicht besser als Schritt ist. Wir brachten auf 5 Stunden Weges 3 lange Stunden hin, doch ist zu bemerken, daß die Schweizer Stunden Weges, zwar nicht breiter, aber um ein bedeutendes länger sind, als die unsrigen. Der Weg führte fortwährend durch angenehme Thäler, die meist mit lauter kleinen Wohnungen, zum Theil bis auf die höchsten Spitzen der Berge besetzt sind. Ueberall der üppigste Graswuchs und das herrlichste Vieh. Vor der zweiten Station hatten wir einen gewaltigen Berg, den Hauenstein, zu übersteigen. Ich stieg aus und überschritt ihn zu Fuß. In einem kleinen Dorfe ließen wir uns Milch und Käse geben, deren Güte dem Lande entsprach, in dem wir waren. Unter mehrern Ruinen war die des Falkensteins besonders pittoresk und noch ziemlich erhalten. Sie liegt auf einem einzelnen Kalkfelsen, von dem westlichen Thalrande durch zwei Schluchten getrennt, und hat nach der Form des Berges eine ganz längliche Gestalt. Jenseit der zweiten Station, Balstau, kommt man durch ein sehr enges Thal, Clausthal genannt, von schroffen Felsen eingeschlossen, was sich später wieder etwas erweitert (obgleich die Felsen gleich steil bleiben) die herrlichsten Wiesen in sich faßt, und von wo man zuerst wieder die Gletscher zu sehen bekommt, die uns hernach fast immer zur Seite bleiben. In Solothurn, einer ganz hübschen, nicht unbedeutenden Stadt, kamen wir

nach einer achtstündigen Fahrt an und hatten, da dies gerade die Hälfte des Weges war, die angenehme Perspective vor uns, noch 8 Stunden im Wagen zu bleiben, was bei allen Reizen der Natur doch gleich ermüdend und langweilig ist. Die Trachten der Bewohner sind ganz schweizerisch. Von den Bergen hinter Biel hat man schöne Blicke auf die Alpen, die jetzt von der untergehenden Sonne auf das herrlichste erleuchtet wurden. Der Abend rückte heran, der Mond zeigte sich, und noch waren wir nicht auf der letzten Station. Endlich langten wir an, und fuhren nun die letzten 3 Meilen bis Neufchatel in 1½ Stunde. Der König war uns nachgekommen und ich hatte kaum Zeit, ein Kleid zu wechseln. Die Nacht bedeckte die schönen Umgebungen von Neufchatel; wir sind aber gestern und heute reichlich entschädigt worden. Der König hatte die Wohnung auf dem Schlosse einem Privathause vorgezogen. Ich muß schließen, denn der Courier muß fort. Tausend Küsse an die Kinder. Ich umarme Dich und sehe mit Sehnsucht einer Nachricht entgegen.

Ewig Dein

Joh.

b.

St. Maurice im Canton Wallis, den 6ten Octob. 1822.

Wir sind frisch auf der Reise gen Wälschland und alles geht gut. Der König ist sehr wohl, ich auch vollkommen. Von Neufchatel hole ich noch nach, daß es am Abend vor unserer Ankunft auf dem letzten Relais Anett einen herrlichen Anblick gewährte, die Stadt Neufchatel über den See illuminirt zu sehen. Von dem Jubel in derselben kannst Du Dir keine Vorstellung machen und dies ist keine Farçe, wie sonst wohl häufig, sondern wahre reine Anhänglichkeit. Das Ländchen ist aber auch recht glücklich. Es hat seit der Vereinigung mit Preußen alle Vortheile eines großen Staats und, bis auf die Katastrophe von 1806, keine Nachtheile empfunden. Ihre Verfassung und die innern Einrichtungen sind dieselben, wie sie vor Jahrhunderten waren und sie befinden sich sehr wohl dabei. Dies möge den Neuerern lehren, daß das Alte nicht immer schlecht ist. Das Land, obgleich von der Natur, wenn auch mit pittoresken Schönheiten reichlich, doch wenig mit Agriculturvortheilen ausgestattet, ist blühend und wohlhabend durch Fleiß und Industrie, indem es die Gaben seines Bodens, vorzüglich Wein, benutzt, damit einen nicht unbedeutenden Handel treibt und außerdem viele Manufacturen und Fabriken besitzt. Die Wohlhabenheit spricht sich überall aus. Während des 3tägigen Aufenthalts sahe ich keinen Bettler. Auch sind bei wenigstens 150 Supliken, die beim Könige eingegangen, nur höchstens 2 wegen Unterstützung darunter gewesen. Von den Schönheiten der Natur in romantischer Hinsicht ließe sich ein ganzes Buch schreiben.

Simplon, den 8ten Morgens.

In den letzten Tagen haben sich die Sachen, die ich Dir gern mittheilen möchte, so aufeinander gedrängt, daß ich bei der Zeitkürze nicht mehr folgen kann. Ich werde daher später nachholen, was zwischen Neufchatel und hier liegt, und bloß erzählen was gestern uns auffiel und regelmäßig damit alle Tage fortfahren, dann kann ich nicht wieder in Rückstand kommen.

Wir waren die Nacht vom 6ten zum 7ten in einem kleinen elenden Dorfe im Canton Wallis mit einem guten Wirthshause versehen, geblieben. Den 7ten Morgens gingen wir um ¼7 Uhr weiter, um von dem 4 Meilen entfernten Städtchen Brieg die Fahrt über den Simplon anzutreten. Der Weg läuft bis dahin in der Regel längs der Rhone. Das Thal, in dem man fortrückt, ist nicht über eine Stunde breit. Die einschließenden Berge sind sehr bedeutend, dahinter ragen aber solche Riesen hervor, daß man aus dem Erstaunen gar nicht herauskommt. Diese letzteren zum Theil ganz schroffe Felsen, in der Schweizersprache Hörner genannt, waren alle mit Schnee bedeckt. Ueberall sieht man Waldströme, die sich von den Bergen über Felsen herabstürzen und sehr hübsche Kaskaden bilden. Bei Brieg wird das Thal etwas weiter. Die Stadt ist klein aber ganz hübsch gebaut. Hier fängt denn nun die berühmte Straße über den Simplon an, die wirklich alles übersteigt was man sich davon denken kann. Der Weg ist stets so breit, daß zwei Wagen mit Bequemlichkeit neben einander fahren können, und läuft immer am Abhange hin. Mauern, Geländer und steinerne Strebepfeiler schützen vor dem Herunterstürzen, denn zu seiner Rechten

sieht man in eine beträchtliche Tiefe hinab. Von Zeit zu Zeit kömmt man an Häuser, Refuge genannt, die gebaut sind, um Reisende aufzunehmen. Unzählige kleine Wasserfälle sind aufgefangen und werden unter der Straße in die Tiefe geführt. Wo der Felsen sich dem Bau entgegenstellte und er nicht zu umgehen war, hat man ihn durchbrochen, wodurch Gallerien entstanden sind, von denen die eine 221 Schritt lang ist. Wir waren um ¼10 Morgens aus Brieg gefahren, und kamen um 3 Uhr auf dem höchsten Punkt der Straße an, wo ich die anliegenden Alpenrosen pflückte. Aus der Länge des Weges kannst Du abnehmen wie hoch er ist, und doch ragen solche Höhen hervor, daß man wenigstens noch einmal so viel Zeit gebrauchte, um hinauf zu kommen.

Baveno am Lago maggiore, den 8ten Abends.

Bevor man auf die höchste Stelle der Straße kommt, befindet man sich am Fuß des Schönhorn-Gletschers, von dem vier Waldströme in schönen Fällen in geringen Entfernungen von einander herab und in die Tiefe stürzen. Man hat von hier noch einen Blick in das Thal von Wallis, sieht mehrere der höchsten Schweizerberge, als die Jungfrau, und erblickt, wenn man die Galerie des Glaciers passirt hat, den Montrose, der über 14,000 Fuß hoch und der erste nach dem Mont blanc ist. Man steigt nun bergab, kommt vor dem angefangenen neuen Hospice vorbei, von dem zu bedauern, daß das herrliche Gebäude nicht fertig geworden, und sieht in der Tiefe das alte Hospice am ehemaligen Wege. Wir stiegen hinab, um das Gebäude und seine Einrichtung zu sehen. Das Haus hat eine thurmartige Gestalt und ist 6 Etagen hoch. 2 Geist-

liche vom Hospital des St. Bernhard, zum Orden des heiligen Augustin gehörig, empfingen uns, führten uns in ein kleines Zimmer und bewirtheten uns mit Wein und Kuchen. Sie sind Winter und Sommer hier und werden blos abgelöst, wenn ihre Gesundheit gelitten. Der Verunglückten giebt es hier ungleich weniger, als auf dem Bernhard, wo man jährlich im Durchschnitt 7 — 8 rechnet. Man hatte 3 der berühmten Hunde, die Dir sehr gefallen haben würden. Sie sind gelb, groß und stark, beinahe wie Bullenbeißer, aber mit langem Behang. Die Leute waren so gefällig, mir einen jungen für künftiges Frühjahr anzubieten, was ich auch angenommen habe, da ich ihn durch einen Rekruten-Transport von Neufchatel sehr leicht nach Berlin bekommen kann. Seit unserer Anwesenheit in der Schweiz hatten wir zwar sehr viel Gletscher in der Entfernung gesehen, waren denselben aber nie so nahe gewesen, daß wir diese merkwürdige Naturerscheinung genauer betrachten konnten. Ein Walliser Wegebaumeister, ein sehr gefälliger Mann, versprach, uns ohnweit des Dorfes Simplon, am Fuß des Rosboden-Gletscher, zu einem der bedeutendsten zu bringen. Wir sahen die Eismassen vor uns, es schien gar nicht entfernt zu seyn und wir schritten daher darauf los. Der Weg, oder vielmehr die Richtung, denn einen Weg gab es nicht, ging zuerst über grüne Hügel. Nach ½stündigem Steigen kamen wir an ein Feld der Verwüstung. Unzählige Massen von Felstrümmern, groß und klein, zu Bergen angethürmt, lagen vor uns, der Gletscher war zwar deutlich zu sehen, aber in einer solchen Entfernung, daß vorauszusehen war, wir würden noch zweimal so viel Zeit gebrauchen und höchst beschwerlich zu steigen haben. Der Tag neigte sich schon; kaum konnten wir vor Abend in Sim-

plon seyn. Demohngeachtet wollten wir nicht umkehren, um uns nicht auslachen zu lassen. Unser Führer, der oben erwähnte Walliser, konnte gar nicht begreifen, wo der Gletscher hingekommen, den er noch in diesem Frühjahr auf der Stelle gesehen hatte, wo wir uns gerade befanden. Er schlug vor, er wolle allein über die Trümmer gehen, und sehen, was auf der andern Seite befindlich. Wir ruhten nun etwas und sahen ihn, als gebornen Bergbewohner, mit Leichtigkeit über den Steinberg gehen. Endlich war er oben und winkte uns. Wir stiegen los, und nach einem ½stündigen, unglaublich beschwerlichen Marsch waren wir auf der Höhe und sahen eine ungeheure Eismasse vor uns, die eine etwa 20 Fuß tiefe Spalte hatte, in deren Hintergrunde sich eine tiefe Grotte wölbte, aus welcher, und zwar unter dem Eise fort, ein Waldstrom dahin rauschte. Wir sahen jetzt deutlich, daß die Eismasse, vor der wir standen, unmittelbar mit dem Rosboden-Gletscher zusammenhing, der wenigstens noch 2000 Schritt entfernt war. Die Entstehung dieser Massen scheint mir sehr klar. Wenn die Sonne im Frühjahr zu wirken anfängt, so schmilzt der Schnee an den Abhängen, und das Wasser fließt in die Schluchten, wo es bei den scharfen Nachtfrösten gefriert, in kühlen Sommern nicht ganz aufgethaut werden kann, im folgenden Winter und Frühjahr bedeutend zunimmt und sich so zu ungeheuren Massen bildet. Bei heißeren Sommern wird zwar ein größerer Theil geschmolzen, da der Gletscher aber nie ganz aufgelöst wird, so entsteht ein anderer Uebelstand, der oft großes Unheil anrichtet. Der Gletscher rückt nämlich im Thal vor, schiebt Alles vor sich her, und zerstört, was ihm im Wege ist. Dies war hier geschehen, daher die Masse von Trümmern. Oft geschieht es, daß ein Gletscher so weit vorrückt, daß er ein

ganzes Thal ausfüllt, und wenn dann, wie dies gewöhnlich, ein Waldstrom aus ihm entspringt, oder ein solcher im Thal fließt, so werden diese oft dergestalt verstopft, daß Seen, Durchbrüche und Ueberschwemmungen entstehen, welche ganze Thäler verwüsten. Wir kehrten endlich nach eben so beharrlichem Hinabsteigen zurück, und langten mit einbrechender Nacht in Simplon, einem kleinen Dorfe mit gutem Wirthshaus, an, ein großes Stück Eis, als Zeichen des Sieges, heimbringend.

Den 8ten Morgens ½7 Uhr setzten wir uns im Marsch, um die zweite Hälfte der Simplonstraße hinabzufahren, die uns aus der Schneeregion in die milden Thäler Italiens bringen sollte. Die Straße bleibt sich in Hinsicht auf ihre Bauart ganz gleich, nur sind der Schwierigkeiten hier noch weit mehr als zu Anfang zu überwinden gewesen. Der Weg führte uns bald in ein Thal, welches das rauheste ist, das ich in meinem Leben gesehen. Denke Dir eine Felsschlucht nicht breiter als die Straße und einen wüthend dahin brausenden Waldstrom, die Doveria genannt, die schroffen Felswände, von denen sich unzählige Bäche hinabstürzen, wenigstens 1500 bis 2000 Fuß hoch, zum Theil so überhängend, daß es fürchterlich aussieht, und Du hast das Thal von Gondo, in welchem man gegen 1½ Stunde eingeengt bleibt, daß einem ordentlich ängstlich zu Muthe wird. Da der Felsen oft bis in die Doveria reicht, so hat man vier Gallerien durchsprengen müssen, von denen die größte 221 Schritt lang ist. Endlich gelangt man bei dem Dorfe Iselle auf italienischen Grund und Boden, der aber noch nicht die Milde des Charakters ahnden läßt, durch welchen der Dichter zu seinem Liede angeregt würde. Noch immer dauert das Felsthal fort, und wenn auch bei dem Dorfe die Natur einige Zeichen des Lebens von sich gab, indem man

Nuß- und Kastanienbäume gewahrte, so wurde gleich darauf die Gegend noch schauriger, da die sonst schroff anstehenden Felsenwände ungeheure Trümmer umhergeworfen hatten, von denen mehrere in die Straße hinabzustürzen drohen. Aber der Baumeister hat dem durch Unterstützungsmauern zu begegnen gewußt, daß, wenn nicht durch Lawinen und Wasserströme neue Verwüstungen angerichtet werden, der Reisende nichts zu befürchten hat. Bei dem Dorfe Dovedro erweitert sich das Thal etwas, und die ganze Gegend nimmt eine freundlichere Miene an. Man sieht die sanfter ablaufenden Abhänge mit Wohnungen, Weinpflanzungen und Obstbäumen besetzt, von denen dem nordischen Auge besonders die ächte Kastanie auffällt. Kurz darauf verengt sich das Thal wieder, ohne jedoch die frühere Rauheit anzunehmen. Bei Crevola wird die Gegend um vieles freier, und gewährt einen hübschen Anblick. Die das etwa eine Stunde breite Thal einschließenden Höhen sind mit Dörfern und Landhäusern bedeckt, die, weil sie alle massiv gebaut und weiß angestrichen sind, mit den sie umgebenden Waldungen und Pflanzungen einen angenehmen Contrast bilden. Die früher sich wild über Felstrümmer dahinstürzende Doveria fließt ruhig durch Wiesen dahin, und ergießt sich bald in die Toccia, welche sich später in den Lago maggiore verliert. Die Straße führt in einer graden Linie nach der ersten italienischen Stadt Domo d'ossola, von der nichts Besonderes zu erwähnen ist. Vorher kommt man eine ganze Strecke lang durch ein Elsbruch, was dem uns bekannten Stadtbruch gar nicht unähnlich war. Das Vieh, was man hier sieht, ist so elend, daß es mit dem Schweizervieh gar nicht zu vergleichen ist. Von Domo führt die sich immer gleich bleibende schöne Straße durch ein reich ange-

bautes Thal, wo besonders der häufige Maisbau auffällt, nach Vocogna, in dem wir keine frischen Pferde aus dem sehr zureichenden Grunde erhielten, weil keine vorhanden waren. Nach einigen pour parlers mit dem geängstigten Posthalter, wobei ich zuerst mit meinem Italienischen hervortrat, erhielten wir endlich Pferde, die vor ½ Stunde von Domo angekommen waren, und unterdessen etwas gefressen hatten. Die Gegend bleibt sich gleich. Ein von bedeutenden Bergen eingeschlossenes Thal, in dem Mais und andere Pflanzungen, mit Bäumen, an welchen sich die Rebe in Guirlanden und Festons herumwindet, abwechseln. In einem Dorfe gab es ungewöhnlich starke Feigenbäume, die, wie bei uns etwa die Pflaumenbäume, an der Mauer standen. Nach einer 1½stündigen Fahrt kamen wir über Gravelona nach Fariola, und hatten den ersten Blick auf den Lago maggiore. Es kann nichts überraschender seyn als dieser Anblick, nachdem man vor wenigen Stunden noch von der schauerlichsten Verwüstung umgeben war. Der herrliche Wasserspiegel, die mit Wald bekränzten Ufer, an denen unzählige Dörfer und einzelne Wohnungen wie Lichtpunkte hervorblickten, die Isola madre, welche sich wie ein Bouquet aus den Wellen erhebt, dies alles bildet ein Gemälde, das sich nicht würdig beschreiben läßt. Der König war schon eine Stunde früher angelangt, hatte mit gewohnter Güte auf uns gewartet, um nach den Inseln zu fahren. Eine mit rothen Teppichen behangene und durch 10 in grün und rother Seide und Silber gekleideten Gondeliere geführten Gondel des Grafen Boromée harrten am Ufer, wie ein Bild von Canaletto.

Mailand, den 13ten October 1822.

Wir fuhren zuerst nach der Isola bella. Diese war vor länger als 100 Jahren noch ein nackter Fels. Ein Graf Boromée hat mit vielen Kosten Erde dahin schaffen und einen bedeutenden Pallast erbauen, auch Terrassen und allerlei Anlagen machen lassen. Diese sind es aber nicht, welche Auge und Herz erfreuen, sondern die köstliche Lage der Insel, und vor allen die vortreffliche Vegetation, welche daselbst herrscht. Denn nicht allein, daß man in einem schattigen Lorbeerhain spazieren geht, so sieht man auch Orangen an den Spalieren, wie bei uns Apricosen und Pfirsichen, man wandelt sogar in einem Limonienwald, dessen Bäume aber im Winter bedeckt werden, und ist von Granatbäumen, die mit Früchten prangen, umgeben. Ich sende Dir etwas als Probe. Die Isola madre, ¼ Stunde davon entfernt, ist interessanter, weil man der Natur nicht solchen Zwang angethan. Die Vegetation ist eben so, Aloe und Feigen wachsen wild und ohne Cultur, Lorbeerhaine, in welchen ich auch bescheiden unsere Kiefer fand, wechseln mit Orangen-Spalier und Bäumen, die hier, man sagt wegen der größern Entfernung vom Lande, nicht bedeckt werden, ab.

Den 9ten fuhren wir früh von Baveno. Der Weg führt immer längs dem See und ist reizend. Rechts eine Hügelreihe mit Wein, Kastanien und Feigen bepflanzt, und durch prächtige Landhäuser geziert. Dörfer, die bei uns den Namen Städte unbedenklich führen würden. Links der schöne See mit den Inseln und den reichen Ufern. Bei Arona, einer recht hübschen Stadt, steht die colossale Statue des heiligen Carl Boromée, eines Vorfahren des jetzigen Besitzers der

Inseln, die nicht weniger als 66 Fuß ohne das Piedestal hoch ist.

Brescia, den 15ten October.

Bei Sesto Calendo geht man auf einer Fähre über den Ticino, der vom St. Gotthard kommt, durch den See fließt, und dann dem Po zuströmt. Zwischen Arona und Sesto ist ein Strich Landes, der völlig unsern märkischen Gegenden ähnlich sieht. Kiefer- und Birken-Gebüsch, ärmlicher Sandboden, mit einem Worte, man glaubte nicht, in Italien zu seyn, wenn nicht einzelne Kastaniengebüsche daran erinnerten. Dagegen gewahrte man rückwärts einen Theil der Alpen, die bei dem heutigen klaren Wetter, ihre schneebedeckten Häupter in scharfen Umrissen gegen den Himmel streckten. Vor allen prangt so der Monte Rosa, den ich schon oben erwähnt, und der bei einer Entfernung von wenigstens 10 Meilen so nahe erscheint, daß man die Gletscher in seinen Schluchten mit ihren Spalten und Rissen deutlich wahrnehmen kann. Es scheint überhaupt, als wenn man bei solchen ungewöhnlichen Massen ganz den Maaßstab verlöre. Als wir auf dem Simplon waren, lag bei der Galerie des Glaciers ein Gletscher seitwärts, der in gerader Richtung höchstens ½ Stunde entfernt schien, und dem Scheine nach ohne Schwierigkeit zu besteigen war. Die Spalten sahen aus wie Fußsteige von Menschen und Vieh, welche man im Schnee findet. Unser Führer, der Walliser Ingenieur, löste aber unsern Wahn, indem er versicherte, daß wir wenigstens 3 Stunden brauchen würden, bis wir am Fuße seyn würden und daß die scheinbaren Steige Spalten und Risse von 30 — 40 Fuß Breite seyen.

Hinter Sesto nimmt das Land den Charakter an, den man

hernach in der ganzen Lombardei findet, der von seiner großen Cultur zeigt, aber dem Reisenden wegen der Einförmigkeit, und des Benehmens jeder Aussicht ungemein lästig wird. Alle Felder sind mit Hecken, mehr noch mit Bäumen umgeben, die zum Theil dicht an einander gepflanzt in dem herrlichen Boden üppig gedeihen, und dem Landmann das nöthige Brennholz liefern. Es sind gewöhnlich Maulbeeren, Aloiden, Pappeln, Kastanien, Linden, Espen 2c. Hin und wieder sind die Bäume weitläufiger gepflanzt, und dienen dann mehreren Weinreben, die um sie herumstehen, zum Stützpunkt. Die Reben umwinden den Baum bis zur Spitze und werden en feston von einem zum andern geführt.

Verona, den 16ten October 1822.

Von der Ueppigkeit des Bodens unter einem solchen Himmel und bei einer so ungemein sorgfältigen Bearbeitung kann man sich kaum einen Begriff machen. Es ist nichts Neues, daß man von einem Felde in einem Jahre dreimal erndtet und Wiesen 5 — 6mal mähet. Es prangten jetzt mehrere der letztern in dem frischesten Grün mit Blumen besäet, wie bei uns etwa im Mai und Juni, auch sah ich Flachs, der etwa vor 3 Wochen gesäet war, und doch noch geerndtet werden soll, — so wie blühende Kartoffeln. Was nächst der fleißigen Bewirthschaftung die Fruchtbarkeit noch sehr erhöht, ist die unter günstigen Localverhältnissen bis zur höchsten Vollkommenheit getriebene Bewässerung der Felder. Das ganze Land ist von 3 Seiten durch Gebirge begränzt, deren höchste Spitzen in die Regionen des ewigen Schnees reichen. Solche Massen dienen immer als Niederschlags-

mittel für das in der Atmosphäre im expansiblen Zustande befindliche Wasser. Daher mehrere bedeutende Ströme, viele Flüsse, unzählige Gewässer sich von ihnen herabergießen. Die Hauptader des Landes ist der Po, der dasselbe in seiner ganzen Länge, von Morgen gegen Abend durchströmt, und die von den Alpen und Apenninen herabfließenden Gewässer aufnimmt. Es ist daher möglich, diese bis zum Thalrand des Po zum Bewässern zu benutzen, und dies ist mit solcher Umsicht geschehen, ist in ein so wohl berechnetes System gebracht, daß man das Tränken der durstigen Gefilde in jeder Jahreszeit in der Gewalt hat.

So viel für heute über Italien. Ueber Mailand im nächsten Briefe. Jetzt zur Beantwortung der Deinigen. Gottes Segen über Euch, meine Innigstgeliebten. Auch ich habe eine solche Sehnsucht nach Euch, daß ich Italien mit allen seinen Herrlichkeiten fahren ließe, und heute noch den Stab rückwärts setzte, wenn es mir vergönnt wäre. Gott wird Euch schützen und Dich insbesondere stärken und erhalten. — Grüße alle Bekannte. Für Job erfolgt ein Brief. Auch an Constantin besorge die Einlage. Der Gräfin Truchseß meine innige herzliche Empfehlung, begleitet von der Versicherung, daß ich sie wie meine Mutter liebe. Willst Du ihr das mittheilen, was ich Dir von der Reise geschrieben, so thue es mit dem Bemerken, daß ich weder Schriftsteller bin, noch Talent dazu habe, daß ich die Eindrücke wiedergebe, wie sie mir würden, wie ich sie nach meiner Individualität aufzunehmen im Stande bin, einfach, ohne gesuchten Schmuck, — daß ich überhaupt zu schreiben wie zu reden pflege. Ich habe ihr versprochen zu schreiben und werde dies mit Ehestem thun. Mit meiner Gesundheit geht es fortwährend gut. Ich habe

durch eine leichte Diarrhöe mit allen Reisegefährten, den König nicht ausgenommen, einer zum Theil veränderten Lebensweise und einer andern Atmosphäre den Tribut bezahlen müssen, bin aber jetzt sehr frisch auf den Beinen. Mit den Geschäften geht es, Dank sey es der Umsicht und Thätigkeit von Thilen so mäßig, daß ich mich wirklich geistig zu erholen anfange und mir wie ein Baum vorkomme, der durch Zentnerlast zu Boden geneigt, sich zu erheben anfängt, nachdem dieselbe hinweggenommen.

Wegen der fernern Reise ist noch nichts festgesetzt. Wahrscheinlich werden wir den 23sten eine Excursion nach Venedig machen, was nur eine gute Tagereise entfernt ist. Mit dem nächsten Courier erhältst Du bestimmte Nachricht. Morgen kommt wieder ein Schreiben von Dir an, und übermorgen oder Sonntag den 20sten geht die Antwort ab. Dann wird es so eingerichtet werden, daß immer am nemlichen oder folgenden Tage, wo ein Courier angekommen, ein anderer abgehet.

Ich schicke Dir beikommend einen Granatapfel und eine Limonie von den Boromeischen Inseln. Blumen ꝛc. die ich an verschiedenen Orten gepflückt habe. Ansichten der Alpenkette bei Neufchatel mit Erklärung. Dies wäre vielleicht schon etwas für den Salon in Charlottenburg, 2 Ansichten des Doms von Mailand, mehrere andere aus dieser Stadt, worüber im nächsten Briefe ausführlich. Und nun lebe wohl. Ich umarme Dich von Herzen, tausend Küsse an die Kinder. Das Buch, worin die Blumen liegen, schicke ich mit, weil ich es nicht gebrauche, da ich es noch einmal italienisch habe.

c.

Verona, den 30sten October 1822.

Ich habe Deinen Brief No. 6. richtig erhalten. Deine Unruhe wird durch die von mir eingegangenen Nachrichten völlig beseitigt seyn. Daß ihr Euch wohl befindet, was könnte mir wohl erfreulicher seyn, denn ich habe eine unendliche Sehnsucht nach Euch und zähle die Stunden bis zur Rückkehr. Gott erhalte und schütze Euch. Die Excursion nach Venedig, von der ich Dir sehr viel zu erzählen habe, ist mir ungemein wohl bekommen, und ein leichter Anfall von Diarrhöe, der sich gestern eingestellt hatte, dem fleißigen Gebrauch der Limonade gewichen. Dies Mittel, welches man bei uns eher als verderblich wirkend annehmen würde, ist in dem hiesigen Clima, da das Uebel in der Regel aus Erhitzung oder Ueberreiz herrührt, ungemein wohlthätig. Was nun das Clima, so weit wir dessen Eindrücke empfunden haben, anbetrifft, so sind wir ohngefähr so weit, wie wir bei uns in der Mitte September waren. Die Bäume haben größtentheils das Laub noch, nur wenige fangen an es zu verlieren. Orangenbäume stehen noch draußen, und das Thermometer zeigt Morgens vor Sonnenaufgang 8° über 0 und Mittags im Schatten 15°. Als wir über den Simplon gingen, war der Unterschied recht auffallend. Auf dem Wege von Neufchatel nach Lausanne war es drückend warm, das Thermometer stand an diesem Tage 19° im Schatten. In Wallis veränderte sich das Wetter; es wurde kühler, und in Brieg stand das Thermometer Morgens um 9 Uhr 8° über 0. Die Spitzen selbst der mittlern Gebirge waren mit Schnee bedeckt. Um Mittag schien die

Sonne ohngefähr auf der halben Höhe des Simplon so warm, daß es beinahe empfindlich war. Demohngeachtet zeigte das Thermometer um 3 Uhr Nachmittags auf dem höchsten Punkte der Straße 2½° über 0 im Schatten. Auf den stillstehenden Gewässern war Eis. Im Dorfe Simplon stand das Thermometer Abends 10 Uhr 6° über 0. Morgens um 5 Uhr 5½° und um 4 Uhr Nachmittags auf der Isola madre 15°. Sonst ist hier bei Verona außer Feigenbäumen, die wild wachsen, Mandeln, Kastanien, colossalen Cypressen und wenigen Oelbäumen kein wesentlicher Unterschied in der Vegetation. Von den letztern schicke ich eine Probe. Auch sende ich Dir eine Schachtel mit Granatäpfeln für die Kinder. Man genießt nur den Saft der Kerne, welche herausgenommen und mit Zucker bestreut werden.

Ich habe noch von Mailand nachzuholen.

Man kann sich beinahe nichts Schöneres denken, als den letzten Theil der Simplonstraße vor Mailand. Der Weg ist ohngefähr 4mal so breit, als gewöhnlich Chausseen zu seyn pflegen, auf jeder Seite mit 3 Reihen Tulpenbäumen besetzt. die in der Blüthe einen herrlichen Effect machen müssen. Längs des Weges die üppigste Feldcultur, die nur die Unannehmlichkeit hat, daß jede Ansicht verhindert wird, daher man auch wenig von Mailand sieht. Dicht vor der Stadt kommt man an einen unvollendeten Triumphbogen, den Napoleon zu bauen beabsichtigte, und der dem Vernehmen nach, da schon eine Menge Materialien, es ist alles weißer Marmor, vorbereitet liegt, von den Oestreichern, versteht sich mit veränderten Emblemen beendigt werden wird. Hinter diesem Bauwerk kommt ein großer viereckigter mit einer Mauer umgebener Platz zu Truppenübungen, und dann die Gebäude des ehemaligen

Castells, jetzt zu Casernen eingerichtet. Die Stadt ist groß und hat einzelne schöne Gebäude, ist aber sonst eng gebaut. Vor allen prangt der Dom, ein in seiner Art einziges Gebäude. Ich kann Dir nicht beschreiben, wie erhaben der Eindruck war, den das Innere dieses Tempels auf mich gemacht hat. An seiner äußern Structur, vornehmlich an seiner vordern Façade, die im griechischen Styl, mit dem Character des ganzen Gebäudes in Widerspruch steht, und dann an der unendlichen Masse von kleinen Thürmen, Baldachinen und Spitzen auf dem Dache ließe sich wohl etwas tadeln, aber das Ganze imponirt immer sehr, um so mehr, als es ganz aus weißem Marmor besteht. In der Kirche selbst ist kein Kunstwerk von besonderer Bedeutung, und sie ist in dieser Hinsicht mit den venetianischen gar nicht zu vergleichen. Bemerkenswerth ist das Grab des heiligen Carl Boromée, der in einem gläsernen Sarge in einer unterirdischen Kapelle liegt, die ungemein reich mit silbernen und vergoldeten Basreliefs verziert ist. Von dem Dache der Kirche, auf dem man bequem herumgehen kann, genießt man eine köstliche Aussicht über die Lombardei und einen Theil der Alpen. Man sieht das eisbekränzte zackige Haupt des Monte Rosa und die ganze Masse des Simplon mit seinen Gletschern. Außerdem ist dieses Dach eine wahre Welt in architectonischer Hinsicht: unzählige Thürme, alle mit Statuen verziert, von denen eine immer auf jeder Spitze. Man rechnet, daß jetzt schon über 5000 Statuen auf dem Gebäude befindlich und vielleicht fehlen beinahe noch eben so viel. Es wird noch immer fort gearbeitet, jetzt aber sehr langsam, Unter Napoleon ist viel geschehen. Von den andern Kirchen Mailands ist keine einer ganz besondern Bemerkung werth. Man findet in Italien, so weit ich es gesehen, eine Menge

großer und schöner Kirchen, ja in vielen Dörfern welche, die bei uns eine Residenz zieren würden, ich will daher mit der vorigen Bemerkung nicht sagen, daß die Kirchen Mailands unbedeutend wären, aber sie zeichnen sich nicht vor andern wesentlich aus. Von Kunstsammlungen ist bemerkenswerth zuvörderst die Brera oder Academie der Wissenschaften und Künste mit einer vortrefflichen Gemälde-Sammlung, worin vorzüglich ein prächtiges Jugendwerk Raphaels, die Vermählung der Maria, auch bei uns durch einen Kupferstich bekannt, was bei allen Mängeln einer Jugendarbeit doch den großen Geist ahnen läßt, der hier in der ersten Entwickelungsperiode erscheint. Bei der Brera ist noch eine große Bibliothek und eine reich dotirte Sternwarte. Es waren in einigen Sälen auch Bilder neuerer Meister und solche aufgestellt, die den Preis erhalten hatten, sie sind aber nicht des Erwähnens werth und kein einziges ist mit denen unseres Begasse oder Wach zu vergleichen. Die ambrosianische Bibliothek mit vielen Handschriften. Ein Buch von Leonardo da Vincis eigener Hand, zum Theil mathematische Studien und Handzeichnungen enthaltend, ist interessant. In dem ehemaligen Refectorio des zur Kirche Santa Maria della gracia gehörig gewesenen Convents ist das berühmte Abendmahl Leonardo da Vinci's. In seinem jetzigen destruirten Zustande gewährt es einen höchst betrübten Eindruck. Wenn etwas Großes in der Zeit untergeht, die nichts verschont, so tröstet man sich mit dem allgemeinen Weltlauf, wenn aber ein solcher Schatz durch Muthwillen und Barbarei vernichtet wird, so kann man nur erbittert werden.

Von den Theatern habe ich 3 gesehen. Das Alla Scala ist eins der größten Italiens und wirklich imposant. Es

werden hier Opern gegeben, und wir sahen Adele ed Emerico von Mercadante. Ich bin im Ganzen sehr zufrieden gewesen. Die Prima Donna Signora Fabriche, eine junge hübsche Person von 20 Jahren, hat eine vortreffliche Stimme, noch nicht völlig ausgebildet, aber sehr viel versprechend. Die 2te Donna von guter Methode — mit **beaux restes**, die 3te eine schöne Alt-Stimme, dazu ein mittelmäßiger Tenor, aber zwei herrliche Baßstimmen, so hast Du das Personal. Das Orchester ist stark besetzt und spielt gut. 7 Contre-Bässe, 4 Violoncello, 8 Bratschen, 26 Violinen, die Blasinstrumente wie gewöhnlich. Ein Corps Posaunen, was in den jetzigen Opern nicht fehlen darf, als wäre à la veille des jüngsten Tages und wollte dem Erzengel secondiren, wenn er den verhängnißvollen Ruf erschallen läßt. In Mailand gilt die italienische Mode, eine Oper wenigstens 30 — 40mal hintereinander zu geben. Während unsers 4tägigen Aufenthalts wurde immer dasselbe gegeben, und noch jetzt sehe ich aus den mailändischen Zeitungen, daß kein anderes Stück auf dem Repertoir stehet. Dann und wann fängt man auch mit dem zweiten Act an, wie ich dies in Mailand selbst erlebt, oder giebt 2 Acte von verschiedenen Opern, wie hier in Verona. Zwischen den Acten kommt immer ein großes Ballet, und nach dem letzten Act ein kleines humoristischen Inhalts. Die Oper nun anlangend, die wir gesehen, so zeichnet sie sich gewiß unter den neueren italienischen Compositionen vortheilhaft aus. Melodisch und gesangvoll fehlt es ihr in einzelnen Stellen nicht an Character, und wenn auch hin und wieder etwas rossinirt wird, so scheint der Componist doch mehr dem Zeitgeschmack als seinem Talent gefolgt zu sein, und wohl die Fähigkeit zu besitzen, etwas Besseres zu liefern. Ich schicke Dir Einiges, um es Schneidern

mitzutheilen, der daraus vielleicht etwas für Militair=Musik arrangiren kann. Das Duett No. 2. ist komisch und nimmt sich auf dem Theater sehr gut aus. Das beste Stück, ein Quintett, habe ich aber nicht bekommen können.

Das Ballet Gabriele du Vergy, nach einem französischen Trauerspiel, ist eine widrige Pièce. Die Pantomime wird nicht übel, aber unglaublich outrirt gegeben, der Tanz bleibt in den Solos weit unter dem Pariser, in den Ensembles aber, und besonders was Gruppirungen anbetrifft, ist er gut zu nennen, nur fehlt den Tänzern durchaus die französische Grazie. Das letzte Ballet komischen Inhalts, il merciantjuolo in angustie oder der Krämer in Aengsten war eine leichte Farce, welche das sanfte Mittel zwischen schlecht und gut hielt. Das Teatro Re, wo Lust= und Trauerspiele gegeben werden, ist in Rücksicht auf das Gebäude gegen das vorige kleinlich zu nennen. Für die Schönheiten des italienischen Trauerspiels haben wir kalte Nordseelen keinen Sinn, denn wir können es nicht begreifen, daß man sich wie toll geberden und die schöne melodische Sprache so zerbrechen muß, daß man nur ein widerliches Schnarren hört. Zudem waren die beiden Donnen ein Paar feiste Personen, die sich wenig zu den ätherisch=griechischen Gestalten paßten, die sie zu repräsentiren hatten. Von dem dritten Theater, welches wir gesehen, brauche ich nur den Namen zu nennen, um Alles gesagt zu haben: Marionetten.

Außerdem wäre in Mailand noch der königliche Pallast beim Dom, die jetzige Villa Reale ehemals Villa Bonaparte, mit einem hübschen Garten, und der Corso Nuovo, eine breite schöne Promenade um einen Theil der Stadt, zu erwähnen, und vorzüglich die von Napoleon nach dem Muster der Alten

Den 5. Novbr. Ferrara.
= 6. = Forli.
= 7. = Ancona.
= 8. = Tollentino.
= 9. = Terni.
= 10. = Rom.
bis zum 18. Mittags daselbst.
Nachmittags Velletri.

Den 19. Novbr. Molo di Gäta
= 20. = Neapel.
bis zum 30. daselbst.
= 1. Decbr. Terracina.
= 2. = Rom.
bis zum 6. daselbst.
= 7. = Spoleto.

= 8. Decbr. Arrepo.
= 9. = Florenz.
bis zum 12. daselbst.

= 13. = Bologna.
= 14. = Mantua.
= 15. = Verona. Wie lange hier, ist zwar noch nicht ganz gewiß bestimmt, aber ich hoffe, daß ich am Neujahrstage bei Dir bin. Lebe wohl. Tausend Küsse an die Kinder, ich schließe Dich in Gedanken in meine Arme. Grüße alle Bekannte.

Ewig Dein

Job.

die Garnison unter den Waffen und Alles zum Empfang des Königs bereit, der ohngefähr 1 Stunde später eintraf.

Der Kaiser Alexander hat mich sehr gnädig empfangen und in einer Privataudienz weitläuftig über mancherlei Gegenstände gesprochen. Der Kaiser Franz ist um vieles älter geworden, auch die Kaiserin hat sich sehr verändert. Von den andern Personen nächstens. In Verona ist außer dem Amphitheater, wovon ich Dir noch eine Zeichnung schicken werde, eben nichts besonders denkwürdig, obgleich ein hiesiger Einwohner, Graf Persica, ein dickes Buch von 2 Bänden über das Sehenswerthe geschrieben hat.

Es sind einige hübsche Kirchen, mehrere schöne Palläste, eine denkwürdige Brücke, Mauern aus den Zeiten der Römer, Karls des Großen, der Scaliger und der Venetianer, das ist aber auch alles, und dergleichen findet man häufig in dem europäischen Stiefel. Was aber schön und reizend genannt werden kann, ist die Gegend. Verona liegt auf beiden Ufern der Etsch, die in mehreren Krümmungen durch die Stadt rauscht. Nördlich liegen die Vorberge der Tridentiner Alpen, die mit Landhäusern und Gärten prangen. Die Stadt hat bedeutenden Umfang, ist aber nicht sehr bevölkert. Die Historie von Romeo und Julie hat sich hier zugetragen, man zeigt noch das Haus von Capulet und Juliens Sarg, den prosaische Menschen nur für einen steinernen Wassertrog halten. Für den Militair ist Verona ein wichtiger Punkt, weil man sich um und in der Stadt häufig geschlagen hat. Die Felder von Arcole und Rivoli sind auch sehr nahe. Ueber die Excursion nach Venedig im nächsten Briefe.

Zum Schluß unsere Marschroute nach Rom und Neapel.

berge mit den in üppiger Cultur prangenden Vorhügeln, rechts die euganeischen Gebirge, überall Schlösser, Landhäuser, Ruinen von Burgen, dazwischen eine fruchtbare Ebene, kurz Alles, was eine Gegend reizend und angenehm machen kann. Bei Montebello hörte ich zuerst den Wind in der Pinie Wipfel sausen, und lege einen Zweig beikommend zu Füßen. Bemerkenswerth ist noch, daß die Flußbetten des Albego und des Agno höher liegen als die Felder, weshalb man sie mit Mauern eingefaßt hat, um Durchbrüche und Ueberschwemmungen zu vermeiden. Vicenza ist ein ziemlich bedeutender Ort, der Geburtsort des berühmten Baumeisters Palladio, von dem eine Menge Palläste, Kirchen und andere Gebäude, vornehmlich hier in Venedig, existiren. Wir besahen die Kirche **della santa coronna**, wo sich außer mehreren ein gutes Bild von Paul Veronese, die Anbetung der Weisen, befindet, was aber leider schlecht restaurirt war, und in einem schlechten Lichte hing. Dies findet man überhaupt häufig. Oft hängen die schönsten Bilder in Winkeln oder Sacristeien herum, daß man sie gar nicht sehen kann.

Das sogenannte Teatro Olimpico von Palladio, nach dem Muster der Alten gebaut, hat keinen Eindruck auf mich gemacht. In den Beschreibungen wird großes Wesen davon gemacht. Die Scene stellt eine Stadt vor: der Zuschauer sieht in 6 Straßen hinein. Die Häuser sind nicht etwa gemalt, sondern wirkliche Gebäude von Stuck, perspectivisch gruppirt, aber unter der natürlichen Größe. Daher erscheint alles kleinlich. In einem colossalen Maaßstabe ausgeführt mag es Effect machen, so wie es dasteht, nicht ½ Stunde von der Stadt längs der Monte Berico, auf welchem eine Kirche liegt, zu der ein aus 300 Bogen bestehender bedeckter Gang

hinauf führt. Von jener Höhe und vorzüglich von einem Balcon des Convents hat man eine der entzückendsten Aussichten, welche ich in meinem Leben sah. Zu den Füßen Vincenza mit seinen 60 Kirchen, links die Alpen mit reizenden Vorhügeln, rechts das euganeische Gebirge, dazwischen eine unabsehbare Ebene mit Städten, Dörfern, Gehöften und Häusern besäet, von denen die Städte Bassano und Padua besonders in die Augen springen. In dem Saale des Convents war ein Bild von Paul Veronese, das Gastmahl Sixtus des V. darstellend, der unter mehrern auch einen Pilger eingeladen hatte, der nichts weniger als der Heiland selbst war. So kann sich der Geist irren. Das Bild hatte gute Partien. Bei der Rückkehr fuhren wir noch etwas in der Stadt herum und besahen die Façaden mehrerer von Palladio gebauten Gebäude, worunter sich der Palazzo della guisticia auszeichnete.

Der Charakter der Gegend bis Padua bleibt sich gleich, man sieht wenig Dörfer, aber desto mehr einzelne Villen und Gehöfte. Padua ist eine bedeutende Stadt mit vielen Thürmen und Kuppeln. Die Kirchen des heiligen Antonius und der heiligen Giustina haben jede 6 — 8 Kuppeln. Die Straßen sind enge und finster wegen der Arcaden, die sich in den meisten zu beiden Seiten finden. Im Flur des Wirthshauses, wo wir abtraten, hingen die Wappen hoher Häupter, die hier geherbergt hatten, als Kaiser Paul und Gemahlin als Großfürst, Joseph II. und Leopold II. ꝛc. Dicht dabei ist die Kirche des heiligen Antonius im byzantinischen Geschmack, weshalb sie Aehnlichkeit mit den Kirchen in Moskau hat. Vor der Kirche steht eine bronzene Statue equestre des venetianischen Feldherrn Erasmo Narnis von schlechter Arbeit. Die

Kirche selbst ist im Innern ungemein prächtig, das Grab des heiligen Antonius mit schönen marmornen Basreliefs umgeben, die sein Leben und seine Wunder darstellen, befindet sich in einer Seitencapelle. Hinter dem Hochaltar ist ein Tabernakel mit Reliquien, worunter die Zunge und der Unterkiefer des heiligen Antonius. In dem Convente der Kirche sollen Frescomalereien von Tizian seyn, es verlohnt sich aber nicht der Mühe hinzugehen, denn es sind wahre Subeleien des Namens völlig unwürdig. Die Kirche der heiligen Giustina ist noch größer als die vorige, und im nämlichen Styl. Sie imponirt ungemein und ich wüßte außer dem Dom zu Mailand keine, die mir mehr gefallen hätte. Das Altarblatt, den Märtyrertod der Heiligen vorstellend, ist ein gutes Bild von Paul Veronese. Außerdem befindet sich im hohen Chor eine Reihe von hölzernen Basreliefs, die sehr fleißig gearbeitet sind. Der Fußboden der Kirche ist von rothem, weißem und schwarzem Marmor und sieht sehr gut aus. Es sind noch einige gute Bilder von einem mir entfallenen Meister darin. Vor der Kirche ist ein großer runder Platz, mit Bäumen bepflanzt der prato della valle heißt, zu den jährlichen Messen gebraucht wird, und mit den Bildsäulen berühmter Venetianer geschmückt ist. Ein anderes merkwürdiges Gebäude ist der Palazzo della giusticia, ein großes imposantes Bauwerk, wo sich ein Saal von 109 Schritt Länge und 36 Schritt Breite befindet. Der größte, den ich gesehen. Ein steinernes Grabmal, in dem Saale aufbewahrt, wird für das des Livius ausgegeben. In der Kirche zu den Eremiten ist das Grab des Prinzen Friedrich von Oranien, Bruder des jetzigen Königs der Niederlande, der im Jahre von 1700 und einigen 90 als östreichischer General in Italien starb; es ist von Canova und stellt eine schöne weibliche trauernde Figur

bar. In derselben Kapelle ist ein schöner Johannes der Täufer von Guido Reni. Die Universität von Padua ist eine der vorzüglichsten und ältesten in Italien, und zählt jetzt 8—900 Studenten. Der botanische Garten soll vortrefflich und der älteste in Europa seyn. Ich habe ihn leider nicht sehen können.

Den 24sten setzten wir den Stab weiter. Der Weg läuft längs des Brenta und giebt in der großen Masse der Villen und Landhäuser einen Vorgeschmack des ehemaligen Reichthums der hier im Sommer sich aufhaltenden Venetianer. Ein großer Pallast, jetzt kaiserlich, ehemals der Familie Pisani gehörig, mit einem beträchtlichen Garten, fällt besonders in die Augen. Viele von den Landhäusern sehen sehr verfallen aus. Sie geben ein treues Bild des Staates, zu denen sie gehörten.

Vor Fusina, einem Ueberfahrtsort, wird die Gegend sumpfartig, man ahnet die Nähe der Wasserstadt. Endlich sieht man sie im Oceane schwimmen. Ein einziger Anblick! Aus einer großen Wasserebene erhebt sie sich mit ihren unzähligen Thürmen. Es war das schönste Wetter; die Sonne schien mild und warm; der Anblick war eben so reizend als neu, ich erinnere mich, nicht mehr erstaunt gewesen zu seyn. Wir bestiegen Gondeln, die bereit waren, schifften in ¾ Stunden hinüber, und landeten unweit des Marcus-Pallastes am Canal der Giudecca. Die Lage des Wirthshauses, in dem wir abtraten, war vortrefflich. Die Aussicht auf einen fast unabsehbaren Wasserspiegel, die Insel San Giorgio und mehrere gegenüber, die vielen großen und kleinen Schiffe, Gondeln und Barken, das Leben und Gewimmel auf dem Quai: Alles dies läßt sich schwer beschreiben. Es war 12 Uhr

Mittags als wir ankamen, die Zeit vor Tische wurde daher gleich benutzt, um noch die Marcuskirche zu besehen, und einen Blick auf den Platz zu werfen. Die Kirche ist ganz im byzantinischen Styl, hat 7 Kuppeln und imponirt weniger durch Größe und Einfachheit, als durch den unglaublichen Reichthum, der im Innern herrscht. Alle Wände von den Säulencapitälern an, so wie die innern Seiten der Kuppeln, sind von Mosaik, wo auf goldnem Grunde Gemälde angebracht sind. Die Mosaik besteht aus farbigen und vergoldeten Glasstückchen. Alles übrige in der Kirche ist von Marmor und zwar lauter ausländischem, größtentheils griechischem. Der Fußboden, marmorne Mosaik, hin und wieder sehr uneben, weil er wegen des morastigen Grundes an einigen Stellen gesunken. Um so mehr ist der Bau dieses und aller Gebäude in Venedig und vorzüglich die große Dauer zu bewundern, da sie in der Regel auf Pfählen stehen. Die Thüren am Haupteingang sind von Bronze und aus Constantinopel. Die Säulen, welche den Baldachin des Hauptaltars tragen, von weißem Marmor mit Basreliefs, sind ebenfalls aus Constantinopel und zwar aus der Santa Sofia. Der Altar selbst ist ganz von Silber mit vergoldeten Figuren überdeckt. Alles dies gleichfalls aus Constantinopel. Hinter dem Hochaltar ein anderer mit Säulen von durchsichtigem asiatischen Alabaster. Ueber dem Haupteingang prangen die berühmten Pferde, die an sich nichts weniger als ausgezeichnete Kunstwerke, doch durch ihr Alterthum und ihre Schicksale interessant sind. Vor 8 Jahren sahen wir sie noch in Paris.

Der Marcuspallast ist ein sehr imponirendes Gebäude. Er ist in einem eigenen Geschmack gebaut und übertrifft bei weitem die Vorstellung, welche man sich nach den Bildern zu

machen pflegt. Im Innern herrscht eine Pracht, wie ich weder in Petersburg noch in Paris sah. Man sieht, daß diese Republicaner einmal über das Gold eines halben Erdkreises zu gebieten hatten. Welche Gemächer, welche Säle, Alles strotzt von Gold und Gemälden der vorzüglichsten Meister!

Paul Veronese, Tizian und vorzüglich Tintoretto haben sich hier verewigt. Der Saal der Zehner erinnert an die Blutgerichte, welche dort gehalten wurden. Von den berüchtigten Löwenköpfen, in deren Rachen man die Anklagen warf, ist nichts mehr vorhanden, die Oeffnungen sind aber noch sichtbar. Zunächst des eben genannten Saals befinden sich in mehreren Stockwerken die Gefängnisse, lauter kleine finstere Zellen, schauerlich anzusehen, von denen das untere Stockwerk, wie man sagt, unter Wasser gesetzt werden konnte, um unglückliche Schlachtopfer, deren man sich entledigen wollte, zu ersäufen. Dies waren nicht die eigentlichen Staatsgefängnisse, die in einem durch einen Canal getrennten Gebäude befindlich, und noch jetzt in Gebrauch sind, sondern die ganz geheimen Kerker. Jene, die größern, sind mit dem Pallast durch eine nach dem dritten Stock führende steinerne vergitterte Brücke verbunden, welche man sinnig die Seufzerbrücke (ponte dei sospici) nennt. Ich schicke Dir eine Sammlung Kupferstiche von Venedig, die Dir alles versinnlichen werden. Sie sind zwar alt und nicht schön gemacht aber sehr treu und wahr. In den Tagen bis zum 28sten haben wir gesehen, was in einer so gedrängten Zeit immer zu sehen war; mehr vielleicht als dienlich, da Vieles nur im Durchfluge betrachtet werden konnte. Ich werde Dir hier alle Gebäude nennen, die wir besucht haben, und dann herausheben was mir besonders bemerkenswerth geschienen. Von vielen weiß ich wahrlich nicht mehr als

die Namen, und auch diese würde ich vergessen haben, hätte ich sie nicht in die Schreibtafel aufgezeichnet. Zuerst an Kirchen: **San Giorgio, il Redentore, Madonna della Salute, San Giovanni e Paolo, i Scalzi, i Frari, San Rocco, San Giovanno de Greci, San Francesco della Vigna i Gesuiti, i Tolentini, Madonna dell' Ortu, San Zacharia, i Gesuati, San Lazero.** Von Pallästen: **Palazzi Grimani, Manfrini, Pisani, Barberigo.** An öffentlichen Anstalten: das Arsenal, die Academie. Einige der hier bezeichneten Gegenstände würden allein ganze Tage bei einer Detailbesichtigung wegnehmen, Du kannst also berechnen, wie flüchtig wir gewesen. Und was für eine große Anzahl von Kirchen und Pallästen haben wir vorbeigehen lassen!

Von den Kirchen prangt vor allen **San Giovanni e Paolo**, sowohl wegen des schönen innern gothischen Baues, als wegen der herrlichen Kunstsachen, die sich darin befinden. Ueberhaupt muß ich sagen, daß man wohl nicht mit Unrecht behauptet, man finde in keiner andern Stadt Italiens einen solchen Reichthum in den Kirchen, als in Venedig. Von den Bildern in der obengenannten zeichnen sich aus der Märtyrertod des heiligen Petrus, von Tizian und eine heilige Familie von Giovanni Bellino, beides ein Paar ausgezeichnete Meisterwerke. Außer den herrlichen marmornen Basreliefs, Grabmäler von Dogen und ein gemaltes Fenster, wie ich noch keins sah. In der Kirche von **San Giorgio** ist Pius **VII.** gewählt worden und hat zum Andenken sein Bild geschenkt. In der **i Scalzi** ist eine solche Profusion, daß man in Erstaunen geräth. Besonders sind Säulen von schwarzem Probierstein, den man an keinem bekannten Ort in solchen Massen findet. Das Arsenal, wo sonst die allen Nationen furchtbaren Galeeren

erbaut wurden, ist ein sehr ausgezeichnetes Etablissement. Gleich beim Eintritt wird man zu großen Empfindungen angeregt, denn zu beiden Seiten des Thores stehen zwei colossale Löwen von weißem Marmor, die sonst den Pyräus von Athen zierten. Und nun die Bassins, diese Werfte, diese unabsehbaren Hallen, alles Zeichen der ehemaligen Größe. Von dem berühmten Bucentaur ist nur der Rumpf übrig. Alle Zierrathen sind von den Franzosen zerstört, welche überhaupt zu vernichten suchten, was an die Republik erinnern konnte. Was die Geschichte freilich mit ehernem Griffel eingeschrieben, und was sich noch in steinernen Massen als große Erinnerungszeichen dem staunenden Auge darbietet, das haben sie nicht zerstören können. So viel für heute, mit Nächstem mehr. Es bleibt bei der Abreise auf morgen.

Ewig Dein

Job.

9.

Rom, den 17ten November 1822.

Ich habe Deinen Brief No. 8. vor einigen Tagen hier erhalten und freue mich herzlich Eures Wohlseyns. Bald sind wir nun 2 Monat getrennt, noch einen und etwas darüber, und ich habe Dich wieder in meinen Armen. Alles Schöne, was ich gesehen, genieße ich nur halb und will ich mir Freude machen, so muß ich denken, daß ich dies alles noch einmal an Deiner Hand wiedersehen werde. Ich könnte Dir noch recht viel von Venedig erzählen, und ergänzen, was ich in meinem letzten Briefe unvollendet ließ, aber der Ort, von dem ich diese Zeilen schreibe, wird Dich überzeugen, daß ich jetzt nur an das denken kann, was in den letzten Tagen gewaltsam auf mich eingewirkt hat. Wir sehen überhaupt so schnell, daß es mir, in Verbindung mit dem Geschäft, kaum möglich wird, ein aus kurzen Sätzen bestehendes Tagebuch zu führen. Hier zeichne ich blos dasjenige auf, was mir der Bemerkung werth schien. Ich werde daher in einigen Worten, der Reise nach Rom erwähnen, und dann von den Wundern dieser Weltstadt reden.

Den 15ten Novbr. gingen wir von Verona ab, passirten bei Ostiglia auf einer Fähre den Po, der ohngefähr den Anblick, wie der Rhein bei Mainz gewährt, aber mit weniger schönen Ufern, betraten bei Quadrella die päpstliche Grenze und trafen Abends in Ferrara ein. Am folgenden Morgen ging es gegen Bologna. 1 Stunde von dieser Stadt ge-

erbaut wurden, ist ein sehr ausgezeichnetes Etablissement. Gleich beim Eintritt wird man zu großen Empfindungen angeregt, denn zu beiden Seiten des Thores stehen zwei colossale Löwen von weißem Marmor, die sonst den Pyräus von Athen zierten. Und nun die Bassins, diese Werfte, diese unabsehbaren Hallen, alles Zeichen der ehemaligen Größe. Von dem berühmten Bucentaur ist nur der Rumpf übrig. Alle Zierrathen sind von den Franzosen zerstört, welche überhaupt zu vernichten suchten, was an die Republik erinnern konnte. Was die Geschichte freilich mit ehernem Griffel eingeschrieben, und was sich noch in steinernen Massen als große Erinnerungszeichen dem staunenden Auge darbietet, das haben sie nicht zerstören können. So viel für heute, mit Nächstem mehr. Es bleibt bei der Abreise auf morgen.

Ewig Dein

Job.

verzehrt wurden. Bei Pecosa wendet sich der Weg etwas landeinwärts, und führt über ein Vorgebirge, von dem die gegen Süden liegenden Abhänge mit Oliven bepflanzt waren. Auch sah man Lorbeerbäume wild in den Feldern. Von den Städten Fano und Sinigaglia ist höchstens zu erwähnen, daß in der letztern, welche hart am Meere liegt, jährlich ein bedeutender Markt gehalten wird, wo sich aus dem ganzen westlichen Europa Käufer und Verkäufer versammeln. Der Weg führt von hier immer längs dem Meere und man sieht Ancona schon aus einer großen Entfernung. Wir langten bei einbrechender Nacht nach einer 15stündigen Fahrt an. Am folgenden Morgen wurde die Stadt besehen und eine Fahrt auf Barken in den Hafen gemacht. Die Stadt liegt am Abhange eines ins Meer hineinstrebenden Vorgebirges, und hat einen sichern guten Hafen. Sie ist ein sogenannter Freihafen, wo Alles aus und einläuft, ohne andern als Sanitätsmaaßregeln unterworfen zu seyn, und deshalb ist der Handel ziemlich lebhaft, und man findet Schiffe von allen Nationen daselbst. Erst vor einigen Tagen war ein türkisches abgesegelt, griechische lagen mehrere vor Anker. Von der Domkirche, die auf dem Kamm des Berges liegt, hat man eine vortreffliche Aussicht. Merkwürdig ist noch ein vortrefflich erhaltener Triumphbogen von weißem cararischen Marmor auf dem Hafendamm, den die alten Bewohner der Stadt dem Kaiser Trajan aus Dankbarkeit setzten, weil er derselben bedeutende Freiheiten bewilligt hatte. Wir fuhren erst um 10 Uhr ab, da nur eine sehr kurze Tagereise war. Der Weg wendet sich nun landwärts dem Apennin zu, ist uneben, wie wohl sonst von sehr guter Qualität, und führt durch reich angebaute Gegenden, wo besonders der Oelbaum sich häufig findet. Loretto

konnte nicht passirt werden, ohne das berühmte Muttergottesbild zu sehen. Es befindet sich in einer großen, recht wohl gebauten Kirche, und zwar in der sogenannten **Santa Casa**, das ist: dem Hause der Jungfrau Maria zu Nazareth, wo der Heiland geboren wurde. Es ist, ich weiß nicht vor wie viel Jahrhunderten, durch Engel zuerst nach Dalmatien und dann hierher gebracht, erzählt die Sage. Was man sieht, ist ein mit Backsteinen umgebener viereckiger Raum, von ohngefähr 10 Schritt ins Gevierte, in dessen Innern ein Altar, über welchen in einer Nische das bekannte Bild, angeblich vom heiligen Lucas aus Cedernholz geschnitzt, befindlich ist. Es werden noch Töpfe und andere Hausgeräthschaften der heiligen Jungfrau vorgezeigt. Um das Haus nach Würden zu ehren und vor Schaden zu behüten, hat Pabst Sixtus V. dasselbe von außen ganz mit weißem Marmor bekleiden lassen, an dem vortreffliche Basreliefs die Geschichte der Jungfrau vorstellen, und mehrere gute Statuen angebracht sind. In der Sacristei ist ein liebliches Bild von Guido Reni, die Jungfrau unter arbeitenden Mädchen vorstellend. Dicht an der Sacristei ist ein großer Saal, sonst die Schätze der heiligen Jungfrau enthaltend, jetzt voll leerer Schränke, von denen erst wenige sich wieder zu füllen anfangen. Vor der Kirche steht eine colossale bronzene Statue Sixtus V. von guter Arbeit. Nachdem wir nach altem Brauch mit Rosenkränzen, Kreuzen u. s. w. gehörig versehen, fuhren wir weiter, und langten bei guter Zeit in Macerata, einem nicht unbedeutenden Städtchen, an, das, wie mehrere seines Gleichen in dieser Gegend, zur Unlust des Reisenden auf einem Berge lag. Am 9ten sollte der Apennin überschritten werden; wir fuhren vor Tage aus. Bis Valcimara über Tollentino hinaus, war das Land gut angebaut;

die Mittagsseiten der Berge mit Oelbäumen bepflanzt. Hinter dem Dorfe la Muscia entfaltet der Apennin seine Schrecken, die aber in nichts als einer langweiligen Oede bestehen. Kahle mit elendem Gestrüpp von Eichen, Wachholdern, Haseln 2c. bewachsene Berge von höchst uninteressanten, flachen, abgeplatteten Formen; meilenweit kein Dorf; dann und wann eine elende Hütte, eher einem Stall als menschlichen Wohnungen ähnlich, mit zudringlichem Bettelvolk, — dies ist in wenig Zügen ein treues Bild des schlechtesten Theils des Apennins. Bei den wenigen Dörfern, wie Serravalle ist es etwas besser, man sieht Nußbäume und die bekannten lombardischen Rebenfestons. Unfern davon ist die Wasserscheide des Gebirges. Die Chienta, in deren Thal wir größtentheils fuhren, strömt dem adriatischen, und ein anderes Flüßchen dem mittelländischen Meere zu. Das Thal ist etwas weiter als bisher, morastig, öde und ohne alle Spur italischer Vegetation. Zwischen Col Fiorito und Cose, steigt man einen steilen Berg hinab und gelangt bei Palle an den Eingang zu einem tiefen Thal. Der Weg führt längs dem Abhang, und das Auge wird auf das angenehmste durch eine freundliche, reich angebaute, in südlicher Fülle prangende Gegend erfreut. Ganze Wälder von Oelbäumen, die zwar an sich nicht schön sind, doch für den Nordländer einen eignen Reiz haben. Wir hatten die Tage her ganz vortreffliches Wetter gehabt. In den Mittagsstunden eine Temperatur von 15 — 18 Grad. In Ancona war es, als wir Morgens um 8 Uhr auf dem Wasser waren, beinahe drückend warm. Am 9ten herrschte eine wahre Gewitterluft, und Nachmittags fing sich der Himmel dergestalt zu umziehen an, daß ein arges Wetter zu erwarten stand. Bei Foligno brach es denn auch los, Blitz

auf Blitz, Schlag auf Schlag und ein Regen als sollte die Sündfluth wiederholt werden. In Spoleto, wo wir die Nacht blieben, schwammen die Straßen. Am folgenden Tage hatte sich es indeß aufgeklärt, und wir brachen früh auf, um die Somma, den letzten Zweig der Apenninen, zu übersteigen. Nach Humboldt's auf der Höhe angestellten barometerschen Beobachtungen ist dieser Berg 2400 Fuß über dem adriatischen Meere erhaben. Die Gegend sah der ähnlich, die uns gestern langweilte, doch waren die Berge mehr bewachsen. Beim Herabsteigen kommt man in eine ganz neue Vegetation. Die Berge sind mit fremdartigen Bäumen und Sträuchern bewachsen. Mehrere Arten immer grüner Eichen und Fichten, wesentlich von den unsrigen verschieden, schöne Haidekräuter mit großen Blumen und der sogenannte Erdbeerstrauch mit hochrothen Früchten gaben dem Ganzen ein recht erotisches Ansehen. In Terni wurde angehalten, um den bekannten Wasserfall zu sehen. Derselbe liegt ohngefähr 1½ Stunde von der Stadt. Man fährt auf einer guten nach den Abruzzen führenden Straße, durch lauter Oelwälder, oder besser Oelpflanzungen, denn so nahe sind die Bäume nirgends an einander gepflanzt, daß man es nach unserm Begriff einen Wald nennen könnte, es hat eher den Charakter unserer Obstpflanzung, und nur in der Entfernung, wenn ganze Thäler und Abhänge damit bedeckt sind, gewährt es einen waldartigen Anblick. Der Weg führt einen bedeutenden Berg hinan der den linken Thalrand der Nera bildet, die im Grunde dahin rauscht. — Bei einer gegenüber im Thal liegenden Villa stand eine Allee von Orangenbäumen, ein für uns noch sehr neuer Anblick, der sich in Rom aber häufig wiederholt. Der Fall des Velino ist außerordentlich schön, wenn er gleich heute nicht bei vollem

Wasser war, und dasselbe durch den gestrigen Regen seine Silberfarbe in ein schmutziges Gelb verwandelt hatte. Die Geschichte sagt, daß der Consul Curius Dentatus, um die Gegend von Rieti auszutrocknen, dem See Laco, in welchen sich der Velino ergoß, ohne einen bedeutenden Abfluß zu haben, dies Ecoulement gab. Wie dem auch sey, die Scene ist eine der schönsten, die ich je gesehen und in ihrer Art weit dem Schaffhäuser Rheinfall vorzuziehen. Der Fluß, ohngefähr 20 — 30 Schritt breit, stürzt sich senkrecht 200 Fuß hinab. Die Wasser durch den Fall in ein Felsenbecken in Schaum und Dunst verwandelt, steigen in Wolken bis über das Niveau des ersten Falls und geben bei Sonnenschein zu lauter herrlichen Phänomen Gelegenheit. Was unten bleibt, fällt in zwei kleinen Cascaden in die Nera. Solche Naturschönheiten würdig zu beschreiben, halte ich für rein unmöglich. Auf dem Hin- und Rückwege gaben uns die Einwohner ein anderes, weniger erfreuliches Schauspiel, das der unausstehlichsten zudringlichsten Bettelei. Nächst einer edlen Dreistigkeit, mit der sie ihre Lamentos und Bitten vortragen, haben sie auch das Talent, sich auf allerlei andere Weise an die Fremden zu drängen. Hier bringt einer eine Blume oder einen Stein und rühmt die Seltenheit oder Schönheit; dort bietet sich ein anderer als Cicerone an, und erzählt die Wunder, die man sehen wird. Ein junger Kerl lief lange bettelnd neben dem Wagen, und bot sich nebenher als Cicerone an. Aus Scherz nahmen wir das letztere an, und sogleich sprang er hinten auf und schimpfte auf die Bettler, mit denen er 2 Secunden früher gemeinschaftliche Sache gemacht. — Von der Höhe des Berges schaut man in das Heldenland der Abruzzen hinein, der Lacedämonier, sich von den ältern nur dadurch unter-

scheidend, daß sie bei Vertheidigung ihrer Thermopylen das Seyn dem Nichtseyn vorzogen. Es liegt in diesem Scherze eine große Wahrheit: Nur wer sich mit dem letzteren vertraut gemacht, ist großer Dinge fähig. Von Terni ging es über Narni, pittoresk auf einem Felsen gelegen, an dessen Fuß sich die Nera durch ein tiefes Thal windet, nach Otriculi, wo man zuerst die Tiber gewahrt. Ein eigends ergreifender Anblick. Man wendet das innere Auge unwillkührlich rückwärts und ruft die glorreiche Zeit zurück. Die Tiber ist hier ohngefähr wie die Spree bei Berlin, windet sich in vielen Krümmungen durch ein ziemlich breites Thal. Bei Borgheno kommt man über eine antike Brücke. Die Gegend wird immer dürftiger, und würde man nicht durch Feigen und Weinreben, die wild am Wege stehen, an Italien erinnert, man würde glauben in der Lüneburger Haide zu seyn. In Civita Castellana blieben wir zur Nacht und steuerten den 11ten gen Roma Superba. Die Gegend wird immer elender. Man gewahrt keine Cultur. Viehheerden, das einzige was an Menschennähe erinnert, kein Baum, keine Wohnung, ein paar elende Klöster, Monterosi, Bacano und la Storta ausgenommen. Man schiebt diesen Zustand auf die Ungesundheit der Gegend, und Niebuhr behauptet, gegen die zeitherige Meinung, daß es bei den Alten nicht besser gewesen. In dem Maaße nun, wie die Cultur und Population abnimmt, vermehrt sich die Gefahr und das gemeine Volk hat dafür eine ganz praktische Erklärung, die nämlich: daß auf einer gegebenen Fläche eine gewisse Portion Gift vorhanden sey. Je mehr Menschen sich nun darin theilen, desto kleiner würde die Dosis und desto weniger gefährlich, je weniger Menschen, desto größere Gefährlichkeit.

Auf der Höhe hinter Bacano sieht man die Stadt in einer Entfernung von 2 Meilen zum ersten Male. Der Anblick ist nicht weniger als imposant, und St. Peter erscheint nur kleinlich, aber die Idee schwellt doch unwillkührlich den Busen. Die elende Gegend dauert bis vor die Stadt. Nach und nach tritt St. Peter immer mehr und mehr hervor, und man erhält durch Vergleichung mit den andern Kirchen einen Begriff von seiner Größe, da die Kuppel, wie ein Riese, Alles neben sich zu Boden drückt. Bei dem sogenannten Grabmal des Nero, — wahrscheinlich sehr uneigentlich so genannt, da es nur ein kleiner Cippus ist — war der Prinz Heinrich dem König entgegen gekommen, und beide Brüder umarmten sich mit der Herzlichkeit, welche diesem edlen Stamme eigen ist. Wir fuhren über den Ponte Molle ehemals Pons Aemilius und betraten um 1 Uhr Mittags durch die Porta del Popolo den classischen Boden. So viel für heute. Morgen geht es nach Neapel; von dort das Weitere. Entschuldige mich bei allen, denen ich wohl schreiben sollte, aber es fehlt mir wahrlich an Zeit. Von Morgens 7 Uhr bis 6 Uhr Abends auf den Beinen, dann noch Visiten, Theater, Bearbeitung der currenten Tagesgeschäfte, denn an Suppliken fehlt es auch hier nicht, und ich frage Dich, wo bleibt da noch Zeit. Ich hoffe, daß es in Neapel etwas ruhiger seyn wird und dann will ich alles nachholen.

f.

Veletri, den 20sten November 1822.

Ich benutze einige freie Augenblicke am frühen Morgen und fahre gleich fort, wo ich in meinem letzten Briefe stehen

blieb. Beim Eintritt in Rom von großen Erwartungen erfüllt, wurden diese keineswegs befriedigt. Das Thor del Popolo, ehemals Porta Flaminia, der Platz, die 3 auf denselben auslaufenden Hauptstraßen der Stadt, erschienen, um nicht mehr zu sagen, ganz gewöhnlich, und ich kann sagen, daß dies und die jeden poetischen Funken erstickende Oede der campagna romana mich ganz nüchtern und von aller Exaltation befreit, auf den spanischen Platz, wo unsere Wohnung war, ankommen ließen. Der König war bei dem Prinzen Heinrich in den Wagen gestiegen und hatte einen andern Eingang gewählt, theils um dem Andrange der Menschen zu entgehen, die sich ihm bis Ponte Molle in Colonnen zu Fuß, Roß und Wagen entgegen drängten, theils um einigen Hauptpunkten gleich eine flüchtige Aussicht zu gönnen.

Mola di Gaeta, den 21sten November.

Wir harrten des Königs eine geraume Weile; als uns aber der Grund seines Ausbleibens klar wurde, und wir erwarten konnten, daß er die Zeit, so lange es Tag war, besser benutzen würde, als in den vier Mauern zu sitzen, so fühlten wir den Boden unter unsern Füßen immer heißer werden, und eilten daher um unserer niedergedrückten Phantasie wieder einen Aufschwung zu geben. Wohin aber anders konnte der Blick sich wenden, als nach dem St. Peter, dem Wunder der neuern Baukunst. An der Brücke der Engelsburg springt die gewaltige Kuppel zuerst in die Augen. Noch einige Minuten — und man befindet sich auf dem Platz vor der Kirche, den die Colonnaden wie Riesenarme umfassen. Die Ansicht der andern

Façade gewährt nicht den imposanten Anblick, den man erwartet. Dies liegt meinem Bedünken nach darin, daß einmal die Architectur, ohngeachtet der ungeheuren Dimensionen, nicht einfach und großartig ist, und daß zweitens diese Façade der Totalansicht der Kuppel schadet. Daß selbst die großen Verhältnisse nicht recht bemerkbar sind, findet hier wie im ganzen Gebäude statt und hat in der völligen Harmonie aller einzelnen Theile seinen Grund. Genug, der erste Eindruck ist nicht befriedigend.

Neapel, den 27sten November 1822.

Indeß nur einen Schritt in das Innere des Heiligthums und man wird mächtig ergriffen von dem Riesentempel. Ihn zu beschreiben, halte ich für unmöglich. Man muß kommen und sehen. Die schon oben erwähnte Harmonie macht, daß das Gewaltige aller Verhältnisse nicht gleich in die Augen springt. Erst wenn man ruhiger betrachtet und vergleicht, zeigt sich die colossale Größe in Allem. Gleich an den ersten Pfeilern, wenn man eintritt, sind z. B. zwei Weihwasserkessel, die von Engeln getragen werden; diese letztern, beim ersten Anblick kleine Knäbchen, sind bei näherer Beleuchtung nichts weniger als wahre Riesen und über 7 Fuß groß. Die Feder, mit welcher der heilige Markus unter der Kuppel sein Evangelium schreibt, ist eben so lang und die Buchstaben in der Kuppel 4 Fuß. Es wird auch behauptet, daß der Hochaltar, d. i. der Baldachin, 90 Fuß, also so hoch wäre, als das Berliner Schloß. Mir ist es aber ein bischen übertrieben vorgekommen, und alle andern waren derselben Meinung. Man hat der Kirche immer vorgeworfen, daß sie zu sehr mit Zier-

rathen überladen sey. Ich will dies zugestehen, aber demohngeachtet imponirt das Innere ungemein. Am Hochaltar, der übrigens nicht ganz im Hintergrunde, sondern unter der Kuppel steht, führt eine Treppe zum Grabe des h. Petrus hinunter, in welchem Tag und Nacht 100 Lampen brennen. Der Altar selbst ist von Bronze, ein Baldachin mit 4 gewundenen unästhetischen Säulen, obenauf ein Kreuz eben so. Alle Bilder in der ganzen Kirche sind Mosaik. Mehrere Grabmäler von Päpsten fallen in die Augen. Herrlich ist ein Blick unter der Kuppel hinauf, und eben so von den obern Gallerien in die Kirche hinab. Wir stiegen so hoch wir kommen konnten und durften, d. i. bis in die Kugel unter dem Kreuz circa 430 Fuß hoch. Gern wären wir von außen bis zur Spitze geklettert, man wollte es aber nicht gestatten. Die Aussicht ist herrlich und erleichtert das Orientiren sehr.

Von dem St. Peter ging es mit aufgeregter Phantasie zum Capitol, wo vor allen die prächtige Statue equestre des Marc Aurel prangt. Sie ist die einzige der Art, welche wir von den Alten besitzen, von Bronze nämlich, denn von Marmor hat man erst vor wenig Jahren zwei in Herculanum gefunden, von denen ich Dir später erzählen werde. Unwillkührlich stellt man mit der unsrigen des großen Kurfürsten einen Vergleich an. Ich meine, sie können beide nebeneinander stehen. Charakteristisch ist hier eine kühne edle Haltung, und eine deutlich wahrzunehmende Bewegung, während bei uns unter gleichen Eigenschaften Ruhe vorherrscht. Sie tragen den Stempel der Zonen, welche sie erzeugten. Ich kann und werde Dich nicht aufhalten mit Beschreibung des Capitols, wie es war und wie es ist, sondern ich will Dir nur kurz sagen, daß es auch jetzt einen interessanten Anblick

gewährt, daß aber die Kehrseite des Gebäudes die wahre Herrlichkeit verbirgt. Denn hier ist die ehemalige via triumphalis, das forum romanum, die via sacra, hier sieht man die Reste der Tempel des Jupiter tonans, der Concordia, der Faustina, des Friedens, die Triumphbögen des Septimius Severus, Titus und Constantin; hier ruft ein Rückblick auf die Geschichte des wunderbaren Volkes tausend Erinnerungen hervor, deren Hauptmomente grade auf diesen Boden fallen.

Vergessen waren alle Trübsale der Reise und die Oede der Campagna, wir schwelgten im Hochgefühl einer großen Zeit. Doch der größte Eindruck sollte mir noch werden; — beim Eintritt in das Colosseum. Der Tag neigte sich, die hereinbrechende Nacht hüllte die ehrwürdige Ruine in ein räthselhaftes Dunkel, in ahnungsvolle unbestimmte gigantische Formen, so, mit bereits sehr erhitzter Phantasie, traten wir ein, und was Wunder also, wenn der Eindruck Alles überstieg was ich früher erfahren hatte! Es ist ein gewaltiges Gebäude und doch beträgt der ganze Längendurchschnitt, die äußern Mauern mitgerechnet, nicht so viel als die Breite der Façade des h. Peter. Mir däucht Kephalides sagt hierüber sehr richtig: die Gebäude der Alten scheinen mehr als sie sind, umgekehrt die neuen. — Wir kehrten sehr froh und zufrieden nach unserer Wohnung zurück und fanden den König, der manches auch über seine Erwartung gefunden hatte. Abends ging es in die Oper, wo Othello von Rossini gegeben wurde, in welchem sich der famöseste Tenorist von Italien, David, hören ließ. Es ist ohnstreitig der beste, den ich gehört und den ich vollkommen nennen würde, wenn er nicht häufig zu viel colorirte, was indeß einmal Zeitgeschmack ist, und wenn er nicht oft seiner Stimme etwas zumuthete, was eigentlich gegen die

Natur des Tenors ist. Er singt von C bis Falset $\bar{\bar{e}}$. Das letztere ist ein solches Kunststückchen, was ich ihm gern geschenkt hätte, worüber aber des Applaudirens kein Ende war. Von F. bis f. ist die herrliche vollkommene Bruststimme köstlich. Er hat Aehnlichkeit mit Bader in der Stimme, singt aber mit italienischer Volubilität und rein wie eine Glocke. Die andern sind nicht zu nennen. Das Orchester war höchst gewöhnlich.

Den 12ten wollte der König dem Papst um Mittag einen Besuch abstatten. Wir fuhren vorher noch nach dem Quirinal, um die prächtigen Colossen zu sehen, und demnächst nach den Kirchen Santa Maria maggiore, einer alten Basilika mit 42 antiken Säulen aus dem Friedenstempel. Merkwürdig ist hier noch das Grab Sixtus V. Ich muß hierbei ein für allemal vorausschicken, daß alle Säulen, die man in den Kirchen findet, und keine ist ohne dergleichen, antik sind, daß man außerdem in einer Menge von Pallästen, und andern öffentlichen Gebäuden, so wie großen und kleinen Privatwohnungen, ja sogar in Umfassungsmauern, an Straßenecken und Plätzen statt Prellpfähle, lauter antike Säulen findet, daß man auf dem Campo Vaccino noch ganze Massen davon umherliegen sieht, und daß dies, verbunden mit einer funfzehnhundertjährigen Plünderung, wie Kephalides es nennt, am deutlichsten einen Begriff von dem ehemaligen Zustande der Riesenstadt giebt.

Die Kirche St. Giovanni im Lateran hat herrliche Säulen von Granit und verde antico, und 4 von vergoldeter Bronze aus dem Tempel des capitolinischen Jupiters. In dieser Kirche ist das Grab des Papstes Clemens XII., dessen Körper in einem porphyrnen Sarcophag ruht, der im Pantheon

[illegible] die [illegible] des [illegible] [illegible]. [illegible]
[illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] nach dem [illegible]
[illegible]. [illegible] ist [illegible] genug, [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] [illegible] in der
[illegible] des [illegible] [illegible]. [illegible] der [illegible] [illegible] der [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] und auch [illegible] mit
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]
[illegible] wurde in die [illegible] [illegible] und durch eine [illegible]
Seite [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Empfindung auf
[illegible] [illegible] des [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible] der Geist
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Der
[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] in [illegible]
[illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] andere [illegible] [illegible]. [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in den [illegible] [illegible]. Der [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] und [illegible] und
[illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible], [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible]
und [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible]. [illegible] [illegible] in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] und [illegible], [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

und unter mehreren bedeutenden und unbedeutenden Bildern, die Original-Skizze Raphaels zu einer Transfiguration enthält, die dadurch doppelt interessant ist, da der Meister bekanntlich noch vor gänzlicher Beendigung des großen Bildes starb.

Den 13ten besahen wir in Begleitung des Cardinals Consalvi das Museum des Vatican, und waren schier erdrückt von der Masse aller Herrlichkeiten. Wenn man die Pariser Antikensammlung in ihrem höchsten Glanze sah, als sie die Beute eines 25jährigen Kampfes besaß, und dennoch sagen muß, daß sie, einige Hauptwerke abgerechnet, ärmlich gegen das Museum Pio Clementinum zu nennen war, so kannst Du Dir einen Begriff von dem Reichthum dieses machen. Ich weiß nicht in wie viel Sälen, Hallen, Corridors, und weiß Gott wo sonst noch diese Kunstschätze aufbewahrt werden, aber wir haben 3 Stunden zugebracht, um alles nur flüchtig zu sehen. Diese Eile, womit wir oft die herrlichsten Sachen beschauen, wirft oft einen bittern Tropfen in den Becher des Genusses. Außer den schon bekannten, als dem Apoll von Belvedere, dem Laokoon, dem Torso und mehreren ist mir besonders aufgefallen ein Meleager, dem Apoll mindestens an die Seite, nicht darüber, zu setzen, eine colossale liegende Cleopatra mit der höchsten Grazie in allen Formen, eine ungemein reiche Sammlung von Büsten berühmter Männer und Kaiser, als Julius Cäsar, dessen gänzlich geistlose Physiognomie mich bei der großen Meinung die ich von ihm habe, etwas geschmerzt hat, dann Nero, Caracalla, Tiber, Septimius Severus, Marc Aurel, Trajan und eine Menge anderer. Außer hunderten von alten Inschriften, Mosaiken, Vasen von Basalt und Porphyr, zeichnet sich ein

Sarcophag aus einem Grabmal der Scipionen und zwei andere von polirtem Porphyr mit herrlich gearbeiteten Basreliefs aus, worin Helena, die Mutter Constantins und seine Tochter gelegen. Mehrere Zimmer enthalten Manuscripte — unter denen Papirusrollen aus dem 6ten Jahrhundert. Eine Sammlung egyptischer Sachen dürfte an andern Orten eben so gut zu finden seyn. Aber etwas Unvergleichliches ist ein altes Freskogemälde unter dem Namen der aldobrandinischen Hochzeit bekannt, welches nicht allein vollkommen gut erhalten ist, sondern einen herrlichen Beweis von dem Geschmack und der richtigen Zeichnung der Alten giebt. An Bildern ist das Museum der Zahl nach nicht reich, dem Werthe nach aber wiegt manches einzelne Bild ganze Gallerien auf. Neu waren mir durchaus die berühmten Stanzen von Raphael, von denen ich Dir mit dem vorigen Courier die Kupferstiche schickte. Sie haben freilich schon sehr gelitten, reißen aber demohngeachtet zur Bewunderung hin. Ich war eine Weile zweifelhaft, wem ich den Vorzug geben sollte; am Ende entschied ich mich doch für die Schule von Athen. Eine Sammlung Gobelins, nach Zeichnungen von Raphael, zeigen von der unendlichen Fruchtbarkeit des Meisters. Von den Logen ist ohne sorgfältiges Studium, wozu es gänzlich an Zeit gebrach, wenig zu sagen, weil sie so ruinirt sind, daß man beinahe nichts mehr sehen kann. Sie sind, da sie einen nach dem Hofe hinausgehenden Bogengang zieren, sonst den Einflüssen der Witterung ausgesetzt gewesen und erst seit einigen Jahren durch Fenster dagegen geschützt worden. Von den Oelbildern entzückte mich wieder die Transfiguration. Was ein vollendeter Meister im reifern Alter, mit geläutertem Geschmack leisten kann, ist hier geschehen. Es ist das größte Bild, was je

gemalt. Die Madonna di Foligno ist ein gar liebliches köstliches Bild, ich ziehe aber doch die Sixtinische von Dresden vor. Eine Krönung Marias aus der frühern Zeit Raphaels ist sehr einfach und zart, fehlt ihr auch die Meisterschaft, so ist doch der Funken des Genies unverkennbar. Von Tizian ist ein schönes Bild vorhanden, was der heilige Sebastian genannt wird. Wenn man aber die Werke dieses Meisters in Venedig gesehen hat, so erscheint jenes nicht als das Vorzüglichste. Die Communion des heiligen Hieronymus von Domenichino, ist herrlich, unnachahmlich. Der Heilige, ein hundertjähriger Greis, empfängt das Sacrament aus den Händen eines Priesters, und der Künstler hat in dem Gesichte des Heiligen alles, was ein Gott ergebenes Gemüth in solchem Augenblick empfinden kann, hineingelegt.

Am Nachmittage des 13. besahen wir noch einige Kirchen, unter andern St. Pietro in vincola, wo eine grandiose Statue des Moses von Michel Angelo ist. Die Kirche gehört maronitischen Mönchen, die aus Syrien her sind, und nur syrisch und arabisch sprechen. Mit dem Letztern konnte Humboldt etwas fertig werden, der Alles weiß. Man hat aus dem Garten des Klosters, in dem Orangen mit goldenen Früchten prangten und Pinien und Granatäpfel, eine schöne Aussicht auf das Colosseum. Angeregt durch diesen Anblick machten wir bei der Rückkehr einen Spaziergang durch dasselbe und das Campo vaccino. Man muß der päpstlichen Regierung danken, daß sie so viel für die Erhaltung dieser ehrwürdigen Trümmer thut. Das Colosseum ist auf der einen Seite durch eine Mauer gestützt, ohne welche ein ganzer Bogen eingestürzt wäre, und auf der andern wird aus ähnlichen Gründen jetzt gebaut. Der Bogen von Titus wird ebenfalls

ganz reparirt. Eben so kann man wohl nirgends Kunstschätze würdiger und geschmackvoller aufgestellt sehen, als hier. Diese prächtigen Gallerien und Säle des Vatican, und die Gemälde hängen nicht wie Tapeten als Wanddecoration da, sondern wenige in einem Zimmer und im besten Lichte.

Den 14. fuhren wir nach der Kirche St. Paolo, einer der ältesten in Rom. Sie liegt vor dem Thore, und der Weg führt bei dem Theater des Marcellus, einem Tempel der Fortuna virilis, der nach einigen gar noch von Servius Tullius herrühren soll, und dem Tempel der Vesta, einer wohl erhaltenen Rotunde, in deren Mitte eine kleine Kapelle befindlich ist, vorbei. Dies Heiligthum der keuschen Göttin ist zwar von Marmor, aber so klein, daß unsere Theaterdecoration in Spontini's Oper als ein Coloß erscheint. Die Kirche St. Paolo ist in der Form der alten Basiliken mit einigen 80 antiken marmornen Säulen geziert, von denen 2 von ungewöhnlicher Stärke sind. Sie ist noch dadurch merkwürdig, daß oben an dem Fries herum sämmtliche Päpste, vom heiligen Peter an, in Fresco abgebildet sind. Auch der jetzige war schon dort und fing eine neue Reihe an. Der Dachstuhl ist von Holz und notorisch 900 Jahre alt. Die bronzenen Thüren sollen aus Constantinopel seyn. Ohnweit des Thores, durch welches wir zurückkehrten, steht die Pyramide des Cajus Cestius, in welcher man einige gute Frescomalereien findet. Im Garten des Priorats der Malthеser, wo einem scherzweise die Kuppel des St. Peter durch ein Schlüsselloch gezeigt wird, um das Vergnügen zu haben, den Riesen wie ein Miniaturbild zu schauen, steht eine schöne, wenigstens 20 Fuß hohe Dattelpalme im Freien. Ich habe Dir einen Zweig aufbewahrt. In Rom sind sie noch selten, in Neapel aber weniger,

und mit Fleiß würde man hier Wälder haben können. Der Rest des Vormittags wurde zu einem Besuch der Ateliers von Thorwaldsen und Schadow benutzt.

Thorwaldsen ist ein interessanter Mensch und ein ausgezeichneter Künstler. Sein Triumphzug des Alexander ist so vorzüglich, daß man von den Alten nichts Besseres besitzt. Eine Venus, ein Adonis, und vor allem ein Merkur sind herrlich. Der letzte ist dargestellt wie er den Argus mit der Panflöte eingeschläfert hat, und im Begriff ist ihn zu tödten. Die linke Hand hält noch die Flöte, der Kopf ist seitwärts gewandt, der Blick spähend in banger Erwartung, die rechte Hand hat das Schwerdt ergriffen und mit dem Fuß (die ganze Figur sitzt auf einem Baumstamme) hält er die Scheide, damit das Schwerdt leicht herausgehe. Es ist ein köstliches Werk: in den Bädern des Titus oder des Diocletian gefunden, würde es ganz Europa in Staunen setzen.

Neapel, den 29sten November.

Von Schadow ist eine angefangene Gruppe, Achill der die todte Pantesilea schützt, zurückgeblieben. Das Modell ist fertig. Ein anderes Werk was von dem Beruf des Meisters zeugt und den Verlust des jungen Künstlers um so mehr bedauern läßt. Der König hat gestattet, daß der junge Wolff aus Berlin es unter Thorwaldsens Leitung beendige. — Von dem capitolinischen Museum, was wir am nemlichen Tage, bei fast eingetretener Finsterniß sahen, kann ich Dir sehr wenig erzählen. Der Statuen giebt es auch hier eine große Menge und herrliche darunter. Der sterbende Fechter, eine Venus, die capitolinische genannt, eine sitzende Agrippina sind aus-

gezeichnet. Demnächst findet man hier die berühmte Mosaik, die Schale mit den Tauben vorstellend, und eine reiche Sammlung von Büsten. In dem gegenüberliegenden Flügel sind die Gemälde, von denen ich bei der Dunkelheit nur eben noch einen schönen Johannes von Guido und zwei Sybillen von Guercino und Domenichino als vorzüglich herausfinden konnte. — In einem Zimmer, welches jetzt zu Sitzungen eines Gerichtshofes gebraucht wird, steht eine antike bronzene Lupa, von vortrefflicher Arbeit und nach Niebuhrs Angabe vom höchsten Alter.

Den 15ten ging es zum Vatican, um die Sixtinische Kapelle zu besehen. Alles, was man in diesem unermeßlichen Gebäude sieht, ist grandiös. Die Treppen, Corridors, Vorsäle, alles im größten Styl. In einem Vorsaal war an der Wand die Geschichte Kaiser Heinrichs IV. mit Gregor VII. abgebildet. Der Kaiser, im Ornat, liegt vor dem Pabste auf den Knieen und umfaßt den einen Fuß, während der römische Bischof den andern auf die Schulter des Kaisers legt. Hier soll Joseph II. gelacht und tempi passati gesagt haben. Die Sixtinische Kapelle ist weniger elegant, als die des Quirinals aber höchst merkwürdig wegen des jüngsten Gerichts von Michel Angelo. Es ist schon etwas unscheinbar und daher gehört mehr Zeit dazu, als wir dazu verwandten, um sich daraus zu vernehmen. Die Figuren am Plafond sind überaus herrlich. Ein kurzer Besuch des nahegelegenen St. Peter gewährte uns eine angenehme Genugthuung. Von dort ging es zur sogenannten Farnesina, einem kleinen Pallast der Familie Farnese, wo zwei berühmte Fresken von Raphael, Psyche und Galatea. Die erstere ein aus mehreren Gruppen bestehendes Plafondgemälde enthält schöne Sachen, aber die

Hauptfigur, Psyche, sieht aus wie eine niederländische Dirne, dagegen ist die Galatea köstlich und des Meisters völlig würdig. Im Pallast Corsini ist eine reiche Sammlung von Gemälden, unter denen sich eine heilige Familie, von Fra Bartolomeo, ein herrliches Portrait von Raphael, eine Heroida von Guido und ein jüngstes Gericht von Fiesole, mit lieblichen zarten Köpfchen auszeichnen. Nach Besichtigung einiger unbedeutenden Kirchen fuhren wir auf der via appia nach dem Circus des Caracalla. Der Weg hat noch das alte Pflaster, führt aber sonst durch langweilige Gartenmauern, die nur dann und wann durch eingemauerte Ueberreste einiges Interesse gewähren. Dagegen sieht man weiter hinaus das ganze Feld mit Ruinen bedeckt. Lange Linien alter Wasserleitungen, Grabmäler, man hat einen Blick auf den Palatin mit seinen Trümmern der Cäsarenburgen, und gewahrt daneben die Stadt mit der Riesenkuppel und auf der andern Seite den Apennin, der heute mit Schnee bedeckt war. Die Ruine des Circus ist noch ziemlich wohl erhalten und man kann sich eine klare Idee von ihrer Bestimmung machen. Nicht weit davon liegt das Grab der Cecilia Metella ein aus großen Werkstücken erbauter Thurm, in dessen Innern noch der Platz zu sehen ist, wo der Sarcophag gestanden. Auf dem Rückwege wurden die Thermen des Caracalla besucht, die in einer ungeheuren Menge Mauern und Bögen bestehen, aber in solchem Graus durcheinander liegen, daß man nicht recht daraus klug werden kann. Nachmittags besahen wir die schöne Villa Borghese, vor der Porta del Popolo. Der Garten ist mit hohen schattigen immergrünen Eichen bepflanzt, zwischen denen überall antike Ueberreste aufgestellt sind. Schöne Pinien und eine gute Statue des Aesculap fielen mir sonst noch auf. — In

Canova's Atelier waren außer einigen Repetitionen früherer Werke, und einer Statue Pius VI. nur Gypsmodelle vorhanden, unter denen sich die weiblichen Figuren auszeichnen. Abends sollte uns ein imposantes Schauspiel werden, die Erleuchtung der Peterskirche und die Girandola. Mit dem Untergang der Sonne, oder wie man hier sagt Ave Maria, d. i. nach römischer Zeit um 24 Uhr, fängt die matte Beleuchtung des Gebäudes an, mit Lampen die eine Hülle von röthlichem Papier haben. Als wir auf dem Platz ankamen, wo für den König ein eigner Balcon eingerichtet war, stand die Kirche schon in diesem matten Lichte, und nahm sich vortrefflich aus, es schien als wäre es eine Zeichnung mit Flammenzügen auf dunkelm Grunde. Dies dauert bis 1 Uhr nach römischer Zählung. Mit dem ersten Glockenschlag, der die Viertel anzeigt, und auf den alles mit Sehnsucht und Verlangen hofft, erscheint in hoher Luft, über dem Kreuz der Kuppel, eine Fackel als Zeichen und ehe der Glockenschlag Eins erfolgt, steht das ganze Gebäude im hellen Brillantfeuer. Dies ist wirklich ein ebenso überraschendes als imposantes Schauspiel. Das Brillantfeuer wird übrigens hervorgebracht durch eiserne Pfannen, in denen brennbare Materialen befindlich, und die schnelle Entzündung geschieht durch eine Menge Menschen, die überall aufgestellt sind, und von denen nur jeder 3 solche Pfannen anzuzünden hat. Nimmt man nun zu diesem an sich höchst interessanten Anblick noch die ungeheure Menschenmasse und ganze Wagenzüge, die sich auf dem Petersplatze herumbewegen, so dürfte man gewiß nirgends etwas ähnliches finden. Von hier ging es nach einem Hause der Engelsburg gegenüber, um die Girandola, d. i. ein recht schönes Feuerwerk zu sehen, was theils an sich und durch die herrliche Localität ein vortreffliches

Schauspiel ist. Vornemlich imponirt die eigentliche Girandola d. ist ein Bouquet von einigen 1000 Raketen, die von der Höhe des Kastells in die Luft geschleudert, das Bild eines feuerspeienden Berges geben. — So viel für heute. Deine Briefe vom 9ten und 10ten habe ich richtig erhalten. Was für Freude sie mir gemacht, brauche ich Dir nicht zu sagen. Mitten unter Herrlichkeiten ergreift mich eine unendliche Sehnsucht und ich zähle die Stunden bis zur Rückkehr. Durch die Nothwendigkeit den Geburtstag des Kaisers Alexanders, der auf den 24sten December fällt, in Verona zu bleiben, weil es unschicklich seyn würde einige Tage vorher abzureisen, verzögert sich der Abgang bis zum 26sten und wir werden daher erst den 7ten oder 8ten Januar in Berlin eintreffen. Die Nachricht von der Kälte am 11ten ist sehr auffallend, der Kriegsminister giebt sie auf 7° an. Hier haben wir die ganze Zeit gut Wetter gehabt, und in Neapel weht wahre Frühlingsluft. Das Thermometer steht Nachts etwa 11° + und um Mittag 17 — 18°. Der herrliche Sinn, der sich am 17ten ausgesprochen, hat mich innig gefreut aber nicht weiter gewundert, denn Du kennst die Meinung, die ich von unserm Volke habe, und wie ich es immer gegen Unbilde in Schutz nehme. Es giebt keine gediegenere Treue als die bei uns wohnt.

g.

Neapel, den 3ten December 1822.

Zu dem heutigen extraordinairen Courier giebt des Staatskanzlers plötzliches Hinscheiden zu Genua die nächste Veranlassung. Ich erachte diese Begebenheit für sehr wichtig und den Verlust für sehr groß. — Schon in Rom war ich

unwohl, die Reise nach Neapel glich dieses zum Theil wieder aus; doch kam das Uebel wieder, wohl dem Genuß unverdaulicher Speisen zuzuschreiben. Ich werde vorsichtiger seyn. Ich schicke Dir beikommend ein Kistchen mit allerlei Kleinigkeiten, von denen sich ein Theil zu Geschenken an Freundinnen qualifiziren wird. Die Rosenkränze sind aus Loretto.

Uebermorgen geht es nach Rom, von wo aus ich Dir weitläufiger schreiben werde. Ich umarme Dich von ganzer Seele.

Mit ziemlicher Gewißheit kann ich Dir jetzt sagen, daß wir den 7ten Januar in Potsdam seyn werden.

Tausend Küsse an die Kinder, Gruß an alle Bekannte.

Ewig Dein

Job.

Reise nach Frankreich.

1825.

Paris, den 27sten September 1825.

Am 24sten Morgens machte der König von Frankreich und der Dauphin unserm König zuerst die Visite, eine Artigkeit, die, nach der hiesigen Etiquette, als etwas besonderes angesehen wird. Um 1 Uhr fuhr unser König nach St. Cloud zur Gegenvisite und fand die königliche Familie versammelt. Es war eine gegenseitige große Freundlichkeit sichtbar. Den 25sten waren wir Mittags bei dem Könige zum Diner in St. Cloud, woselbst Abends Schauspiel war, was sehr amusant ausfiel.

Ich habe Meyerbeers Crociato in Egitto gehört. Die Musik hat gute Sachen, aber der jetzige italienische Geschmack spricht mich nicht an und Originalität vermisse ich gänzlich.

Paris, den 3ten October 1825.

Der König von Frankreich hat den unsrigen auf eine sehr zuvorkommende Weise aufgenommen. Dieselbe Zartheit nnd Artigkeit hat bis jetzt fortgedauert. Unser König ist in allem 3mal beim Könige gewesen und man kann sagen er war wie bei sich zu Hause. Diese freundliche Art äußerte sich denn auch beim ganzen Hofe und wir seine Diener sind ebenfalls außerordentlich artig behandelt worden. Der kleine Prinz Albrecht hat, was man sagt, furore gemacht. Seine Natürlichkeit und Dreistigkeit hat ihm alle Herzen gewonnen und vorzüglich scheint er bei der Dauphine einen besondern Ein-

druck gemacht zu haben. Mit einem Worte, von dieser Seite können wir sehr zufrieden seyn. Aber auch von jedem andern Gesichtspunkte aus, ist der Aufenhalt sehr interessant zu nennen. Paris hat seit den 7 Jahren, wo ich nicht hier war, unglaublich gewonnen. Ueberall ist ein Reichthum und eine Thätigkeit wahrzunehmen, von welchen man sich schwer einen Begriff machen kann. Was die Theater anbetrifft, so steht die Oper in musikalischer Hinsicht unter der unsrigen, auch in scenischer ist sie nicht besser. Die Oper Aladin oder die Wunderlampe, die bloß wegen der Decorationen Succeß gehabt hat, wird von Alcidor gewiß überboten, von andern aber eingeholt. In Hinsicht auf den Tanz müssen wir einstecken, das liegt einmal im Nationalcharakter. Etwas nieblicheres als Mad. Montessu kann man sich nicht wohl denken, und Paul und Coulon sind einzig, wiewohl es mir vorkommt, als habe der erstere etwas an Leichtigkeit verloren, da er stärker geworden ist. Mad. Anatole ist vortrefflich in dem noblen Genre. Und außerdem giebt es außer einer Menge sehr guter Solotänzer und Tänzerinnen unter den Figuranten viele, die unbedenklich bei uns einen guten Platz als Solisten einnehmen würden. Ich habe die Opern Pharamond und Aladin gesehen, beide in Rücksicht auf Musik sehr mittelmäßig.

Paris, den 5ten October 1825.

Unsere Rückreise ist noch auf ein paar Tage hinausgeschoben worden, weil der König gestern in Erfahrung gebracht, daß am 9ten d. M. der Geburtstag Carl X. ist. Bei der großen Artigkeit, mit welcher er hier aufgenommen, wäre es allerdings nicht angemessen gewesen, wenn er gerade an diesem Tage abgereist wäre. Wir werden daher nun erst den 11ten

abgehen. Ich bin gestern bei Erards gewesen. Dort habe ich auch den jungen Liszt gehört, der meine Erwartung bei weitem übertroffen hat. Es ist unmöglich von einem Knaben von 13 Jahren eine größere Fertigkeit, mehr Ausdruck und mehr Imagination zu verlangen. Er phantasirt stundenlang und das auf eine so gediegene Weise, mit solchem Feuer und so viel Kraft, daß man schwören würde es sei ein erwachsener Mann, wenn man ihn nicht sähe. In dem Jungen steckt gewiß was Außerordentliches. Es wird jetzt auf der großen Oper ein Stück von ihm einstudirt. Morgen werde ich einer Probe beiwohnen. Als er gestern zu phantasiren anfing, gab ich ihm zwei Thema's. Das eine aus dem Cortez, das andere aus dem Crociato von Meyerbeer, welches er nicht zu kennen vorgab. Er behandelte sie beide mit sehr vielem Geschmack, fugirte das aus dem Crociato und verband nachher beide Themata zusammen, indem er das eine in den Diskant, das andere in den Baß legte.

Paris, den 8ten October 1825.

Zwei Vorstellungen Spontinischer Opern, Cortez und Vestalin habe ich gesehen. Beide stehen unter den unsrigen, vorzüglich aber die Vestalin, die mit der unsrigen nicht zusammen zu nennen ist.



Anhang.

Karl Ernst Oelsner

an

den Geheimen Staatsrath v. Stägemann.

Paris 1819.



Als treuer Gefährte des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg und des Kriegsministers v. Witzleben kämpfte damals (1819) auch der Geh. Staatsrath v. Stägemann — zur Zeit Chef der Staatszeitung, gegen das Verdächtigmachen des Volks und gegen die düstern Anklagen, welche man dem Könige vorbrachte; besonders nahmen einige hochgestellte Männer die Ermordung Kotzebue's zum Aushängeschild ihrer Furchterregungen. Mit Muth stritt Stägemann dagegen und Hochwichtiges existirt noch aus jener Periode von seiner Hand. Oeffentlich verfocht er seine Ansichten in der Staatszeitung und wir glauben zur Ergänzung der wichtigen Denkschrift Witzlebens aus jener Zeit *) hier einen Brief K. E. Oelsners an Stägemann mittheilen zu müssen, — doch aber auch Entschuldigung hoffend, daß er einzeln aus einer vollständigen Sammlung Briefe des feinen Diplomaten — den Varnhagen v. Ense so meisterhaft in seiner „Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel" geschildert, — herausgenommen ist: diese ganze Sammlung wird der Oeffentlichkeit nicht vorenthalten werden.

---

*) Siehe Seite 93.

Mit Interesse wird man es im Verfolg des Briefes lesen, wie wahr und geistreich Oelsner auch die damaligen Verhältnisse Frankreichs auffaßte und mit welchen kurzen, scharfen Meisterstrichen er die Hauptpersonen zu schildern wußte.

An den Geh. Staatsrath v. Stägemann in Berlin.

Paris, den 14ten Mai 1819.

Die Richtigkeit des Urtheils, Hochverehrtester, das Sie in der Beilage zum 33sten Stück der Staatszeitung über Sand's That fällen, muß jedem Unbefangenen einleuchten; sie erhellet aus allen nunmehr bekannten Umständen. Der schwerblütigen Schwärmerei des bejammernswerthen Jünglings, ihr ganz allein, ist die verübte That beizumessen. Auch erblickt man, den Einfluß des Zeitgeistes abgerechnet, keine Spur eines äußeren Antriebs oder eines Mitwissers und es gereicht Ihrem Muthe, Ihrer Herzensgüte zur Ehre, diese Wahrheit Leuten vorzuhalten, welche, aus liebloser Verirrung, einen magister cultellariorum ersinnen und Vehmgerichte träumen, wo sicherer eine, allerdings beunruhigende, öffentliche Stimmung wahrzunehmen ist. Der Wahn von heimlichen Eidsgenossenschaften hat schon in den neunziger Jahren unsäglichen Schaden angestiftet. Soll er wieder herrschend werden? Diejenigen, so ihn hegen, bemitleide ich am meisten. Er fälscht die Ansichten und führt auf Abwege. Man leihet den geheimen Verbindungen eine Ausdehnung, eine Wirksamkeit, die sie nie erschwingen können. Daß deutsche Regierungen von dem Spuk ergriffen sind, zeigen die zu Gießen, laut der Baireuther Zeitung vom 4ten dieses, und in Churhessen stattgefundenen Maaßregeln. Fürchten unsere Naturforscher nicht vielleicht Lissaboner und Guatimaler Erdbeben von den Stößen hessischer Maulwürfe? Die großen Ursachen, welche das Zeitalter, dem wir angehören, in Bewegung

setzen, liegen unverholen zu Tage. Wer nicht mit Blindheit geschlagen ist, begreift und erkennet. Deutschlands politischer Gesundheitszustand scheint mir bedenklicher als der von Frankreich. Freilich überziehen hier Schwärme von Heidenbekehrern besonders die südlichen und westlichen Provinzen; sie reisen nicht zu Fuß nach Art der Apostel, sondern mit Extrapost, noch speisen sie Heuschrecken und wilden Honig wie Johannes der Täufer, sondern werden à quinze francs par tête bewirthet, denn ihre Pariser Schatzmeister lassen sie in keiner Geldverlegenheit und so treiben sie des Unwesens viel und der Wunderwerke mancherlei. Aber bald dürften sie auf Gegenfüßler stoßen, deren Missionsanstalt bereit stehet, wie man versichert, dem Pabstthum das Spiel zu verderben. Von dem jetzt im mittägigen Frankreich kommandirenden General Briche haben die geistlichen Quacksalber keine Unterstützung zu hoffen. Dieser verwahrloste Mensch, obschon Elsasser aber im französischen Lager aufgewachsen, ist von kindlichem Sinn fürs Fromme und Zarte der altdeutschen Schule völlig entblößt. Werden Sie verzeihen, wenn ich der Schuldigkeit des Geschichtschreibers Folge leiste auch da, wo die Treue den Anstand, Zucht, Sitte, guten Ton verletzt? Allein Sie müssen Briche kennen lernen. Er kommt nach Nismes das dortige Regiment zu mustern. Was ihm zuerst auffällt ist ein Trompeter: pourquoi as-tu coupé tes moustaches? C'est, mon général, qu'elles m'empêchaient de sonner ma trompette! drôle que tu es, erwiedert der General, le p. .l de mon c.l ne m'empêche pas de sonner la mienne. Beim Regimente machte der Einfall großes Glück.

Mögen parteiische Schreiber ins Ausland berichten was sie wollen, meines Erachtens sind die Aktien des Ultraismus

im Sinken. Herr von Talleyrand hat sich bei Decazes zu den demüthigsten Kriechereien herabgelassen, aber es ist ihm nicht gelungen den gescheuten Mann zu übertölpeln, das heißt für Ernennung eines Ministeriums zu gewinnen, in welchem Herr von Talleyrand ein Plätzchen bekommen hätte. Von den Talenten dieses alten Staatsmanns wird beinahe mit eben der Geringschätzung gesprochen als wie von seiner Rechtlichkeit. Unbestritten bleiben ihm einige witzige Gedanken, deren unvorsichtige Aeußerung aber seinen Absichten oft mehr schadet als nützt. Herr Decazes kann ihm unmöglich folgendes Wort vergessen: je dis que Mr. Decazes est un polisson, et il n'est pas content. Zu den schlechten Rechnern, die sich aus Eitelkeit und in der Absicht irgend ein Ministerium zu erschnappen in die Partei der Ultraisten geworfen, wird Herr Benoist gezählt. Er ist achtzehn Jahr lang erster Chef des Ministeriums des Innern gewesen. Während dieser Zeit hing die Ernennung der Präfekten, Unterpräfekten u. s. w. so wie ihre Sicherheit von seinem Einflusse ab. Da Madame Benoist einen trefflichen Pinsel führt, so war es Etikette geworden, daß jeder Präfekt sein Bildniß malen ließ bei Frau Benoist oder es bestellte, und dafür hundert Louisd'or bezahlte. Die sich noch besser setzen wollten, verlangten auch das Portrait von Buonaparte. So wurde die Stelle des Mannes für die Gemahlin ergiebig. Vermuthlich hat sie ihm noch andere Sporteln abgeworfen. Als die Bourbons zurückkamen, suchte Herr Benoist, er ist Sohn eines Advokaten von Agen oder aus der Gegend, aller Welt einzureden, daß er ein alter Edelmann sey, der Revolution nie gedient, er der achtzehn Jahr Chef au ministère de l'intérieur, und sich ihren ersten Ausbrüchen widersetzt habe. Er erzählte von

einem Baueraufstande, der durch seine Mitwirkung zerstreut wurde und sagte: **nous n'étions que soixante gentilshommes.** Seine Lächerlichkeit hat ihre völlige Abrundung erhalten durch das Wort einer Dame von Stande: **pour un homme de rien, Mr. Benoist pense très bien.**

Mit dem grotesken Jagdanzuge des **Comte d'Artois** werden allerlei Späße getrieben. Der Herzog von Orleans war beliebter. Dieser Prinz benahm sich mit Klugheit. Er hat die ihm angebotene Wache von königlichen Leibgarden ausgeschlagen und erklärte, daß ihm die der Nationalgarde vollkommen genüge. Der die Wache kommandirende Offizier, wer er sey, Kaufmann oder Professionist, wird jedesmal zur Tafel gezogen und kommt neben der Herzogin Königl. Hoheit zu sitzen. Dem **Corps de garde** bringt der Abend eine reichliche Schale Punsch.

Ich wohnte der vorgestrigen Deputirtensitzung bei; sie war anziehend. Pasquier sprach trefflich zu Gunsten der Corvettoschen Finanzverwaltung, die jetzt so heftig getadelt wird. Gaspillage ist unstreitig vorgefallen. Wo in der Welt kann man ihrer in Finanzgeschäften entbehren! Die hiesigen Zeterschreier sind meistentheils rechtliche Leute die sich ärgern und schämen, daß ihre Hände rein und ihre Tugend unversehrt geblieben ist. Gern würde ich die Deputirtenkammer öfterer besuchen, aber ich habe leider keine diplomatische Einlaßkarte und hange daher von der Gefälligkeit eines alten Bekannten ab, der mir bisweilen die seinige spendirt. Wem nur die Bühne des Publikums bleibt, der muß sich schon Morgens um 9 oder 10 Uhr einstellen, da die Sitzung doch erst um 2 Uhr beginnt. Unmöglich kann ich so viel

Zeit opfern, noch mich in das Gemengsel des Volkes werfen. Meine heutige Sendung enthält nichts Sonderliches. **Histoire de la republique Haiti** ist bemerkenswerth wegen der offiziellen Aktenstücke, welche sie liefert, betreffend die neuesten Unterhandlungen. Vielleicht bringt man mir noch **de l'Angleterre par Mr. Rubichon**, das sehr interessant seyn soll. Einer unsrer Landsleute stellt ein großes historisches Gemälde aus **les funerailles de Polinice**. Es wird von allen Kennern, die es gesehen haben, hochgepriesen. Wahrscheinlich hat Herr Franck die Ehre Ihnen persönlich bekannt zu seyn.

Mitte Juni erscheint ein neues Tagsblatt, **la renommée**, dessen Hauptactionaire Benjamin Constant, Etienne, Jouy sind. Hinsichtlich der Reise des Herrn Hulot muß ich noch bemerken, daß das Gerücht von dem Zwecke derselben ultraistischer Herkunft, daß Madame Moreau ein leidenschaftliches Werkzeug des Ultraismus ist, daß wenn sich Frankreich für Bernadotte verwendet, es wahrscheinlich in dem allermildesten Tone geschieht, oder man müßte annehmen, daß es mit England einverstanden sey. Es hat gegenwärtig keine hinreichende Marine, um für sich allein, seinen Worten im baltischen Meere Nachdruck zu geben. Ueberhaupt aber ist es der Klugheit des Ministeriums angemessen in auswärtigen Dingen keine derbe Sprache zu führen oder unnöthigerweise aus dem ruhigen Gleise zu treten, das ihm die Umstände des Innern vorzeichnen. Auf dem Wege den es bisher befolgt hat, muß Frankreich bis Monat October mit allen Mitteln der Selbstständigkeit ausgerüstet seyn; das kann nicht fehlen. Unter den Ministern herrscht Eintracht und so wird ihre Haltung mit jedem Tage sicherer und fester. Daher glauben sehr verständige Leute, daß die Prinzen sich den Ministern, nicht

die Minister den Prinzen zu nähern suchen. Das kann rathsam seyn, wenn es wahr ist, daß die Orleanssche Partei sich im Steigen befindet, indeß die Buonapartische, nach und nach auf einen Klub reducirt, einzusehen beginnt, daß ihre Wünsche und Hoffnungen nichtige Chimären sind, und zweifelsohne sich auflösen wird. Doch in Berlin ist man zuverlässig besser von dem was hier vorgeht unterrichtet als ich es in meiner Beschränkung seyn kann. Sie besitzen Correspondenten, denen Mittel gegeben sind sich in großen Umgangskreisen herumzutreiben. Vielleicht kommt aber doch noch einmal die Zeit, wo ich meinem Vaterlande nützlich werde; an dem ernsten Willen es zu seyn fehlt es mir nicht. Besonders glücklich schätzen werde ich mich, Ihre Achtung, Ihre Freundschaft zu verdienen, denn Ihr ausgezeichneter Genius und Ihr huldreiches Gemüth machen Sie zum Gegenstande meiner flammendsten Verehrung. Legen Sie meine Frau und mich Ihrer Gemahlin zu Füßen.

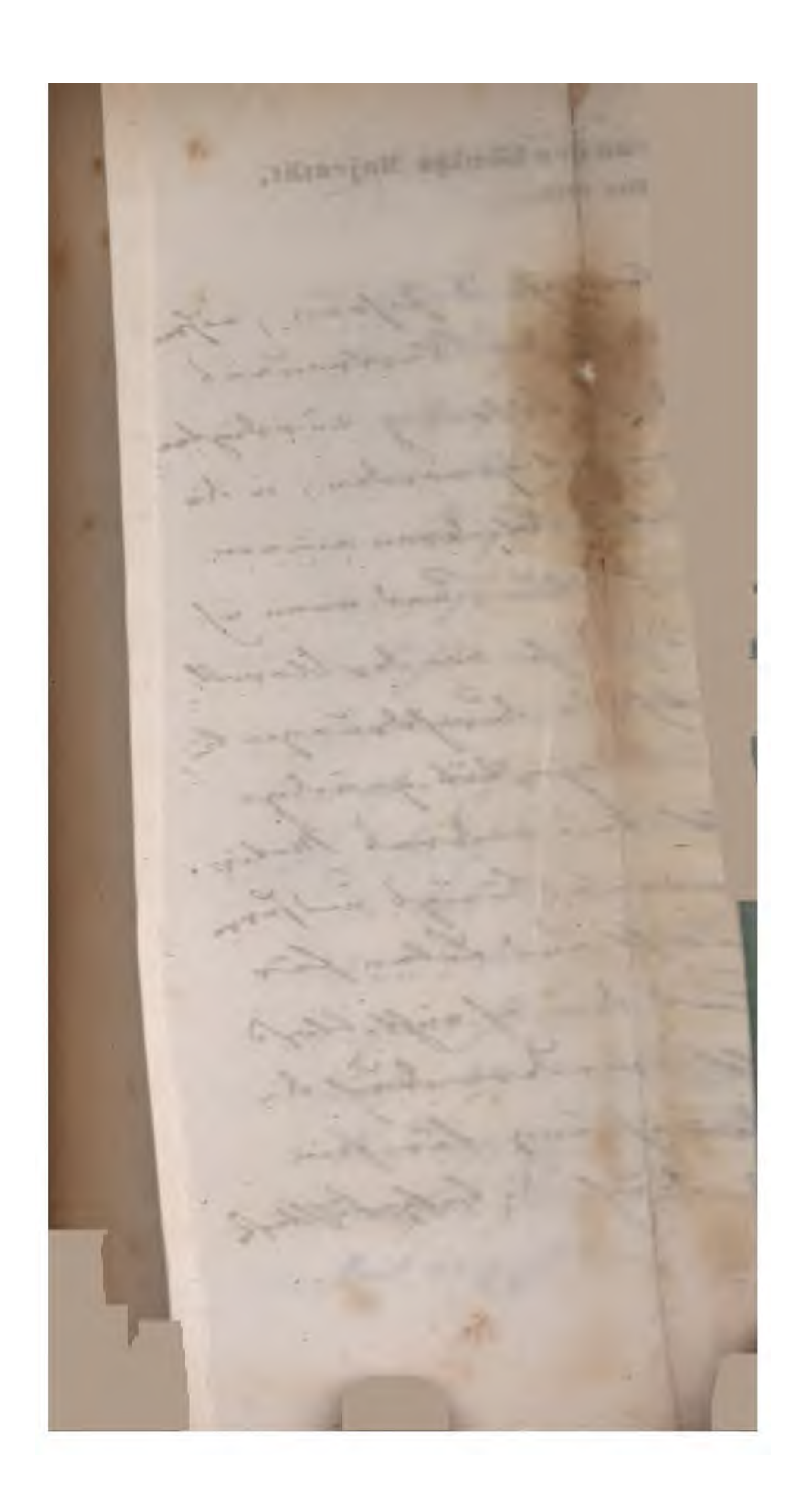
Mit innigster Ergebenheit

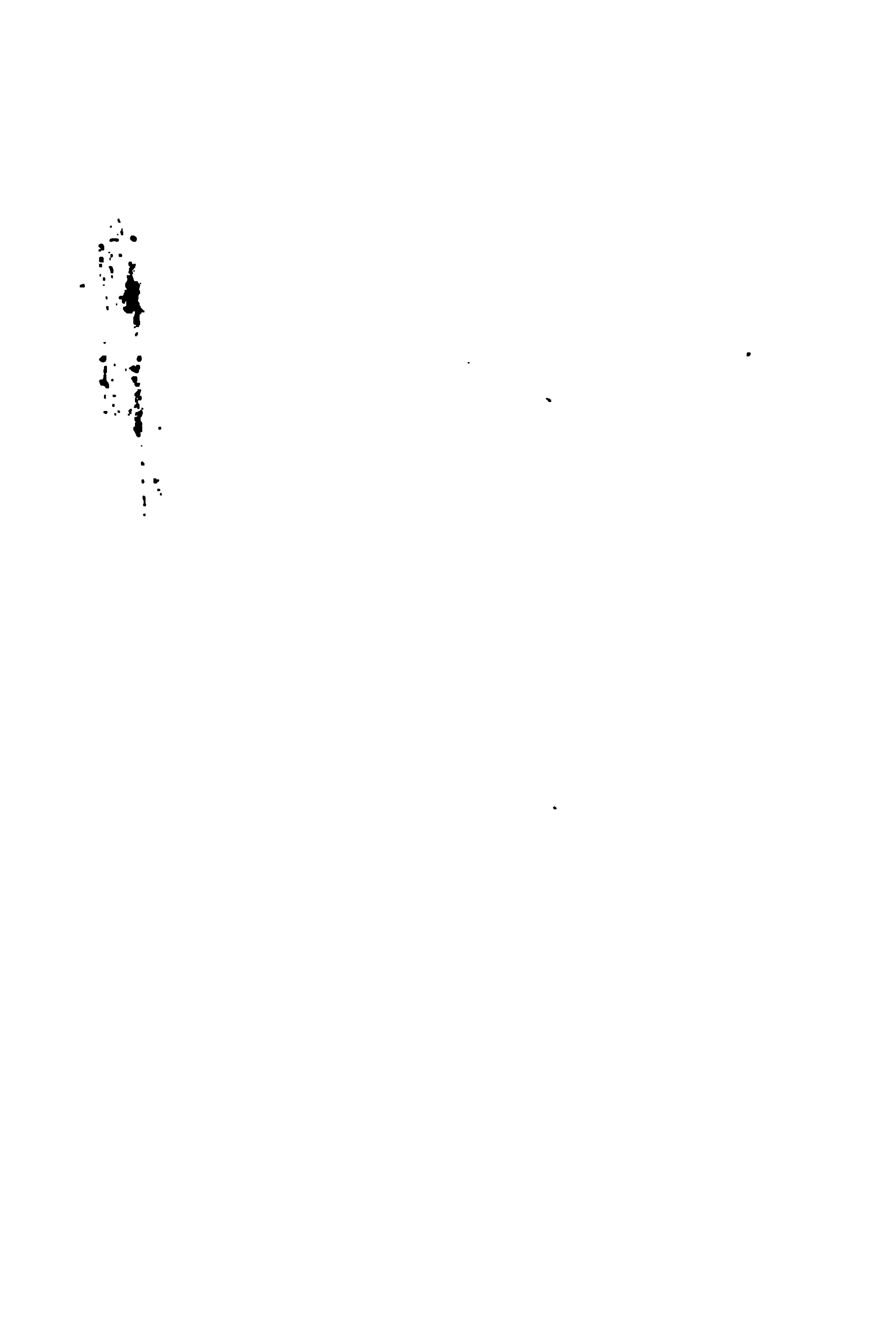
Oelsner.

Namen = Verzeichniß

derjenigen Personen, deren in diesem Werke Erwähnung geschieht.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.







Verlag von Bernh. Tauchnitz jun.







